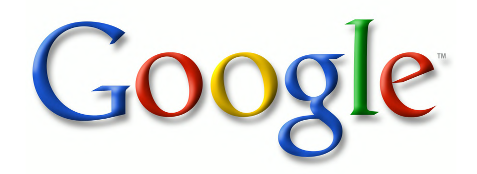
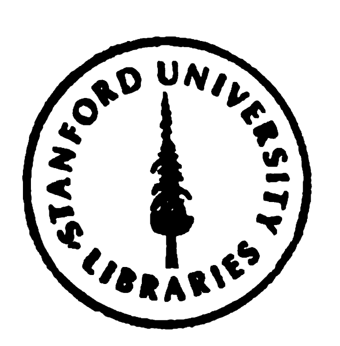





STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES



Kozalewski, Włodzimierz

Leben und Thaten

des

Generals Jaroslas Dombrowski.

Nach den

Aufzeichnungen seines Adjutanten.

Mit dem Portrait Dombrowski's und einem Faksimile seiner Handschrift.

Leipzig 1876.

Druck und Verlag der Genossenschaftsbuchdruckerei.



Jaroslas Dombrowski.

Ich benutze die bei anderen Blättern nicht allzuhäufig vorkommende Gastfreundlichkeit des „Volksstaat" nicht um das Andenken eines Mannes wiederherzustellen, welchen alle Verleumdungen unserer Feinde nicht herabsetzen könnten in den Augen der wirklichen Freunde des Volkes, sondern nur um die mehr sinnlosen als frechen Lügen zurückzuweisen, die indeß dennoch geeignet sein könnten, die öffentliche Meinung irre zu führen.

Was ich für Dombrowski thue, hätte schon längst geschehen sollen für alle die Schlachtopfer des letzten sozialen Krieges zu Paris. Nicht zufrieden, uns tausendweise verbannt, erschossen und deportirt zu haben, stürzen sich unsere Feinde auch auf unsere ruhmbedeckten Todten. Das Schmähen erscheint ihnen leicht und gut, da sie ewig stumme Lippen vor sich haben.

Diese Waffe der feigen und schamlosen Seelen, deren die Reaction sich jedesmal bedient, wenn sie uns bekämpfen will, kennen wir so gut, daß sie uns durchaus nicht erschreckt oder zurückstößt. Ich glaube aber doch, daß es empörend wäre, wenn man diesen Sturmwind von Lüge ohne Antwot passiren lassen wollte. Wir Lebenden können unsere Gegner verachten, ohne ihnen die Ehre anzuthun, uns zu vertheidigen. Was unsere Todten betrifft, glaube ich, daß es unsere Pflicht und unsere Würde erheischt, dieselben vor der schmutzigen Pfütze zu bewahren, in welcher unsere unversöhnlichen Feinde sie ersticken wollen.

Zu diesem Zweck wird eine kurze und einfache Lebensgeschichte eines jeden unserer Helden allein als Waffe zur Vertheidigung mehr beitragen, als alle Zurückweisungen der auf einander gehäuften Verleumdungen.

Im Uebrigen würde dies zu viel Wesens machen aus Anklägern wie Alexander II. und Napoleon III., welche ihr Möglichstes gethan haben, um Dombrowski als Fälscher verurtheilen zu lassen, wie Trochu, dieser Tartüffe der Republik, welcher sich nicht schämte, in öffentlicher Nationalversammlung zu behaupten, daß Dombrowki nichts weiter als ein preußischer Spion sei.

Nein, meine Herren! Wir werden Euch nicht auf Eure Verleumdungen antworten. Aber wir werden demselben Publikum, dessen gutem Glauben ihr so manchen Streich gespielt habt, ein-

fach sagen, was für einen Mann und was für ein Leben ihr angeschwärzt habt.

Die Namen Dombrowski, Flourens, Delescluze und alle anderen gehören der Geschichte an. Nicht der Geschichte, welche Thiers, Louis Blanc und Lamartine geschrieben haben, sondern der Geschichte des Volks, die bis in unsere Tage leider in den Staub der Jahrhunderte geworfen wurde.

Wird sich wohl bald eine ehrliche Hand, ein Geist für die Höhe dieser Aufgabe finden, um die große Verurtheilte wieder aufzurichten? Wir wollen hoffen — ja! In Erwartung dessen wollen wir unsere Kräfte anstrengen, um diese Arbeit vorzubereiten und ihren Erfolg leichter und sicherer zu machen.

Das Leben Dombrowski's, welches nur den langen und blutigen Kampf dargestellt hat, den das Volk seit beinahe hundert Jahren gegen die Tyrannen führt, die sich gegen das Volk vereinigt haben — dieses Leben, welches sogenannte ernsthafte Leute zweifellos unter die abenteuerlichen Existenzen rechnen werden, ist in Wahrheit nichts als eine Kette von Versuchen und Anstrengungen, die zum Ziel haben: die Befreiung Polens und die Freiheit aller Völker.

Glühender Patriot in seinem Vaterlande, wich er niemals vor einer Pflicht gegen andere Unterdrückte zurück. Er trieb diesen Edelmuth so weit, daß zu seinen liebsten Träumereien die Freiheit Rußlands, dieses furchtbaren Feindes seines Vaterlandes, gehörte.

Dombrowski, ein eminent hoher und gebildeter Geist, einer der vorzüglichsten Offiziere unserer Zeit, eine unermüdliche Arbeitskraft, zeigte in seinem Privatleben wie in seiner politischen Laufbahn eine bewundernswürdige Bescheidenheit. Bereit, jeder guten Sache zu dienen und nur deren Erfolg im Auge, war er stets im Stande, seinen Posten an Den abzutreten, welchen er für fähiger hielt, sie zum guten Ende zu führen.

Es ist eine ganz natürliche Sache, aber es findet sich heutzutage selten ein Mann, der seit fünfzehn Jahren sich an allen revolutionären Unternehmungen betheiligt und Nichts erreicht hat, als arm zu sterben und seine Frau mit drei Kindern in einer Lage zurückzulassen, die ans Elend grenzt.

Um meine Aufgabe zu erleichtern, zerlege ich dieses ruhmreiche Leben in drei Theile. Der erste Theil umfaßt die Zeit, die seit seiner zartesten Jugend bis zu der Stunde verstrichen ist, wo es ihm mittelst eines kühnen Ausbruchs aus dem Gefängniß der Verurtheilten (depôt des condamnés) zu Moskau gelang, fremdes Land zu erreichen. Der zweite Theil wird sein Leben und seine

Thaten als Flüchtling bis zu der Zeit enthalten, wo er den Ruf erhielt, sich an dem Kampfe der Commune von Paris zu betheiligen. Der dritte Theil wird nur bezwecken, die Rolle zu veranschaulichen, welche er in dem denkwürdigen Kampfe gegen die Versailler Monarchisten gespielt hat, ein Kampf, welcher ihm am 23. Mai 1871 dahin brachte, sein Leben bei der Vertheidigung der Rechte des Pariser Volks zu opfern.

I.

Jaroslas Dombrowski, Sohn von Victor Dombrowski und Sophie Falkenhagen, wurde am 13. Oktober 1837 zu Zytomir in Volhynien geboren. Seine Kindheit bietet die einzige Eigenthümlichkeit, daß die Regierung des Czaren Alles aufbot, um aus dem jungen Sprossen seiner herkömmlichen Feinde eine ergebene Kreatur, einen Verräther an seinem Vaterlande, mit einem Wort, einen Sklaven zu machen.

Als neunjähriger Knabe ward Dombrowski von seiner Mutter weggenommen und in das Cadettencorps zu Brest in Lithauen eingereiht. Von da bezog er die Petersburger Artillerieschule und wurde im Alter von 16 Jahren als Unterlieutenant zu der Armee im Kaukasus gesendet. Der junge Mann sah bald, daß dies nur eine List des Feindes war, daß man erst seine Ergebenheit prüfen wollte, bevor man ihm eine glänzendere Zukunft eröffnete.

Von dieser Zeit an gelobte sich Dombrowski, nur seinem Vaterlande zu dienen, ihm seine Person und seine Zukunft zu opfern und seine Stellung auszubeuten, um dem Vaterlande leichter und nützlicher dienen zu können.

Seine Fähigkeiten, sein Muth im Kampf erwarben ihm bald besondere Auszeichnungen. Er wurde geschmückt mit dem Sanct Stanislaus-Orden, stieg zum Rang eines Artillerie-Lieutenants auf und nach fünfjährigem Dienste lieferte man ihm auf sein Ansuchen die Mittel, um die Schule des Generalstabs von Petersburg zu besuchen. Diese Institution, von welcher man in Europa wenig Aufhebens macht, ist sicherlich eine der besten Schulen, welche man nur finden kann. Nach dem Feldzug von Sebastopol, bei welchem sich so viele Unzuträglichkeiten sehen ließen, machte die Regierung Alexanders II. die lobenswerthesten Anstrengungen, um eine Schule aus höheren Offizieren zu schaffen. Mit der asiatischen Freigebigkeit, welche Rußland charakterisirt, brachte man in einem Jahre zu Stande, was andere Länder nur durch das Gewicht längerer Opfer vermögen. Die besten Professoren wurden an die Schule berufen, reiche Bibliotheken entstanden wie mit

einem Zauberschlage und zwei Jahre später lieferte die Akademie von Petersburg der Armee junge Offiziere vom Generalstab von militärischer Befähigung und von wirklichem Verdienst.

Die russische Regierung, welche sonst, indem sie den Betrug und die Schurkerei beschützte und förderte, ihren Vortheil fand, verschloß das Thor der Akademie jedem ungerechtfertigten Ehrgeiz, und öffnete es nur, um wirklich tüchtige Offiziere hinauszulassen. Die Prüfungen sind von einer solchen Strenge, daß nur fähige Köpfe sich derselben unterziehen können.

Dombrowski trat als einer der Ersten in die Akademie ein. Seine großen Fähigkeiten brachten ihm die Freundschaft der Professoren ein, welche alle ihm eine der glänzendsten Laufbahnen prophezeiten. Die neueren Ideen brachen sich bald Bahn bei dieser Jugend. Ermuthigt und bis zu einem gewissen Grad auch geführt durch die Schriften der Republikaner Herzen, Ogarew, Czernyczewsky, Michailow*) und Andere, verwandelten die jungen Offiziere der Akademie diese in eine Quelle der revolutionären Thätigkeit. Man conspirirte oder setzte sich ins Einvernehmen mit den Kameraden von der Armee, und es gab eine Zeit, wo man von dieser aus sich selbst entstandenen Bewegung große Resultate erwarten konnte. In allen Armeecorps bildeten sich geheime Gesellschaften der Offiziere. Man arbeitete mit Eifer gegen die Tyrannei, welche auf immer zerstört werden sollte.

Diese Hoffnungen wurden um so begründeter, als die revolutionäre Bewegung in Polen sich von Tag zu Tag mehr schärfte. Man hätte diesen Umstand benutzen sollen, um den entscheidenden Schlag mit vereinten Kräften zu führen.

Dombrowski war eines der thätigsten Mitglieder dieser militärischen Verschwörung. Unterstützt von Sierakowski**) gelang es ihm, das Nöthige vorzubereiten, um sofort die Schule zu verlassen und eine rasche und ernsthafte Organisation beginnen zu können. Einen Augenblick öffnete die Regierung die Augen, entdeckte einige Regungen, und die minder Schuldigen erschraken, wie dieses ja so oft vorkommt. Da man die Sache nicht an die große Glocke hängen wollte, so begnügte man sich, einige Professoren zu ent-

*) Der Verfasser bemerkt hier, daß die beiden letzteren zu Nerczynek in Sibirien bei der Zwangsarbeit gestorben sind. Hier ist jedenfalls ein älterer Czernyczewski gemeint, denn der bekannte talentvolle Journalist dieses Namens, erst 80 Jahre alt, lebt unseres Wissens noch in Sibirien.

**) Oberstlieutenant des Generalstabes, gehängt 1863 zu Wilna auf Befehl Murawieffs.

lassen und den Kursus für Genietruppen bis auf Weiteres zu schließen.

Dennoch verstrich die Zeit immerhin und Dombrowski, der die Akademie verlassen hatte, wurde im Anfang des Jahres 1862 als Adjutant des Generalstabes der sechsten Division zur Garnison nach Warschau geschickt. Zur selben Zeit war er zum Rang eines Capitains des Generalstabes aufgerückt.

Diese Stellung öffnete der Verwirklichung seiner Pläne die Thore. In Warschau trat er sofort in Verbindung mit dem Centralcomité und wurde eines seiner thätigsten Mitglieder. Außerdem war er ohne Unterlaß thätig, die Armee vorzubereiten, und in kurzer Zeit gab es kein Regiment im Königreich Polen, das nicht der allgemeinen Sache ergebene Leute unter sich gezählt hätte.

Von Zeit zu Zeit ließ der Despotismus einige Unglückliche und Unvorsichtige seine Hand fühlen, wie denn auch Arnholdt, Sliwicki und Szczur*), Offiziere und Soldaten eines Jägerbataillons, mit ihrem Leben die Betheiligung an einer Bewegung bezahlten, die Alles zu umfassen schien.

Dombrowski, der eigentliche Schöpfer dieser geheimen Organisation, welche den Coloß bedrohte, war sicher vor Verdacht, bis er an die Reihe kam.

Die Attentate gegen Lüders und den Großfürsten Constantin, welche das Centralcomité beschlossen und angeordnet hatte, konnten es unseren Unterdrückern nicht verrathen, bis der Verräther Wielopolski an die Reihe kam, den es der öffentlichen Meinung opfern mußte, die durch diesen Renegaten wirklich betroffen wurde. Die Vollziehung dieses Urtheils wurde Rzaco anvertraut, der die Sache ungeschickt anfing und nichts weiter ausrichtete, als daß er seinen Kopf auf das Schaffot trug. Man beschloß, die Sache wieder aufzunehmen, und dieses Mal ist es Dombrowski, welcher sich mit ihr beschäftigt. Es fehlte nicht an Leuten, entschlossen, hundertmal ihr Leben für das Vaterland zu opfern, es galt nur, ihnen die Ausführung zu erleichtern. Dombrowski, welcher wußte, daß der Elende gut bewacht wurde und daß er für Leute von außen unnahbar war, entschloß sich, an Ryl, welcher beauftragt war, den Verbrecher zu tödten, eine Offiziersuniform des Generalstabes abzutreten, welche ihm die verschlossenen Pforten öffnen sollte. Der Anzug war bereit, nur die Knöpfe mußten noch angenäht werden. Ryl kam zu Dombrowski, um die Uniform anzuprobiren und sollte, um sie abzuholen, bestimmt am folgenden Tage kommen, der voraus für die Vollziehung des Planes festgesetzt worden war. Das

*) Alle Drei wurden in der Citadelle von Modlin erschossen.

Unglück wollte, daß Ryl seinen Plan änderte, sich in Civilkleidung dem Wielopolski zu nähern wußte, einen Revolverschuß auf ihn abfeuerte und ihn fehlte. Der 18jährige Ryl wurde auf der Stelle verhaftet, in Untersuchung gezogen und erzählte die Geschichte von der Uniform. Bei Dombrowski ward eine Haussuchung vorgenommen, man fand den Rock ohne Knöpfe und das genügte, so daß der Hauptmann vom Generalstab noch an demselben Tage, dem 13. August 1862, auf der Citadelle saß.*)

Die Regierung ahnte, ohne es recht zu wissen, daß sie einen wichtigen Fang gemacht habe in der Person ihres früheren verwöhnten Kindes. Sie setzte sich in Bewegung, um das ganze Complot zu entdecken; aber, wie es ganz in der Ordnung, weder Drohungen noch Versprechen konnten dem Angeklagten einen einzigen Namen entreißen. Das Verfahren war schwierig und zog sich ohne Ende in die Länge, wie jedes politische Verfahren in Rußland. Monate vergingen und die Revolution in Polen brach aus. Dieses große Ereigniß, welches Dombrowski so leidenschaftlich herbeiwünschte, für welches er sich ohne Rücksichten opferte, mußte seiner Mitwirkung entbehren. Die Erhebung verlor in ihm ihren vorher bezeichneten Führer, während seine Gefangenschaft ihr in Bezug auf die Militärverschwörung einen tödtlichen Schlag versetzte.

Die Verschworenen, vom Schreck erfaßt, gaben ihre Theilnehmerschaft in Masse auf. Einige, wie Podiebnia,**) der unglückliche Nikiforow,***) der junge und tapfere Artillerieoffizier Jacobi, haben in den Reihen der Insurrectionsarmee gekämpft, aber dies hatte keine politische Tragweite.

Polen, das in einen beispiellosen Kampf verwickelt war, wo eine Handvoll unbewaffneter Menschen gegen ganze Armeen kämpfte, vergaß Dombrowski und erinnerte sich erst an dem Tage wieder an ihn, da er zum Tode verurtheilt wurde. Die einzige Seele, die ihn nicht verließ, war seine Braut. Was hat dieses junge Mädchen nicht Alles gethan, um zu versuchen, ihn der Freiheit wiederzugeben, dann, einsehend, daß jenes unmöglich sei, ihm die Gefangenschaft möglichst erträglich zu machen — welche List, welche Schlauheit wandte sie an, um die Erlaubniß zu erhalten, ihn zu sehen und ihm die Hand zu drücken! Nur die unglücklichen Polen-

---

*) Ryl wie sein Vorgänger Rzaco wurden an demselben Tage zu Warschau hingerichtet.

**) Getödtet in einem Gefechte 1863.

***) Wurde das Opfer einer Mystifikation und dank dem Herrn Sapieha Mitte Mai 1863 von den Insurgenten hingerichtet.

frauen können dies ersinnen. Mehrere Male ins Gefängniß gesteckt, wurde sie aus Mangel an Beweisen wieder in Freiheit gesetzt. Als sie die traurige Nachricht bekommen hatte, verlor sie weder den Muth noch die Hoffnung, aber ihr gebrochenes Herz sah nur den Augenblick, wo das Leben, welches sie hatte um den Preis ihres Blutes erhalten wollen, enden würde unter der Hand des Henkers.

Da der Tod ein zu mildes Loos für einen Menschen ist, der das Verbrechen begangen hat, sein Vaterland zu lieben, so beschlossen der Czar und sein Scharfrichter, der General Berg, Dombrowski langsam zu tödten, fern von den Seinigen und seinem Vaterlande. Kurz, man verurtheilte ihn Mitte Dezember 1863 zu fünfzehn Jahren Zwangsarbeit in den Bergwerken des Ural. Als seine Braut wußte, daß er dem Tode entrissen sei, hatte sie nur den einen Wunsch, sein Loos zu theilen. Sie that Schritte für die Vermählung und für die Erlaubniß, den Verurtheilten begleiten zu dürfen. Vater und Mutter des jungen Mädchens waren längst todt; sie mußte daher die Zustimmung anderer Familienglieder erwirken. Die Verwandten gehörten zu jener verfluchten polnischen Adelsklasse, welche seit hundert Jahren nur den Muth hat, ihr Vaterland zu verkaufen und den Fuß des Siegers zu lecken. Die einen hatten Furcht, sich bloszustellen, die andern, dieselben sogar, welche vorher stolz darauf gewesen waren, die von dem glänzenden Generalstabsoffizier gestellten Heirathsbedingungen entgegennehmen zu dürfen, verweigerten ihre Unterstützung, als es sich nur noch um einen Bergmann handelte. Das arme Kind verlor den Muth nicht. Sie klopfte an allen Thüren an und klopfte so gut, daß eines Morgens der Gefängnißgeistliche in einem der Gefängnisse der Citadelle ihnen den Segen der Kirche ertheilte.

Diese abenteuerliche Hochzeit fand statt Mitte April 1864. Die Vorgesetzten, welche ihre Erlaubniß dazu hergaben, nahmen sich vor, diese Verbindung zu benutzen, um sich besser zu rächen. Das jungfräuliche Weib sah mit Verwunderung die Pforten des Gefängnisses, wo man ihren Mann gefangen hielt, sich vor ihr verschließen. Man verweigerte ihr hartnäckig die Erlaubniß, mit ihm zusammenzukommen, man umgab sie mit Spionen und agents provocateurs, und als man sah, daß sie auf der Hut war, verhaftete man sie, um ihr ohne allen Grund den Prozeß zu machen. Man beeilte sich und kurze Zeit nachher wurde sie zur Deportation verurtheilt. Als letzte Gunst erlaubte man ihr, das Exil mit ihren zwei Tanten zu theilen, trefflichen Frauen, welche sie zärtlich liebte. Was ihren Gatten betrifft, so hätte man glauben können, sie seien für immer getrennt gewesen oder wenigstens für sehr lange Zeit.

Unglück wollte, daß Ryl seinen Plan änderte, sich in Civilkleidung dem Wielopolski zu nähern wußte, einen Revolverschuß auf ihn abfeuerte und ihn fehlte. Der 18jährige Ryl wurde auf der Stelle verhaftet, in Untersuchung gezogen und erzählte die Geschichte von der Uniform. Bei Dombrowski ward eine Haussuchung vorgenommen, man fand den Rock ohne Knöpfe und das genügte, so daß der Hauptmann vom Generalstab noch an demselben Tage, dem 13. August 1862, auf der Citadelle saß.*)

Die Regierung ahnte, ohne es recht zu wissen, daß sie einen wichtigen Fang gemacht habe in der Person ihres früheren verwöhnten Kindes. Sie setzte sich in Bewegung, um das ganze Complot zu entdecken; aber, wie es ganz in der Ordnung, weder Drohungen noch Versprechen konnten dem Angeklagten einen einzigen Namen entreißen. Das Verfahren war schwierig und zog sich ohne Ende in die Länge, wie jedes politische Verfahren in Rußland. Monate vergingen und die Revolution in Polen brach aus. Dieses große Ereigniß, welches Dombrowski so leidenschaftlich herbeiwünschte, für welches er sich ohne Rücksichten opferte, mußte seiner Mitwirkung entbehren. Die Erhebung verlor in ihm ihren vorher bezeichneten Führer, während seine Gefangenschaft ihr in Bezug auf die Militärverschwörung einen tödtlichen Schlag versetzte.

Die Verschworenen, vom Schreck erfaßt, gaben ihre Theilnehmerschaft in Masse auf. Einige, wie Podiebnia,**) der unglückliche Nikiforow,***) der junge und tapfere Artillerieoffizier Jacobi, haben in den Reihen der Insurrectionsarmee gekämpft, aber dies hatte keine politische Tragweite.

Polen, das in einen beispiellosen Kampf verwickelt war, wo eine Handvoll unbewaffneter Menschen gegen ganze Armeen kämpfte, vergaß Dombrowski und erinnerte sich erst an dem Tage wieder an ihn, da er zum Tode verurtheilt wurde. Die einzige Seele, die ihn nicht verließ, war seine Braut. Was hat dieses junge Mädchen nicht Alles gethan, um zu versuchen, ihn der Freiheit wiederzugeben, dann, einsehend, daß jenes unmöglich sei, ihm die Gefangenschaft möglichst erträglich zu machen — welche List, welche Schlauheit wandte sie an, um die Erlaubniß zu erhalten, ihn zu sehen und ihm die Hand zu drücken! Nur die unglücklichen Polen-

---

*) Ryl wie sein Vorgänger Rzaco wurden an demselben Tage zu Warschau hingerichtet.

**) Getödtet in einem Gefechte 1863.

***) Wurde das Opfer einer Mystifikation und dank dem Herrn Sapieha Mitte Mai 1863 von den Insurgenten hingerichtet.

frauen können dies ersinnen. Mehrere Male ins Gefängniß gesteckt, wurde sie aus Mangel an Beweisen wieder in Freiheit gesetzt. Als sie die traurige Nachricht bekommen hatte, verlor sie weder den Muth noch die Hoffnung, aber ihr gebrochenes Herz sah nur den Augenblick, wo das Leben, welches sie hatte um den Preis ihres Blutes erhalten wollen, enden würde unter der Hand des Henkers.

Da der Tod ein zu mildes Loos für einen Menschen ist, der das Verbrechen begangen hat, sein Vaterland zu lieben, so beschlossen der Czar und sein Scharfrichter, der General Berg, Dombrowski langsam zu tödten, fern von den Seinigen und seinem Vaterlande. Kurz, man verurtheilte ihn Mitte Dezember 1863 zu fünfzehn Jahren Zwangsarbeit in den Bergwerken des Ural. Als seine Braut wußte, daß er dem Tode entrissen sei, hatte sie nur den einen Wunsch, sein Loos zu theilen. Sie that Schritte für die Vermählung und für die Erlaubniß, den Verurtheilten begleiten zu dürfen. Vater und Mutter des jungen Mädchens waren längst todt; sie mußte daher die Zustimmung anderer Familienglieder erwirken. Die Verwandten gehörten zu jener verfluchten polnischen Adelsklasse, welche seit hundert Jahren nur den Muth hat, ihr Vaterland zu verkaufen und den Fuß des Siegers zu lecken. Die einen hatten Furcht, sich bloszustellen, die andern, dieselben sogar, welche vorher stolz darauf gewesen waren, die von dem glänzenden Generalstabsoffizier gestellten Heirathsbedingungen entgegennehmen zu dürfen, verweigerten ihre Unterstützung, als es sich nur noch um einen Bergmann handelte. Das arme Kind verlor den Muth nicht. Sie klopfte an allen Thüren an und klopfte so gut, daß eines Morgens der Gefängnißgeistliche in einem der Gefängnisse der Citadelle ihnen den Segen der Kirche ertheilte.

Diese abenteuerliche Hochzeit fand statt Mitte April 1864. Die Vorgesetzten, welche ihre Erlaubniß dazu hergaben, nahmen sich vor, diese Verbindung zu benutzen, um sich besser zu rächen. Das jungfräuliche Weib sah mit Verwunderung die Pforten des Gefängnisses, wo man ihren Mann gefangen hielt, sich vor ihr verschließen. Man verweigerte ihr hartnäckig die Erlaubniß, mit ihm zusammenzukommen, man umgab sie mit Spionen und agents provocateurs, und als man sah, daß sie auf der Hut war, verhaftete man sie, um ihr ohne allen Grund den Prozeß zu machen. Man beeilte sich und kurze Zeit nachher wurde sie zur Deportation verurtheilt. Als letzte Gunst erlaubte man ihr, das Exil mit ihren zwei Tanten zu theilen, trefflichen Frauen, welche sie zärtlich liebte. Was ihren Gatten betrifft, so hätte man glauben können, sie seien für immer getrennt gewesen oder wenigstens für sehr lange Zeit.

Man bestimmte ihr als Verbannungsort einen kleinen traurigen Marktflecken im Gouvernement Nischnei-Nowgorod, mit Namen Ardaton. Sie reiste ab, ohne die Erlaubniß, ihren Mann zu sehen, erhalten zu können, welcher Letztere stets den Befehl zum Abgang erwartete. Endlich ließ man ihn mit andern Verurtheilten in ein großes Zellengefängniß nach Moskau abgehen, um ihn von dort in die Minen von Nertschinsk zu bringen, jenen traurigen Ort, wo die Czaren so viele Opfer hingeschlachtet haben.

Die alte Hauptstadt Rußlands war umgewandelt in ein großes Gefängniß, oder vielmehr in einen Aufbewahrungsort für politische Verbrecher. Achtzigtausend Familien, welche die Barbarei ihrem heimathlichen Boden entrissen hat, haben diese Wiege des Despotismus passirt. Von hier ab sahen sich die Schlachtopfer oft von ihren Eltern und Freunden getrennt, um einen ganz entgegengesetzten Weg zu verfolgen. Man sah junge Mädchen, die von dem Busen ihrer Mütter gewaltthätig entfernt waren, weil die Ueberwachung seitens der letzteren den zärtlichen Mongolen nicht behagte.

Zu Moskau angekommen, erwartete Dombrowski den Moment, wo man ihn weiter befördern würde.

Die unglücklichen Verurtheilten, zum größten Theil ohne warme Kleider, schlecht genährt und krank, würden sicherlich der Mehrzahl nach erlegen sein ohne die Hülfe der russischen Frauen. Diese durchbrachen die Wachen, drangen bis zu den Unglücklichen vor, und ohne sich um die Gefahren zu bekümmern, welche diese Edelmüthigkeit über ihre Häupter bringen konnte, brachten sie den Schlachtopfern Hülfe.

Eine dieser mildthätigen Frauen kam einmal zu Dombrowski, der zwei Jahre lang von Qualen und Mangel abgezehrt war, und fragte ihn, ob er Nichts nöthig habe. „O ja, Madame," antwortete der Gefangene, „Sie können mir mehr als einen Dienst leisten, Sie können mich befreien. Um das zu bewerkstelligen, brauchen Sie mir nur einen vollständigen weiblichen Anzug herbeizuschaffen." Gesagt, gethan, und Dombrowski besaß am andern Tage den vollständigen Anzug einer russischen Bäuerin. Es blieb nun nichts übrig, als ihn gut zu benutzen, und der Zufall übernahm dies.

Der höhere Offizier, welcher mit der Ueberwachung der Gefangenen betraut war und ihre Gelder in seiner persönlichen Verwahrung hatte, sann darauf, seine Stellung zu benutzen, und, ehrlicher als seine Kameraden, wollte er von dem Gelde, statt es zu stehlen, wie es die Gewohnheit mit sich brachte, nur durch einen kleinen Handel Vortheile haben, da ihm dieser Handel gewinnbringend schien. Er schlug daher den Gefangenen, um allen eine

Wohlthat angedeihen zu lassen, vor, er wolle täglich ihnen ein Glas Glühwein austheilen lassen. Starr von Frost nahmen sie es an und jeden Morgen führte ein Wächter die Gefangenen in einen benachbarten Hof, wo die „Autoritäten“ wohnten, und welcher folglich nicht so gut bewacht war, vorausgesetzt, daß die Gefangenen noch einige Kopeken in den Händen des höheren Offiziers besaßen, der durch die Umstände jetzt zum Schnapshändler geworden war.

Dombrowski, der sich unter diesen Auserwählten des Schicksals befand, warf einen weiten Mantel über seine Schultern, verbarg darunter das kleine Bündel, welches seine Frauenkleider enthielt, und ging sein Glas Glühwein trinken. Als man im Hofe angekommen war, ließ der Wächter die Gefangenen vor der Thüre seines Herrn stehen und ging, um diesem Letzteren zuvorzukommen, den man bei der Austheilung erwartete. Den Zeitpunkt benutzend, wechselte Dombrowski in einem Augenblick seinen Anzug und erreichte das Ausgangsthor, dessen Nichts ahnende Wache ihn passiren ließ, und einige Minuten später befand er sich in den Straßen von Moskau. Er wußte wohl, daß in weniger als einer Stunde die ganze Polizei auf seiner Spur sein würde und daß er keine Zeit zu verlieren hatte. Aber was thun ohne Geld, ohne Freunde, ohne Papiere? Sich dem Zufall überlassend, lief er rechts und links, ein Mittel suchend, um sich ein Nachtlager zu verschaffen. Es kam ihm eine Idee, und ohne sich aufzuhalten trat er an ein Haus und klopfte an die Thüre. Ein Dienstmädchen öffnete ihm und fragte ihn, was er wünsche. „Können Sie,“ sagte er zu ihr, „mir Jemand angeben, der eine Erzieherin (Bonne) für seine Kinder sucht — ich suche eine Stelle.“ — „Jawohl,“ antwortete das Mädchen, „die Leute, welche die zweite Etage bewohnen, sind gerade daran, eine solche zu suchen. Die Dame ist augenblicklich ausgegangen; wenn Sie in die Küche treten wollen, können Sie hier auf dieselbe warten.“ Der Vorschlag ward angenommen und Dombrowski, welcher nichts Besseres thun konnte, war entschlossen, die Sache zu versuchen.

Einige Stunden vergingen, bis die Dame der zweiten Etage ankam. Sogleich bei ihrer Ankunft erkannte Dombrowski in ihr eine der ständigen Besucherinnen der politischen Gefängnisse. Er gestand ihr getreulich seine Lage. „Unglücklicher!“ sagte sie zu ihm, „Sie sind verloren. Mein Haus ist sehr verdächtig und die Polizei muß schon auf Ihrer Spur sein.“ — „Aber es liegt nichts daran,“ fügte sie hinzu, „warten Sie einen Augenblick auf mich; ich werde mein Möglichstes thun.“ Sie ging hinaus und kam bald zurück in Begleitung eines jungen Mannes, eines Studenten der Universität Moskau.

„Mein Herr,“ sagte der Neuangekommene zu ihm, „ich habe mein Möglichstes gethan, um einen Zufluchtsort für Sie ausfindig zu machen, aber ach, das wird unmöglich. Ihre Flucht ist bekannt, die ganze Polizei ist auf den Beinen und Sie werden früher oder später entdeckt werden. Doch giebt es ein Mittel und ich biete es Ihnen an. Wenn Sie Muth haben und verstehen werden, Ihre Rolle zu spielen, werden Sie vielleicht entrinnen. Hören Sie, worin die Sache besteht. Ich bin Student, und mein Vater, weit entfernt, meine Ansichten zu theilen, zählt unter seine Freunde einen Polizeiinspektor. Ich will ihn um Gastfreundschaft für meinen Vetter bitten, der aus der Provinz kommt und unpäßlich ist. Er wird es mir nicht abschlagen, da er weiß, daß meine Wohnung sehr bescheiden ist. Ich glaube, daß Sie, wenn Sie sich krank stellen, auf diese Weise einige Tage in Sicherheit sind. Dann werden wir sehen.“

Dombrowski sah nachher den Vortheil ein, welchen die Annahme dieses Vorschlags ihm brachte. Denselben Abend betrat er, begleitet von seinem angeblichen Vetter, das Haus des Polizeiinspektors. Der Polizist begegnete ihnen auf der Treppe. „Hier ist mein Vetter,“ sagte der junge Mann mit der ungezwungensten Stimme. „Seien Sie willkommen,“ sagte der Inspektor mit einer unschuldigen Miene. „Treten Sie ein, meine Herren, meine Frau und meine Tochter werden Ihnen das Zimmerchen zeigen, welches wir für diesen Herrn hergerichtet haben. Was mich betrifft, so muß ich ausgehen, und Gott weiß, wann ich wieder kommen werde. Bevor wir nicht diesen entsprungenen Verbrecher wieder haben, wird man uns keine Ruhe lassen.“ — „Gute Verrichtung,“ sprach lächelnd Dombrowski, „hoffentlich wird er Ihnen nicht entrinnen und ich werde bald das Vergnügen haben, näher mit Ihnen bekannt zu werden.“ — Man schüttelte sich die Hände; der Inspektor begab sich auf die Suche nach Dombrowski, während der letztere sich in das Bett legte, welches die Frau des Inspektors für ihn hergerichtet hatte. Alle Augenblicke kam der Inspektor, um seinem Gastfreund zu sagen, daß alle Anstrengungen der Polizei vergeblich seien und fügte naiv hinzu: „Dieser Spitzbube muß Freunde haben, die ihn gut verstecken; aber wehe ihm und Denjenigen, die ihn der Gerechtigkeit entziehen; sie sollen ihre Verwegenheit theuer bezahlen.“

Unterdessen brachte der junge Student etwas Geld auf und nachdem Dombrowski sich von seinem Wohlthäter wider Wissen verabschiedet, reiste er nach Petersburg ab. Seine Lage wurde zwar in Anbetracht seiner vielen Freunde und Verbindungen eine bessere, aber es war auch ein längerer Aufenthalt in einer Stadt, wo beinahe Jedermann ihn kannte, sehr gefährlich.

Seine besten Freunde verlangten, er solle Rußland so schnell als möglich verlassen, aber Dombrowski antwortete, daß er lieber gefangen und erschossen werden wolle, als das Land verlassen, bevor er sich wieder mit seiner Frau vereinigt habe. Man wird leicht begreifen, daß nach Dombrowski's Entrinnen die ganze Wuth der Unterdrücker sich gegen seine Frau kehrte. Man fragte sie, wo ihr Mann sei; man behauptete, daß sie wisse, was aus ihrem Manne geworden sei und auf diese Weise bekam sie Kenntniß von seiner Flucht. So sehr die arme Frau über diese Nachricht erfreut war, so sehr zitterte sie bei dem Gedanken, daß ihr Mann einige Unbesonnenheiten begehen möge, um sie zu retten, und daß er sich selbst zu Grunde richten könne. Sie hatte lange geharrt, bevor sie diese Nachrichten erhielt.

Aber kehren wir zu Dombrowski zurück. Inmitten der Polizei, welche ihn endlich nicht mehr zu Moskau, sondern zu Warschau und Petersburg suchte, faßte er einen verwegenen Plan, um die Aufmerksamkeit der Verfolger von sich abzuwenden. Er verschaffte sich einen Offiziersanzug von einem Regimente, das fern von der Hauptstadt war, stellte sich einen Urlaub von sechs Monaten aus und logirte sich in einem Gasthofe ein. Den folgenden Tag mußte er seinen Urlaubsschein bei dem Kriegsminister vorzeigen. Er begab sich selbst dahin. Der eine der Sekretäre führte ihn in ein Wartezimmer und begab sich mit den Papieren in das Arbeitszimmer des Ministers.

Die Minuten wurden zu Jahren in dieser Situation. — Dombrowski, mit einem Rivolver bewaffnet, den er krampfhaft in einer Tasche umfaßt hielt, war entschlossen, sich eher das Gehirn zu zerschmettern, als sich zu ergeben.

Mit einem Male öffnet sich die Thüre, ein Ordonnanzoffizier tritt in das Zimmer, sieht den Offizier und grüßt ihn. Dombrowski erwiderte das Zeichen der Höflichkeit, als der Offizier ihn aufmerksam ansieht und ihn erkennt. Der Eine wie der Andere waren momentan wie versteinert. Dombrowski zieht seinen Revolver halb heraus. Der Offizier weicht zurück und geht hinaus, ihm einen Blick der Ermuthigung zuwerfend. Der Brave behielt das Geheimniß bei sich. Es war ihm das Bewußtsein nöthig, den Unglücklichen nicht verrathen zu haben. Und doch, auf welche Gunstbezeigungen, auf welche Belohnungen hätte er hoffen dürfen, wenn er anders gehandelt hätte!

Nachdem Dombrowski, der sich für leidend ausgab, seine Papiere in Ordnung hatte, ging er nach Hause und empfing einige Freunde, welche in Uebereinstimmung mit ihm thätig waren, die Flucht seiner Frau zu erleichtern.

Der Marktflecken Ardatow, wo sich Frau Dombrowski befand, liegt an der großen Straße von Nischni-Nowgorod, welche auf der entgegengesetzten Seite an einen heiligen Ort stößt. Während der schönen Jahreszeit kamen aufgeregte Massen dahin und die Wallfahrer zogen in Menge durch das kleine Ardatow. Dombrowski und einer seiner Freunde beschlossen, sich dies zu Nutzen zu machen. Die große Schwierigkeit bestand darin, die junge Frau von ihren Projekten in Kenntniß zu setzen und sie einzuweihen, da eine Verständigung in solchen Dingen die erste Bedingung des Gelingens ist. Nach reiflicher Ueberlegung schreitet man zur Ausführung.

Der Freund Dombrowski's begab sich in der Kleidung eines russischen Kaufmmanns im Wallfahrtszuge zur Kapelle des heiligen Ortes, dessen Name mir entfallen ist und von dem ich oben gesprochen habe. Auf dem Wege durch Ardatow ließ er Frau Dombrowski ein Billet von ihrem Manne zukommen, der ihr auftrug, die Anweisungen des Freundes, den sie nicht kannte, zu befolgen. Zu gleicher Zeit befahl ihr der Brief, am folgenden Tage in der Bauerntracht des Landes auf der großen Straße von Nischni-Nowgorod zu sein. „Ich werde Sie mit meiner Kutsche abholen," schrieb der ergebene Freund, „ich werde Ihnen meinen Plan unterbreiten und Sie empfangen ihn, indem Sie mir einen Punkt auf der Straße angeben, gleichviel wie weit entfernt, als Ort, wo Sie sich treffen. Die Sache wird sehr einfach für unsern Aufseher sein, der mich auf der ganzen Strecke des Weges meine Kutsche den ermüdeten Wallfahrern anbieten sieht, denen man bei jedem Schritt begegnet."

Frau Dombrowski führte die Anweisungen pünktlich aus, die sie erhalten. Die Hoffnung, endlich ihren Mann wiederzusehen, gab ihr Muth; aber sie litt schrecklich unter dem Gedanken, daß ihre Tanten nach ihrer Flucht würden verfolgt werden. Am bestimmten Tage verließ sie den Ort, und die Straße nach Nischni-Nowgorod einhaltend, machte sie Halt bei einer großen Brücke, die über einen Graben geschlagen war. Sie schlüpfte unbemerkt unter die Brücke, wechselte ihre Kleider mit dem Anzug einer Bäuerin, den sie zu diesem Zwecke bei sich trug, erreichte wieder die Brücke und setzte ihren Weg fort.

Viele Kutschen kamen vorüber — einen Moment glaubte sie, daß ihr Beschützer sie nicht erkannt habe, verfolgte aber ihren Weg weiter, ohne sich aufzuhalten. Die Unruhe bemächtigte sich ihrer mehr und mehr, als ein Kaufmann im Schritt halten ließ und eine freundliche Stimme anrief: „Wohin gehst Du, mein Kind?" — „Ich komme von der Wallfahrt," antwortete sie, ich habe einen großen Weg zu machen, bevor ich nach Hause komme." — „Wir

haben alten und schwachen Frauen stets einen Platz angeboten, sagte er, sich an den Postillion wendend, wenn wir es nun auch bei einem jungen und hübschen Mädchen thäten?" — und sich zu der jungen Frau wendend, sagte er: „Nimm Platz an meiner Seite, du mußt müde sein, mein schönes Kind, und es wird mich sehr freuen, deinen Weg abkürzen zu können. Ich hoffe, daß du es nicht ausschlägst."

Nach einigem wohlangebrachten verstellten Zögern stieg Frau Dombrowski in die Kutsche und einige Tage später kamen sie glücklich in Nischni-Nowgorod an. Hier vertauschte sie ihre Bauernkleider mit modernen und reiste in Begleitung ihres Beschützers nach St. Petersburg. An der Haltestelle erwartete sie eine geschlossene Kutsche. Der Reisegefährte der Frau Dombrowski theilte ihr dies mit und sagte: „Steigen Sie in diese Kutsche, welche Sie an Ihren Bestimmungsort führen wird; was mich betrifft, so werde ich Sie später wieder sehen." Dies sagend, verschwand er, ohne sich die Mühe zu geben, ihr den Arm zum Einsteigen in die Kutsche zu bieten. Diese wenig ritterliche Manier, so sehr verschieden von derjenigen, welche ihr Reisebegleiter auf dem langen Wege gegen sie anwandte, frappirte die junge Frau; aber sie wußte nichts zu thun; sie näherte sich der Kutsche, öffnete den Schlag und stieg auf den Tritt. Da begriff sie erst das Betragen ihres Beschützers. Eine wohlbekannte Hand zog sie in die Kutsche. Sie stieß einen Schrei der Freude und des Glückes aus — sie befand sich in den Armen ihres Gatten. Einige Zeit später trug ein Kauffahrteidampfer, der nur wenige Reisende an Bord hatte, Dombrowski und seine Frau nach Stockholm.

Die arme Frau hielt ihr Unglück jetzt für immer beendigt. Sie konnte sich nicht denken, inmitten ihres Glückes, daß sie, einige Jahre später, im Alter von 26 Jahren, schon Wittwe sein sollte.

London, Barnsbury St., Islington.

II.

Nach einem ziemlich langen Verweilen in Schweden und Norwegen entschloß sich Dombrowski, seinen endgiltigen Aufenthalt in Frankreich zu nehmen. Die kaum bewältigte polnische Revolution besaß im Vaterlande selbst noch starke Elemente, welche es wieder zu ermuntern und zu unterstützen galt, wollte man sich nicht zu ewiger Ohnmacht verdammt sehen.

Daß die polnische Emigration ohne Existenzmittel und außer aller Verbindung mit dem Heimathlande, daß eine Menge Intriguanten und feindlicher Regierungsagenten sich behufs Zwietracht in ihre Reihen einschlich, und die politische Demoralisation — alle diese triftigen Gründe konnten einen so selbstlosen Charakter wie Dombrowski nicht von der Betheiligung abhalten. Obgleich er noch kein Feld der Thätigk·it für sich in der Zukunft erblickte, sah er doch die Nothwendigkeit ein, sich als Schutzwehr gegen böse Absichten hinzustellen. Deshalb verließ er Stockholm und kam nach Paris.

Er langte dort gerade zu der Zeit an, als von Preußen der brudermörderische Krieg an das mit den anderen deutschen Staaten vereinigte Oesterreich eingefädelt wurde. Das unglückliche Polen oder vielmehr die Emigration lag auf der Lauer und wartete ängstlich die Ereignisse ab, aus deren Verlauf möglicherweise etwas Gutes für Polens Zukunft entstehen könnte. Man hoffte, daß der Krieg nicht ausbrechen, daß ein europäischer Congreß die schwebenden Streitfragen b ilegen würde.

Verdiente die polnische Frage unter allen diesen Streitfragen, unter allen diesen Heilung erfordernden Uebeln, verdiente Polen mit seinen noch rauchenden Schlachtfeldern, mit dem vergossenen Blute seiner Kinder, mit seinen verbrannten Städten, seiner durch Schaffot und Exil decimirten Bevölkerung, nicht den ersten Rang unter allen diesen Angelegenheiten? . . . Männer von Herz, allerdings mehr ehrlich als politisch, hofften es; und das Fieber der Ungeduld verzehrte die Mehrzahl der dabei Interessirten. Ihre goldenen Träume dauerten nicht lange. Der Krieg diente viel zu viel den ehrgeizigen Plänen des Herrn von Bismarck, dieses werdenden Machthabers, als daß ihn die geringe Hekatombe einiger Tausend Menschenleben davon abgehalten hätte. Als der Krieg erklärt war und die Feinde handgemein wurden, dachten die Polen nur noch daran, an demselben Theil zu nehmen, obgleich sie noch einige Tage vorher ihre Angelegenheit auf friedlichem Wege zu ordnen vermeint hatten.

Eine Allianz mit einer der beiden Mächte, welche beide das Vaterland zerstückelt hatten, war unmöglich. Die Lage war also sehr schwierig. Allerdings war Jedermann der Ansicht, daß es hohe Zeit sei, den österreichischen Staat, diese schon bei Solferino lahmgeschlagene Schindmähre, endlich ganz todt zu schlagen, daß Preußen eine zeitgemäße Idee, die deutsche Einheit repräsentirte; aber die feudale Vergangenheit Preußens, sein reaktionärer Militarismus raubten ihm von vornherein jeden Vorzug freiheitlichen Anstrichs. Da sich indessen die Polen sehr wohl erinnerten, daß sie im Jahre

1863 vom Hause Habsburg aufgemuntert, im Jahre 1864 aber hundertweise den Russen ausgeliefert wurden, welche die Gefangenen nach Belieben hängten und erschossen, so neigten sich ihre Sympathien doch eher auf die Seite Preußens als Oesterreichs. Das zur Wiedererlangung Veneziens sich erhebende Italien vereinfachte die Lage. Man konnte nun ohne direkte Parteinahme für Preußen gegen Oesterreich, den schwächsten aber momentan verhaßtesten Feind Polens, losschlagen.

Diesen Thatsachen gegenüber bildeten sich in der polnischen Emigration zwei Lager. Die Ungeduldigeren, selbst diejenigen, darunter, welche noch vor einigen Monaten in den österreichischen Kerkern geschmachtet, wollten sobald als möglich ihren Kerkermeistern mit den Waffen in der Hand gegenüberstehen und ließen sich deshalb in Masse unter die Rothhemden des Generals Garibaldi aufnehmen. Andere wieder hatten nur das Interesse des Vaterlandes im Auge und wollten nur als selbstständiges Corps unter der polnischen Fahne kämpfen. Die Chefs dieser Partei waren die Generale Bosak-Hauke und Dombrowski.

Ohne die Namen der Personen zu nennen, welche an den Verhandlungen Theil nahmen, berichte ich hier nur über die Thatsachen und die Erfolge.

Die italienische Regierung beschloß, durch eine andere nicht weniger in der Angelegenheit interessirte Regierung dazu veranlaßt, zwei Legionen zu bilden, eine ungarische und eine polnische. Diese Legionen sollten sich mit den Freiwilligen des Generals Garibaldi vereinigen, unter dem Befehle des letzteren das adriatische Meer durchkreuzen, dann nach Ungarn marschiren und dort durch ihre Gegenwart den Sturm der Revolution zum Ausbruch bringen.

Es war verabredet, daß der General Bosak-Hauke mit Dombrowski als Generalstabschef das Commando der polnischen Legion übernehmen sollte.

Die Unterhandlungen wurden thätig betrieben und die Delegirten des Generals Bosak-Hauke erhielten eine Anweisung auf 1 Million Francs als Abschlagszahlung für die nöthigen Organisationsarbeiten. Die Anweisung auf den italienischen Schatz sollte aber von dem Gesandten der dabei auch interessirten Macht contrasignirt werden. Die Delegirten sprachen bei diesem Diplomaten vor, welcher unglücklicherweise abwesend war. Sie sollten den anderen Tag wiederkommen. Leider war dies der Tag des großen Sieges von Sadowa. Einige Stunden später brauchten die Italiener und Preußen weder Ungarn noch Polen mehr. Die Polen und Ungarn, welche bei Custozza für die Unabhängigkeit Italiens

gefallen, sie waren todt — die Ueberlebenden wurden von d
Regierung Victor Emanuels über die Grenze gejagt; — sie woll
die Männer los sein, die sie noch vor wenigen Tagen so nöth
hatte.

Nach Beendigung des Krieges wurde Dombrowski fast ei
stimmig von den verbannten Polen ins Emigrantencomité gewäh
Der bis zu diesem Augenblicke bei allen Parteien beliebte Dom
browski machte sich, als er seine politischen und socialen Ansicht
rückhaltslos darlegte, bald eine Menge heftiger Feinde. Die er
Stelle unter diesen nahm die russische Regierung ein, die über d
Beliebtheit Dombrowski's und seinen Einfluß aufs höchlichste e
bittert war. Ihr erster Gedanke war, die französische Regierun
zur Ausweisung Dombrowski's zu zwingen. Man machte Ve
suche, ihn aus Paris hinauszuexpediren, aber Dombrowski erklär
nur einem Ministerialbefehl Folge zu leisten. Da Dombrow
sich nur mit rein polnischen Angelegenheiten beschäftigte, so w
ein solcher Befehl sehr schwer zu beschaffen; und so entschloß m
sich, wohl oder übel ihn in Paris zu lassen, ihn aber mit d
nöthigen Aufmerksamkeit seitens der französischen und russisch
Polizei zu umringen. Die Chikanen, die Stänkereien hatten k
Ende. Um Nichts und wieder Nichts wurde Dombrowski v
den Polizeipräfekten, vor den Emigrationscommissair citirt —
bedurfte einer starken Geduld zur Ertragung all dieser Bosheit
Da aber Dombrowski Hohes im Auge hatte, litt er Alles, oh
sich zu beklagen und ohne den Muth zu verlieren. Die allgemei
Ausstellung von 1867 führte, wie man es nennt, erhabe
Gäste nach Paris. Unter vielen anderen Merkwürdigkeiten die
Art hatte auch Alexander II. die Unverschämtheit, das Pflaster ei
Stadt zu betreten, welche mehr als 8000 seiner Opfer beherberg

Es braucht nicht gesagt zu werden, daß jeder Flüchtling, d
man für energisch und einer feindlichen Handlung gegen d
Henker Polens fähig hielt, von den gewiegtesten Spionen ga
genau beobachtet wurde. Als Präventivmaßregel verübte m
eine Haussuchung bei Dombrowski und nahm ihm alle seine P
piere weg, unter anderen die ausgezeichnete, später veröffentlic
Broschüre, welche die deutschen Ereignisse von 1866 vom politisch
und militärischen Standpunkte aus behandelte.

Schon diese außerordentlichen Maßregeln, welche die Regieru
des zweiten Dezember zum Schutze ihres ehrenwerthen Gastes
griff, zeigen zur Genüge, wie rechtmäßig und fast unvermeidl
politischerseits jeder Angriff gegen den Tyrannen ihres Vaterlan
war. Ein anderer Beweis: die Polizei, die ihre Spionirarb
so eifrig verrichtete, daß ihr vor Ermüdung die Zunge zum Ha

herausbing, ließ den jungen Mann von 18 Jahren doch durchschlüpfen, dessen Name vom 6. Juni 1867 an der Geschichte angehört. — **Berezowski**, dessen Vater nach Sibirien verbannt wurde, dessen Mutter vor Gram und Schmerz darüber starb, daß ihre einzige Tochter, ein Kind von 15 Jahren, von den sie in's Exil nach Sibirien schleppenden Soldaten geschändet wurde, Berezowski, sage ich, der keine anderen Mittel zur Anschaffung einer Waffe besaß, verkaufte seinen letzten Rock, kaufte eine Pistole (zum Glück für Alexander eine schlechte) und bewies durch seinen, in den Champs-Elisées abgefeuerten Schuß noch einmal zum Ueberfluß, daß Polen noch immer lebt, daß, wenn Czaren auf die Welt kommen, um es zu ermorden, stets auch Polen geboren werden, um es zu rächen. Kaum war Berezowski verhaftet, so erhielt er den Besuch eines russischen Generals, welcher ihn, mit Beiseitesetzung der französischen Regierung, auszufragen und zu bedrohen wagte. Eine seiner ersten Fragen war, ob er Dombrowski kenne. Als er keine Antwort erhielt, wurde der Sklave des Czaren wüthend und erklärte im Namen seiner Regierung, Berezowski's sofortige Auslieferung verlangen zu können. Der arme Gefangene, welcher an seiner Wunde litt*) und von dieser Unterredung unter vier Augen loskommen wollte, erwiderte mit der ihm eigenen Kaltblütigkeit: „Die französische Regierung wird trotz ihrer größten Dienstfertigkeit Ihnen niemals meine Auslieferung bewilligen, aus Furcht, die öffentliche Meinung zu beleidigen. Sie wollen mich ausfragen, und was soll ich Ihnen antworten? Daß ich den guten Willen hatte, Ihren Czar zu tödten, daß ich bedaure, ihn nicht getroffen zu haben und es nicht nochmals thun zu können? Aber das wissen Sie ja Alles ganz gut; was wollen Sie also noch mehr von mir?“

Am selben Tage fand eine peinlich genaue Nachforschung bei Dombrowski statt. Man entdeckte Nichts auf das Attentat Bezügliche; trotzdem blieb Dombrowski, nach der Ueberzeugung der französischen und russischen Regierung, der eigentliche Schuldige des 6. Juni 1867. — Der verurtheilte und bald nach Neukaledonien eingeschiffte Berezowski ward vergessen —; nur die Polizei behielt die Angelegenheit im Gedächtniß und blieb untröstlich, daß sie Dombrowski nicht hatte compromittiren können.

Doch kehren wir zum polnischen Emigrationscomité zurück. Aus verschiedenen Elementen zusammengesetzt, so daß Dombrowski oft im Rathe mit einem von den Gläubigen delegirten Priester

*) Berezowski feuerte zwei Schüsse ab. Der erste ging fehl, beim zweiten sprang die Waffe und verwundete ihn schwer an der Hand.

zusammensaß, hatte dieses Comité sehr ernste Aufgaben und seh schwere Pflichten zu erfüllen. Es bedurfte wahrhafter Energie eine über allen Zweifel erhabene Selbstverleugnung, um die vor allen Seiten aufsteigenden Hindernisse zu überwinden.

Wie in jedem Vertretungskörper, bedurfte man eines genau er läuterten und der Mehrheit annehmbaren Programms.

Es handelte sich darum, die Trümmer der Revolution von 1863 zu ordnen und zu sammeln, Dieben und Intriguanten di Larve herunterzureißen, Mißbräuche zu unterdrücken und der Niedergeschlagenen wieder Muth einzuflößen. Alles dieses schien einigen Mitgliedern des Comités, deren Ansichten denen Dom browski's ganz diametral gegenüberstanden, ein abscheuliches Unter fangen. Zwei oder drei gaben deshalb ihre Entlassung, ander blieben auf ihrem Posten.

Die urkundliche Feststellung der ungeheuren Summen, welch das Vaterland für die Revolution und später zur Unterstützun der Emigration opferte, wurde ohne direkte Verbindung ganz un möglich. Man mußte diese also um jeden Preis wieder anknüpfen und dazu gab es nur einen, wenn auch sehr gefährlichen Weg der sicheren Erfolg versprach: die Entsendung von Emissären.

Ich sagte schon, daß in Polen nie die Männer fehlen, die sic für das Vaterland aufopfern.

Dombrowski wußte im Voraus, daß er so viele Kundschafte fände, als er nur wollte, und dachte er vor Allem an die nöthigen Mittel zur Ausführung der Pläne des Comités.

Wie bekannt, braucht man, um nach Polen oder Rußland zu reisen, vor Allem regelrechter Papiere, wenn man nicht schon an der Grenze angehalten werden will. Man verschafft sich in Ruß land die Pässe sehr leicht, wenn man nur das nöthige Geld hat um die leeren Taschen der öffentlichen Beamten vollzustopfen, di fast ausnahmslos vom Höchsten bis zum Geringsten herab fei sind, gleich jeder anderen Marktwaare.

Mit dem Rubel vermag man in diesem Sklavenlande Alle — ohne Geld sind selbst die gerechtesten und geringfügigste Dinge nicht durchzusetzen. Dieser allmächtige Hebel fehlte, wi man leicht denken kann, dem Comité. Es mußte also ein Mitte gefunden werden, um den Zweck zu erreichen, ohne daß die letzte Nothpfennige, welche die Emigration auf dem Altar des Vater landes opferte, in Anspruch genommen werden mußten. Dem gemäß knüpfte Dombrowski Verbindungen mit mehreren in Lon don wohnenden Emigrirten an, trat mit einer lithographische Anstalt in Geschäftsverkehr und bestellte bei dieser 200 russisch

Pässe, die nach einem wirklichen von ihm dazu gelieferten Passe lithographirt wurden.

Leider spionirte die Polizei trotz der oft bewiesenen Geschicklichkeit Dombrowski's, die Sache aus und beschloß, sie zum Verderben Dombrowski's auszunutzen, aber in ihrer eigenen Manier.

Das Vergehen der Fabrikation falscher Pässe konnte Dombrowski höchstens vor das Zuchtpolizeigericht bringen, das, wenn auch unter dem Kaiserreich aus Regierungskreaturen bestehend, ihn entweder freigesprochen oder mit Berücksichtigung aller möglichen mildernden Umstände nur zu einer unbedeutenden Strafe verurtheilt hätte.

Das genügte aber der napoleonischen Meute nicht. Sie zog es vor, durch eine Fälschung das Vergehen in ein Verbrechen umzuwandeln und Dombrowski als Fälscher vor die Assisen zu stellen. Man versuchte es auf verschiedene Weise. Wir müssen gestehen, daß Herr Pietri und seine Bande trotz aller von ihnen verübten Wunder der Niedertracht in dieser schmutzigen Angelegenheit, wie in vielen anderen, weder Geschick noch Takt zeigten.

Nur eine Probe aus Hunderten: Ein emigrirter polnischer Greis erhielt von der österreichischen Regierung die Erlaubniß zum Aufenthalt in Krakau. Er ging zur Beschaffung des Passes auf die Polizeipräfektur und bat gleichzeitig um Beihülfe zur Reise. — Die Regierung, welche den in ihre Heimath zurückkehrenden Polen gewöhnlich das nöthige Geld bewilligte, schlug es diesmal unter dem Vorgeben ab, daß die vom gesetzgebenden Körper dazu votirten Summen erschöpft seien und man also kein Geld mehr dazu habe. Im selben Augenblick, wo der Präfekturkommissär dem Alten den Bescheid des Ministers ertheilte, befand sich, wie aus Zufall, ein anderer Mann, der als polnischer Emigrirter auftrat, in dem Kabinet des Beamten.

Als nun der Unbekannte mit dem abgewiesenen Bittsteller zusammen herauskam, fragte er diesen auf der Straße, was er nun thun werde.

„Mein Gott," erwiderte der Greis, „was soll ich thun? Da ich keine Mittel zum Reisen habe, werde ich hier bleiben."

„Das ist ärgerlich," antwortete der Fragsteller. „Bevor ich mich hierzu entschlösse, würde ich an Ihrer Stelle zu Dombrowski gehen. Ich weiß, daß er ihm hierzu anvertraute Mittel besitzt."

„Ich kenne ihn gar nicht," sagte der Alte, „ich weiß nicht einmal, wo er wohnt."

„Das thut nichts," erwiderte der Unbekannte, „Sie können ihn jeden Nachmittag im Café Dauphine treffen, wo er seine

Zeitung liest. Wenn Sie mich übrigens, fuhr er fort, an dem und dem Orte abholen wollen, können wir zusammen hingehen, ich werde mit ihm über Sie sprechen."

Der arme Teufel dankte seinem Beschützer bestens und traf ihn um 2 Uhr am verabredeten Orte. Sie gingen dann nach dem Café Dauphine.

Beim Eintreten erblickten sie einen Mann von kleiner Gestalt, der an einem Tische saß und eine Zeitung las.

Der Unbekannte näherte sich dieser Persönlichkeit, die Dombrowski vorstellen sollte, und berichtete ihr über die Angelegenheit des Alten. — Ohne die geringsten Umstände erwiderte der angebliche Dombrowski, die Sache liege sehr einfach und bei ihm sei wirklich eine zur Rückkehr der Emigrirten ins Vaterland bestimmte Summe deponirt. — „Es ist mir aber sehr unangenehm, Ihnen das Geld nicht sofort auszahlen zu können, da ich nur russisches Papiergeld habe — wenn Sie nicht etwa dieses selbst umwechseln wollen?" „Wie es Ihnen beliebt", antwortete unser guter Alter, der natürlich nicht im Entferntesten daran dachte, daß er eine Rolle in einer niederträchtigen Intrigue spielen sollte. Hierauf gab ihm der falsche Dombrowski einen 50-Rubelschein. Man wird das Uebrige errathen .... Am folgenden Tage wurde der Alte verhaftet, weil er bei einem Bankier des Palais-Royal eine falsche Banknote hatte wechseln wollen. Beim Verhör sagte er ganz einfach aus, er hätte diese von Dombrowski. Man hielt bei diesem Letzteren Haussuchung, verhaftete ihn und sperrte ihn, ohne etwas gefunden zu haben, in Mazas ein. Einige Tage später faßte man auf der Post einen Brief ab, der, ohne Details zu enthalten, dennoch den Gefangenen compromittirte. Dieser Brief kam aus London und handelte von der Paßangelegenheit.

Dombrowski wurde also angeklagt, falsche russische Banknoten fabrizirt und in Frankreich ausgegeben zu haben. Nach zweimonatlicher Haft, während welcher ihn leichtbegreiflicherweise die Verläumdung nicht verschonte, ließ man ihn auf eine Ordre de non lieu*) wieder frei, da man keinen annähernd ernstlichen Beweis führen konnte und ihn nicht einmal der Person gegenüberzustellen wagte, welche die falsche Note von ihm erhalten haben sollte.

Den Alten, dessen man in so niederträchtiger Weise bedient hatte, ließ man einige Tage nach seiner Verhaftung wieder los, und diesmal gab man ihm wirklich das Geld zur Reise nach Polen. Als dieser brave Mann sah, daß man ihn zum Narren

*) Befehl zur Einstellung des Strafverfahrens wegen mangelnden Thatbestandes.

gehabt hatte, schrieb er einen Brief an Dombrowski, worin er ihm die ganze Sache wahrheitsgetreu erzählte und ihn um Verzeihung dafür bat, daß er, wenn auch unfreiwillig, an seiner Verhaftung Schuld gewesen sei.

Solche sauberen Mittel wenden die starken Regierungen Frankreichs und Rußlands erforderlichenfalls gegen ihre Opfer an. Etwas größere Schlauheit der bonapartistischen Spione, etwas weniger Vorsicht bei Dombrowski, und er war verloren, für immer verloren.

Trotz des lebhaftesten Widerspruchs, seiner handgreiflichen Unschuld ungeachtet, gelang es doch, einen Schatten auf die Ehrenhaftigkeit des Opfers zu werfen. Dombrowski schied aus dem Comité, ohne jedoch die Interessen der gemeinsamen heiligen Angelegenheit aus dem Auge zu lassen.

Von einigen ergebenen Freunden unterstützt, richtete er in Polen eine Organisation ein, welche das Vaterland in jedem gegebenen Augenblicke zum Handeln bereit hielt. Begreiflicherweise brauchte man diesmal die Pässe nöthiger als jemals. Aber Dombrowski wurde von der Polizei überwacht und konnte nicht nach England gehen, ohne die Aufmerksamkeit der Feinde auf sich zu lenken. Er nahm daher seine Zuflucht zur Vermittelung durch einen Mann — auch einen Emigrirten —, der sich zur glücklichen Durchführung der Angelegenheit anbot.

Ladislas Hille, ein sehr gewandter Mann, wußte allmählig das Vertrauen Dombrowski's zu gewinnen und wurde schließlich von ihm nach London gesandt. Im Juni 1869 schickte er an Dombrowski einen Brief, den man auf der Post anhielt. Dieser sehr geschickt geschriebene Brief kompromittirte Dombrowski bei der Regierung, ohne daß man den Absender errathen konnte.

Dombrowski und sein Bruder wurden verhaftet und in Einzelhaft gesetzt.

Inzwischen brachten die Zeitungen Bemerkungen über die Untersuchung, welche sehr bald zwei Fälscher auf die Anklagebank des Assisengerichtes bringen würde, deren Schuld durch überwältigendes Material erwiesen sei.

In dieser Angelegenheit, wie in so vielen anderen, handelte die Regierung unklug und sprach offen jedem Gerechtigkeitsgefühle Hohn.

Zum Untersuchungsrichter ernannte man einen gewissen Bernier, der als der ausgesprochenste Freund Rußlands bekannt war. Als Ritter des Stanislausordens, einer Belohnung für der Regierung des Czaren geleistete Dienste, schmückte sich dieser Herr beim jedesmaligen Erscheinen der beiden Angeklagten mit seinem rothen Ordensbande.

Als der Bruder Dombrowski's nach mehrmonatlicher Gefängnißhaft einmal fragte, mit welchem Rechte man ihn der Freiheit beraube, und warum man ihn nicht vor die Richter schicke, wenn er schuldig sei, da antwortete der saubere Richter, der das Verbrechen untersuchen und die Unschuld beschützen sollte, lachend: „Warum?“ fragen Sie mich, „aber das ist doch sehr einfach: wir haben keine Beweise gegen Sie. Liefern Sie uns dieselben und Sie sollen vor den Gerichtshof kommen. So lange Sie uns dieselben verweigern, bleiben Sie hier. Wir brauchen Beweise, sage ich Ihnen nochmals, und wir werden sie früher oder später schon bekommen.“

„Thun Sie, was Ihnen beliebt, mein Herr,“ erwiderte ihm der Unglückliche. „Sie werden jedenfalls von den Russen sehr gut bezahlt, und ich bin fest überzeugt, daß die Freigebigkeit derselben es nicht bei dem kleinen rothen Bändchen bewenden lassen wird, welches Sie im Knopfloch tragen.“

Der Untersuchungsrichter wurde grün und gelb vor Aerger, aber da sich gegen die wohlverdiente Züchtigung nichts thun ließ, ließ er, statt jeder Antwort, den Gefangenen in seinen Kerker zurückbringen.

Wer beschreibt das Erstaunen Theophil Dombrowski's, als man ihn nach 2 Stunden vor den Untersuchungsrichter brachte. Als er im Kabinet des Letzteren angekommen war, brach Herr Bernier nach einer Pause von einigen Minuten das Schweigen: „Sie möchten also gern frei sein? Nun gut, wir schenken Ihnen die Freiheit wieder. Ihr Bruder ist der wahre Schuldige. Wir haben mehr Beweise als für den Bagno (die härteste Strafanstalt) nöthig wären, aber Sie, Sie sind noch jung, ich will Sie nicht in's Verderben stürzen. Seien Sie indessen vorsichtig, wenn Sie sich noch einmal erwischen lassen, wird es wohl das letzte Mal sein. Theophil Dombrowski ging, ohne ein Wort zu antworten, aus dem Kabinet und war einige Minuten später frei.

Als er nach Hause kam, traf er seine Schwägerin mit ihren kleinen Kindern in verzweifeltem Zustande an. Es fehlte an Allem, die arme Frau konnte ihrem Kinde die Brust nicht mehr geben, alle ihre Mittel waren erschöpft.

Am Tage der Entlassung Theophil Dombrowski's erhielt sein Bruder die Erlaubniß, Besuche zu empfangen. Seine Frau und einige Freunde benutzten diese Erlaubniß, und der durch die Entbehrungen blaß und mager gewordene Gefangene äußerte zu ihnen, er hoffe bald entlassen zu werden, da bis jetzt noch nicht der geringste Beweis erbracht sei, der eine längere Haft rechtfertigen könne. Man hoffte also bald auf den Schlußakt dieser infamen

Comödie, welche eine ganze Familie ins Elend und zur Verzweiflung brachte.

Mittlerweile erhielt Theophil einen Brief aus London, in welchem das von seinem Bruder abgesandte Individuum ihm seine demnächstige Ankunft in Paris anzeigte und ihn zu einer bestimmten Stunde zu seiner Abholung nach dem Nordbahnhof hinbeorderte. Dieser durch einen englischen Handelsmann übermittelte Brief schien kein Schwindel zu sein. Theophil benachrichtigte seinen Bruder, und dieser bat ihn, der angekündigten Persönlichkeit entgegenzugehen. Obgleich Dombrowski noch in Mazas war, so träumte er dennoch nur von den Zukunftsplänen, von den Arbeiten, die er sofort bei seiner Freilassung wieder aufnehmen wollte. Deren Ausführung dünkte ihm jetzt bedeutend leichter wegen der Pässe, welche diesmal unfehlbar ankommen mußten.

Theophil Dombrowski begab sich am bestimmten Tage und zur bestimmten Stunde nach dem Nordbahnhof. Der Zug von Calais hatte einige Minuten Verspätung. Das Individuum, welches er sprechen wollte, stieg aus dem Zuge, näherte sich Theophil Dombrowski und übergab ihm ein Paket mit den Worten: „Ich glaube, man verfolgt mich; ich halte mich nicht in Paris auf und reise sofort nach Lyon weiter. Hier ist das Paket, verbergen Sie dasselbe gut und geben Sie es Ihrem Bruder erst, wenn er frei ist. Inzwischen seien Sie ja auf Ihrer Huth, der Inhalt ist sehr kompromittirend; lassen Sie sich ja nicht erwischen!“

Hierauf gab man sich die Hand und Theophil Dombrowski ging nach dem Chateau d'eau, um sich eine Droschke zu nehmen und nach Batignolles zu fahren, wo er wohnte. Als er auf dem Platz anlangte, umringten ihn mehrere Individuen, und einer davon präsentirte ihm ein Sistirungsmandat, das seit 48 Stunden gegen ihn ausgestellt war. Dombrowski mußte in einen Wagen steigen und man fuhr nach der Polizeipräfektur. Herr Bernier, der den vollständig vorher abgemachten Handstreich nicht einmal Anstandshalber zu bemänteln suchte, erwartete Dombrowski in seinem Cabinet. Sowie er ihn sah, rief er mit freudestrahlenden Augen: „Diesmal werden Sie wohl nicht sagen, daß Sie nie im Besitz falscher Banknoten waren. Man hat Sie auf frischer That ertappt.“ „Nun,“ wandte er sich an den Polizeibeamten, der Dombrowski arretirt hatte, „wo ist das Paket?“ Das Paket wurde geöffnet und es befanden sich nicht weniger als 5000 Rubel in falschen Banknoten darin. Mit diesen Beweisstücken wagte sich die Anklage vor den Assisengerichtshof der Seine.

Bekanntlich stellte sich die Jury des Kaiserreichs, die aus den

der Regierung zu Dank verpflichteten privilegirten Klassen genommen wurde, wenn nur irgend möglich, dieser ganz zur Verfügung. Eine der ehrenwerthesten Einrichtungen, wurde sie unter der Regierung des 2. Dezember mit in den Schmutz dieser selbst hineingezogen.

Trotzdem lag die Sache so klar, die Angelegenheit der beiden Brüder war so lauter und zweifelsohne, daß der von ihnen mit der Vertheidigung betraute junge Advokat Herr Rouffel mit voller Zuversicht dieselbe übernahm. Indessen fürchtete er doch einige Verwickelungen, gewisse Manöver der Anklage, welche sich gewöhnlich eine Hinterthüre zum letzten Angriff offen läßt. Wie groß war seine Ueberraschung, als der kaiserliche Staatsanwalt nur die im Laufe der Untersuchung gesammelten famosen Beweise Wort für Wort wiederholte. Ursprünglich wollte Herr Rouffel die Angeklagten vertheidigen, aber seine Rolle änderte sich ganz von selbst. Aus dem Vertheidiger wurde ein Ankläger, und mit leicht begreiflichem Unwillen zog er die wahren Schuldigen vor den Schranken der öffentlichen Meinung zur Rechenschaft.

Er forderte vor Allem, daß man den Ueberbringer der falschen Banknoten aus London zur Stelle schaffe, aber das erklärte der Staatsanwalt für unmöglich, da Hille in Genf sei! „Fordern Sie seine Auslieferung," sagte der Advokat. Aber die Anklage ließ sich auf Beantwortung dieser gerechten Forderung gar nicht ein und verlangte schließlich die ganze Strenge des Gesetzes, nämlich die Verurtheilung der beiden Brüder zu Zwangsarbeit. Die Jury zog sich in den Berathungssaal zurück und gab nach kurzer Pause einen in allen Punkten verneinenden Ausspruch. Unter 12 Stimmen hatte das Nichtschuldig 11 für und nur eine gegen sich! Diese eine Stimme wurde von einem Geschworenen abgegeben, der mit dem russischen St. Annenorden dekorirt war. Das ist die vollständige nackte Wahrheit in Bezug auf die berüchtigte Anschuldigung, welche man Dombrowski zur Last legte. Der russische Agent Herr Bernier ist immer noch im französischen Justizdienst. Weder die Regierung der nationalen Vertheidigung, noch diejenige des Thiers und des Mac Mahon besaßen den Muth, diese Persönlichkeit vor die Thür zu setzen. So lange übrigens Leboeuf und Mac Mahon ihre Stelle behalten, sehe ich auch gar nicht ein, warum Bernier die seinige verlieren soll.

Kaum hatte Dombrowski sich etwas von den ausgestandenen Leiden erholt, als der politische Horizont sich mit Wolken bezog. Die spanische Thronangelegenheit kam wie der Blitz, und der Krieg, dieser schreckliche Krieg von 1870 wurde erklärt. Die

Napoleonischen Creaturen klatschten Beifall und schrieen „nach Berlin!“, während das Volk das Unheil ahnte und aus allen Kräften nach Frieden rief.

Weil ich gerade von dieser Zeit spreche, halte ich es für meine Pflicht, auf das Energischste gegen die Ausstreuungen verschiedener deutscher Blätter zu protestiren, welche sich wenig aus der Wahrheit machten und dem Publikum einreden wollten, das französische Volk habe den Frieden verlangt. Die paar hundert weißer Blousen (verkleidete Polizeiagenten), welche auf den Boulevards schrieen: „Es lebe der Krieg!“ sind zu gut bekannt, als daß man diese Art Manifestation auch nur einen Augenblick ernsthaft nehmen könnte. Hat man es vielleicht vergessen, oder wollte man es in Deutschland vergessen, daß die Vorstädte von Paris, dieselben, deren Bewohner später auf den Stadtwällen starben, fortwährend gegen den Krieg protestirten bis zu dem Tage, wo jeder Protest unnütz wurde, wo man siegen oder sterben mußte? Nein! hundertmal nein! Das französische Volk theilte durchaus nicht die kriegerischen Gelüste Napoleon's, Leboeuf's und so vieler anderer Schurken, welche den Ruin ihres Vaterlandes verschuldet haben.

Uebrigens ist die Sache sehr klar und durchaus natürlich. Blieb denn dem französischen Volke überhaupt noch etwas vom Krieg zu gewinnen oder nur zu wünschen? War es denn nicht mächtig, nicht geachtet? Durfte Frankreich nicht hoffen, daß die schändliche Regierung, welche es nun schon seit Jahren ertrug, unter der Last ihrer eigenen Verbrechen zusammenstürzen würde? Kündigte sich denn nicht etwa schon eine neue Aera, die Aera der Freiheit, von allen Seiten mit Macht an?

„Die Besiegten haben stets Unrecht,“ sagt das Sprüchwort. Trotz aller Proteste muß man sich also für den Augenblick dem Gewicht der öffentlichen Meinung unterwerfen, die durch den getroffenen Entschluß gefälscht wurde. Aber der Tag wird kommen, an welchem die Geschichte, und zwar eine derartige, wie ich sie am Anfange dieser Arbeit erwähnte, das heißt die Geschichte der Völker, Frankreich volle Gerechtigkeit angedeihen läßt, mit der Anerkennung, daß es den Muth des Widerstandes bewies und das Unglück des Unterliegens ertrug, aber seine Feinde nie herausgefordert hat. Zuletzt Opfer des Siegers, war es schon vorher Opfer einer Verbrecherbande, welche den Boden unter den Füßen verlor und sich deshalb nicht entblödete, das Vaterland in ein solches Unternehmen hineinzustürzen, um die Vollstreckung ihres Todesurtheils dadurch aufzuhalten.

Doch zurück zu Dombrowski. So lange sich das Kaiserreich in seiner Ohnmacht abquälte, blieb er gleichgültiger Zuschauer.

Als Napoleon aber bei Sedan im Koth und Blut versunken war, und man in Paris die Republik proklamirte, veränderte sich seine Rolle, wie diejenige aller prinzipiellen Republikaner. Nicht darum handelte es sich, eine Nation zum Nutzen einer anderen zu bekämpfen, sondern ein in Frankreich offen aufgestelltes Prinzip zu vertheidigen. Als Dombrowski die handgreifliche Unfähigkeit der Heerführer sah, arbeitete er, selbstlos wie immer, sofort einen Feldzugsplan aus, welchen er dem Kriegsminister einige Tage vor der Einschließung von Paris durch die Deutschen überreichte. Da er seine Pflicht gegen die Hauptstadt erfüllt zu haben glaubte und keine Hoffnung hatte, die neue Regierung werde seinen Rathschlägen Gehör schenken, beschloß er, in der Vorahnung, daß dort eine ernstliche Organisation versucht werden würde, nach dem Süden zu gehen.

Seine republikanischen Antecedentien, seine so oft öffentlich ausgesprochenen Grundsätze, erschienen den nachmaligen Capitulanten als gefährlich. Man beschloß deshalb, den Mann, der in der Provinz vielleicht sich nützlich machen konnte, in Paris festzuhalten. Man wandte List an und mit Erfolg.

Am selben Tage, als Dombrowski Paris verlassen wollte, benachrichtigte man ihn, daß der Kriegsminister ihn zu sprechen wünsche. Dombrowski gab der Einladung Folge. Der Beamte, welcher ihn im Namen des Generals Trochu empfing, sagte ihm, man studire seinen Plan, der Minister bitte ihn, in Paris zu bleiben und die Vertheidigung nicht seiner Mitwirkung zu berauben. Da Dombrowski eines Verdachts gegen Andere ohne bestimmte Anhaltspunkte unfähig war, blieb er in Paris. Als die Thore aber erst geschlossen waren, ließ man ihn im Ministerium nicht einmal vor. Von seinem Plane und seiner Mitwirkung war nun überhaupt keine Rede mehr.

Ende Oktober entschloß sich Dombrowski, der zur Unthätigkeit sich verdammt sah, mit Lebensgefahr die deutschen Linien zu durchbrechen und sich mit seinen zahlreichen Freunden in Lyon zu vereinigen, wo er möglicherweise von Nutzen sein konnte. Von den französischen Vorposten angehalten, wurde er nach Paris zurückgebracht und dort ohne große Schwierigkeiten wieder freigelassen. Einige Tage später erneuerte er seinen Versuch. Diesmal jedoch internirte man ihn in Mazas, und am selben Tage meldete das offizielle Journal ohne Namensnennung, daß soeben ein Pole von den Vorposten angehalten sei, und daß man sein Einverständniß mit dem Feinde für begründet halte. In vollständiger Ohnmacht wandte sich Dombrowski an Freunde mit der Bitte, sie sollten ihn aus seiner Lage befreien. Da öffnete ein glücklicher Zufall ihm nochmals die Pforten des Kerkers.

Bei einem Kriegsgefangenen hatte man gerade eine deutsche Zeitung gefunden, in welcher unter anderen Dingen auch Details über die Organisation des Garibaldi'schen Corps enthalten waren. Die Zeitung theilte die Ernennung Dombrowski's zum Generalstabschef von Seiten Garibaldi's mit und enthielt Depeschen Gambetta's an die Pariser Regierung, in welchen derselbe die Absendung Dombrowski's durch den ersten abgehenden Ballon forderte. Außerdem war das Bruchstück eines Garibaldi'schen Briefes mitgetheilt, in welchem dieser sich zu Gunsten seines Generalstabschef's aussprach, den man aus den Reihen der Kämpfer fernhalte und den er als einen der tüchtigsten ihm bekannten Offiziere bezeichnete.

Diese Nachricht war für die Machthaber des Stadthauses allerdings sehr niederschlagender Natur. Dombrowski wurde sofort freigelassen und man versprach, ihn so bald als möglich in die Provinz zu senden.

Inzwischen brach die Revolution vom 31. Oktober in Paris aus. Flourens, Blanqui, Delescluze und Andere wurden als Mitglieder der neuen Regierung proklamirt; Jules Favre, Trochu und noch Einige wurden verhaftet und auf dem Stadthause bewacht. Aber das Bourgeois-Gesindel hielt zu viel auf's Capituliren. Das famose Wort: „Weder todt noch siegreich," langte gleichzeitig mit den Bretagnern an, und was die Nationalgarde gethan, wurde von diesen nordischen Halbbarbaren wieder zerstört. (Die Bretagne war auch in der ersten Revolution ein Hauptheerd der Gegenrevolution und Pfafferei.)

Da aber die alten Mitglieder der National-Vertheidigung merkten, daß die Dinge nicht so recht nach Wunsch gingen, so suchten sie sich unter den Einwohnern einen Stützpunkt zu bilden. Man verläumdete die vom Volke frei gewählten Männer, man versprach die sofortige Wahl der Commune, eine vollständige Amnestie für die in die Ereignisse vom 31. Oktober Verwickelten. Schließlich wiederholte General Trochu nochmals, daß er nicht kapituliren werde. Die Schurken hielten keine ihrer Versprechungen. Sie regierten fort ohne erwähltes Parlament. Sie organisirten Kriegsgerichte zur Aburtheilung von Männern wie Blanqui; sie setzten Flourens, einen der tüchtigsten Offiziere der Nationalgarde an der Spitze eines der tüchtigsten Bataillone, ab — kurz, sie thaten von allen ihren Versprechungen das gerade Gegentheil. Dombrowski, der wie durch ein Wunder der Aufmerksamkeit der Capitulards (Kapitulationshelden) entging, sah das nahende Ende des Krieges voraus und griff Trochu in allen öffentlichen Versammlungen an. Er betonte vor Allem dessen

Unfähigkeit und dann auch dessen wohlerwogenen Plan, den Schlußakt genau in der Weise seiner Collegen von Metz und Sedan in Szene zu setzen.

Leider war es schon zu spät. Nach den schrecklichen Kämpfen an der Marne, die nur die Demoralisation der Armee zum Zwecke hatten, nach den Abschlachtereien von Montretout, wo die von Ducrot im Stiche gelassene Nationalgarde sich unnützerweise vom Feinde niedermachen lassen mußte und wo sie den braven Rochebrun verlor, der seit dem polnischen Kriege von 1863 durch Tapferkeit und Talent sich hervorgethan hatte, fanden die Herren Favre und Trochu übereinstimmend, daß man nun endlich kapituliren könne!

Wahrscheinlich, um die Welt durch seine Unverschämtheit in Erstaunen zu setzen, ging Favre sogar in höchsteigener Person zu Herrn Bismarck und bot ihm die Uebergabe von Paris an; er, der vor einigen Monaten noch gesagt hatte: „Keinen Stein von unseren Festungen und keinen Zoll von unserem Gebiet!“ — Paris wußte Nichts von den angeknüpften Unterhandlungen. Mit einem in der Geschichte beispiellosen Cynismus beschönigten die Verräther, nachdem sie die Forts und das ganze Kriegsmaterial ausgeliefert hatten, die schmachvolle Kapitulation mit dem Namen Waffenstillstand!

Armes Frankreich! Unglückliches Frankreich!

Nach geschlossenem Frieden wurde Dombrowski nach Lyon berufen zur Liquidation der polnischen Brigade des Garibaldi'schen Corps, welche ihren General verloren hatte: Bossak-Hauke, der an der Spitze seiner Soldaten bei der Vertheidigung von Dijon gefallen war. Garibaldi verglich ihn in einem Tagesbefehl mit Leonidas. Dijon grub seinen Namen mit goldenen Lettern in das Nationaldenkmal ein. Die Schweiz beanspruchte seine sterbliche Hülle und setzte sie auf dem freien Boden der Republik bei; Gambetta richtete an die Wittwe Hauke's ein Condolationsschreiben.

Vielleicht wünscht man zu wissen, was die Regierung des Herrn Thiers und seines Nachfolgers gethan hat? Trotzdem sie an die Wittwen der Bonapartisten, wie Walewski's und Anderer, ganz ungeheure Pensionen bezahlen, verweigerten sie jede Unterstützung einer Mutter und drei Kindern, deren Gatte und Vater sein Leben für Frankreich geopfert!

Dombrowski war in Lyon vollauf beschäftigt und kehrte erst am 21. März nach Paris zurück, als er von den Revolutionsereignissen des 18. März 1871 hörte.

III.

Bei Beginn dieser Biographie theilte ich dieselbe in 3 Abschnitte ein, sowohl zur Erleichterung meiner Arbeit, als auch um die verschiedenen Lebensphasen unsres großen Märtyrers genauer und seiner würdiger wiedergeben zu können. Ich gelange jetzt zum dritten Theil, und da dieser mit den großartigen Ereignissen, deren Schauplatz Paris 1871 war, eng verbunden ist, so wird er gerechter Weise auch den umständlichsten und genauesten Bericht des großen Kampfes geben, den die Arbeiter dem schrecklichen Unterdrücker lieferten, welchen wir alle unter den Namen „Das Kapital" nur leider zu gut kennen.

Bei der Schilderung von Dombrowski's Leben nahm ich mir zur Richtschnur, auch nicht einen Schritt von der strengsten Wahrheit abzugehen. — Der Leser hat gewiß oft Stellen gefunden, welche eine weniger peinliche Feder übergangen hätte; und wiederum andere, die man ganz leicht in einem anderen entweder für Dombrowski oder für seine Sache günstigeren Lichte hätte schildern können. Diese Regel werde ich nun bei diesem dritten Abschnitt gerade am allerstrengsten einhalten, mit Rücksicht darauf, daß ich hier Ereignisse zu behandeln habe, welche bis jetzt, Dank unseren Feinden, unter einem ungeheuren Berge von Lügen und Verläumdungen begraben lagen.

Das letzte Wort gehört der Geschichte. Sie wird über uns Alle urtheilen, und ihr Verdikt — dessen bin ich sicher — wird uns nur günstig lauten können. Um die Geschichte der Pariser Commune zu schreiben, dazu fühle ich weder die Kraft noch die nöthigen Fähigkeiten in mir. Ich werde also nur berichten, was ich selbst gesehen, wo ich selbst nahe gewesen bin, und ich werde dies mit der ganzen Unparteilichkeit eines rechtschaffenen Mannes und Augenzeugen zu thun suchen. Dies in Bezug auf die Commun-Ereignisse. Doch halte ich noch die Hinzufügung einiger mich persönlich betreffenden Worte für nothwenig. Fern ist mir der Gedanke, diese von mir dem Andenken eines Todten geweihten Blätter zu meinem eignen Nutzen oder zum Nutzen irgend einer anderen Sache als derjenigen, die ich an seiner Seite vertheidigte, zu verwenden. Wenn meiner Person Erwähnung geschieht, so wird dies nur in unumgänglichen Fällen stattfinden. Indessen benachrichtige ich den Leser schon jetzt, daß diese Fälle sich ohne meinen Willen doch häufen werden. Da ich unter dem General Dombrowski focht, da mein Posten mir ganz besonders in seiner

Nähe zu thun gab, da ich seine Befehle empfing und ausführte und Anderen in seinem Namen mittheilte, so wird es mir unmöglich sein, mich in derjenigen Verborgenheit zu halten, die mir wahrlich am angenehmsten wäre. Noch Eins. Dombrowski's Thätigkeit bei der Commune begann erst am 7. April und endigte am 23. Mai 1871. An diesen Daten sieht man, daß meine Erzählung unvollständig sein würde, und daß ich, beschränkte ich mich nur darauf, über die letzte Lebensperiode Dombrowski's zu berichten, den Leser vieler Einzelheiten über den Anfang und das Ende des Kampfes berauben würde, den ich doch nothwendig in seinen hervorstechendsten Zügen schildern muß. In dem Glauben, daß der Leser mir es Dank wissen wird, wenn ich ihn in alle Einzelnheiten der Ereignisse einweihe, die sich vom 18. März bis 27. Mai 1871 in Paris abspielten, werde ich meine Erzählung mit diesen beiden Daten beginnen und schließen.

Am 15. März 1871 langte ich nach einem siebenmonatlichen Feldzuge, der bei Sedan anfing und in Havre endigte, wieder in Paris an, und fand meine Frau durch die schrecklichen Entbehrungen der Belagerung fast bis zur Unkenntlichkeit verändert vor.

Durch so viel privates Unglück und so viel allgemeines Elend aufs Aeußerste niedergedrückt, kam ich nur zum Packen meiner Koffer nach der Hauptstadt und wollte gleich wieder nach Havre zurück, wo ich den ersten nach Amerika abgehenden Dampfer zu besteigen gedachte. — Mein Entschluß stand fest. Mit vielen Anderen sah ich voraus, daß die von Deutschland besiegte Republik durch die Monarchisten zu Grunde gerichtet werden würde, die, wenn auch niedergeworfen, doch allmälig sich vom Boden wieder aufrafften.

Die muthlose Stimmung der Provinz brachte mich zu diesem Entschluß; ich rechnete nicht auf Paris, welches das erhabene Vorrecht besitzt, die entmuthigten Geister wieder aufzurichten. Ich war mit dem Volke in Berührung gekommen, das, zwar entkräftet, aber doch von Unwillen erfüllt, stets bereit war, jene Schurken, die es in seinen liebsten Hoffnungen betrogen hatten, zur Strafe zu ziehen. Ich wußte mir keinen Rath mehr, was zu thun, als plötzlich die sich überstürzenden Ereignisse mir den Weg zur Pflicht zeigten.

Seit einigen Tagen schon sprachen die Reptilien-Journale nur noch von der Nothwendigkeit der Entwaffnung der Nationalgarden, und sie verlangten als ersten Schritt hierzu die Wegnahme der diesen gehörigen Kanonen.

Da es im Auslande vermuthlich Viele giebt, denen das Entstehen der Pariser Nationalgarden-Artillerie unbekannt ist, so halte ich es für nöthig, die ganze Niederträchtigkeit Derjenigen im klarsten

Lichte zu zeigen, die sich um jeden Preis eines so sauer erworbenen Gutes bemächtigen wollten. Als das Kaiserreich durch seine Sedaner Kapitulation dem siegreichen Feinde die Thore Frankreichs geöffnet hatte, besaß die Hauptstadt außer ihren schlecht gebauten Forts auch nicht die geringste Ausrüstung — keine Truppen, keine Kanonen, keine Gewehre; kurz Nichts, Nichts als den Patriotismus der Pariser, welcher dem Feind Achtung abnöthigte. In diesem kritischen Augenblick riefen Trochu, Favre :c. diesen Patriotismus, den sie so oft ausgebeutet hatten, an, und Paris gab alles hin, was es besaß, um die Gefahr abzuwenden. Die Industriewerkstätten verwandelten sich in Waffenfabriken, Alles, was Feile und Hammer handhaben konnte, ging an die Arbeit. Tag und Nacht wurde gehämmert und so gut, daß nach einigen Wochen die Armee, Mobilgarde und Nationalgarden ausgerüstet dastanden. Die Forts waren mit Marinegeschützen armirt, die man nach Paris zu schaffen gewußt hatte, die Feldartillerie bekam ganz neue Hinterlader, die in den Privatgießereien gegossen waren und mit der größten Bereitwilligkeit der Vertheidigung zur Verfügung gestellt wurden. Die Nationalgarde blieb selbst hierbei nicht stehen. Voller Vertrauen in jene Männer, die sich 20 Jahre lang zum Dienst des Vaterlandes bereit erklärt hatten, that sie ihr Möglichstes, um in erster Linie und beim ersten Zeichen marschbereit zu sein. Was in Folge der Vergeßlichkeit der Regierung nicht ausgeführt worden war, das schuf das Volk jetzt aus seinem eignen freiem Antriebe.

So gut es anging mit den alten nach dem „System Schneider" umgewandelten Gewehren bewaffnet, wollten die Nationalgarden und besonders die Vorstadtbataillone auch ihre eigne Artillerie besitzen. Von Haus zu Haus gehend, vom Kramladen zum kleinen Kämmerchen der Arbeiterin unter dem Dach sammelten die Nationalgarden Geld genug zur Ausrüstung von 12 Feldbatterien Die von den Geschenkgebern selbst gegossenen und montirten Geschütze waren ein wahres Wunderwerk genauer und schöner Arbeit. Die Nationalgarde-Artillerie war also noch mehr als das Eigenthum des Pariser Volks — sie repräsentirte dessen Opferwilligkeit, Entsagungsfähigkeit und Vaterlandsliebe. Wie viele arme Frauen fasteten, nachdem sie die wenigen Sous aus ihren Taschen gespendet, einen ganzen Tag, um den Ausfall wieder zu decken; wie viele Männer mußten nicht ohne Brod in den Laufgräben und auf Vorposten hinbringen, nachdem sie ihre Gaben auf dem Altar des Vaterlands dargebracht hatten! Diese Kanonen waren es, welche die Bourgeois dem Volke entreißen wollten, diese Kanonen, welche es sich zur Bekämpfung der Vaterlandsfeinde angeschafft

hatte. Das Volk verweigerte die Auslieferung. Die National-garde-Batterien waren während des Waffenstillstandes auf den Höhen des Montmartre und in den benachbarten Straßen untergebracht. Obgleich von den Journalen gewarnt, waren die Nationalgarden von dem Glauben weit entfernt, daß die Regierung die Niederträchtigkeit (lâcheté) begehen würde, ihre Hand an die letzten Waffen zu legen, die Frankreich unter dem Schutze des Pariser Volks übrig blieben. Da die Herren Trochu, Favre, Thiers ꝛc. dem Herrn Bismarck das ganze Kriegsmaterial ausgeliefert hatten, wollten sie ihm wahrscheinlich auch noch die Gewehre und Kanonen der Nationalgarde zum Geschenk machen. Geschah dies nicht, so fehlte es ihnen wahrlich nicht an dem besten Willen dazu. Das Volk, wie schon erwähnt, war nicht mißtrauisch, und ließ trotz der nicht fehlenden Mahnungen die denkwürdige Nacht vom 17.—18. März herankommen, ohne ernstliche Vorsichtsmaßregeln zu treffen. Es waren kaum einige Schildwachen hier und dort aufgestellt, als um 5 Uhr Morgens eine Abtheilung des Artillerietrains auf den Hügeln des Montmartre erschien und ohne Widerstand die auf den ersten Verschanzungen befindlichen Geschütze fortnahm. Das war nur ein Versuch. Wäre er gelungen, so hätte man auch die übrigen Kanonen geholt.

Die Soldaten mit den weggenommenen Geschützen waren aber kaum einige Schritte vom Orte ihrer That entfernt, als auch schon die Unruhen ausbrachen. Beim Vorüberfahren der Geschütze ging Jedermann vor die Thüre und der Unwille wuchs zusehens.

Der immer mehr anschwellende Zug kam auf der Höhe der Straße Lessie an, als ohne alle Aufforderung, und lange bevor bewaffnete Männer zur Unterstützung der Angreifenden anlangten, sich Frauen und Jungen von 10—12 Jahren auf die Geschützmannschaft stürzten, die Pferde anhielten und sich im Augenblick des geraubten Kriegsmaterials bemächtigten.

Die Soldaten, welche seit Monaten Schulter an Schulter zur Seite des Volkes kämpften, leisteten keinen Widerstand. Der diese traurige Expedition kommandirende Offizier sprengte in vollem Galopp davon, vom Lachen und Pfeifen der Volksmenge begleitet. Seine Untergebenen folgten zum Theil lachend ihrem Offizier, andere, die es weniger eilig hatten, ließen sich in den Weinschenken des Quartiers bewirthen.

Die von der Volksmenge gezogenen Kanonen wurden wieder an ihre alten Stellen gebracht. Die Aufregung war ungeheuer. Alles war auf der Straße. Die Erbitterung über die Regierung war allgemein. Reiche und Arme fühlten sich in ihren Bürger-

Großen und Ganzen gewandt, und sie eingeladen im Namen des Vaterlandes, im Namen ihrer unglücklichen, Hungers sterbenden Mitbürger, welche durch die schreckliche Belagerung Alles verloren hatten, so hätte, davon bin ich überzeugt, die große Mehrzahl sich zu jedem verlangten Opfer bereit erklärt.

Aber kehren wir zu den von der Regierung provocirten Ereignissen zurück.

Die Erschießung der Generale Clement Thomas und Lecomte ist bekannt. Nach allen den Lügenberichten über die Commune, die in der reaktionären Presse erschienen sind, wird der Leser gewiß sehr erstaunt sein, wenn er erfährt, daß die beiden „Märtyrer", welche angeblich für das Gesetz und in Vertheidigung ihrer Sache starben, in Wirklichkeit nur als gemeine, obscure Verbrecher endeten. Der Eine, Clement Thomas, als Spion — der Andere, Lecomte, angeklagt und verurtheilt wegen Versuchs von Massenmord, welchen er mit Vorbedacht organisiren wollte.

Dies die Wahrheit über die traurige Angelegenheit. Ich nenne dieselbe vorsätzlich eine traurige, denn, wie jeder wahre Republikaner, bin ich ein entschiedener Gegner der Todesstrafe. Die Spießgesellen der Thomas und Lecomte waren und sind es, welche die Todesstrafe aufrechterhalten, und somit der Humanität, dem gesunden Menschenverstande, der Gerechtigkeit und den wahren Interessen der Gesellschaft ins Gesicht schlagen. Sie dürfen sich also auch nicht beklagen, wenn das Volk in der höchsten Aufregung die durch sie geschaffenen barbarischen Gesetze auf sie anwendet. —

Wie ich schon oben sagte, die Straßen wimmelten von Menschen. Die Leute kamen, unterhielten sich, tadelten die Regierung, aber nicht die geringste Drohung, nicht der geringste Lärm konnte einer Gewaltmaßregel von Seiten der Behörden zum Vorwand dienen.

Die äußeren Boulevards, der Weiße Platz (place Blanche) die Plätze Clichy und Pigale waren vollständig von der Volksmenge besetzt, die, wie man leicht denken kann, zum größten Theil aus Frauen, Kindern und anderen ebenso harmlosen Bewohnern des Viertels bestanden. Hier und da sah man wohl auch einen Nationalgardisten oder Franctireur, aber von einer Ansammlung von Bewaffneten konnte auch nicht im Entferntesten die Rede sein.

Gegen 10 Uhr postirte sich der General Lecomte mit seinem Generalstab hinter einer Schwadron berittener Jäger und gefolgt von einem Infanteriebataillone auf dem Boulevard Rochechoir,

dem Platze Pigale gegenüber. Nachdem er die Truppen in Schlachtordnung aufgestellt hatte, ließ er Generalmarsch schlagen und die drei üblichen Aufforderungen zum Auseinandergehen an die Volksmenge ergehen. „Warum will man uns aus einander treiben?" frug man von allen Seiten. „Was geschieht denn Ungesetzliches, wenn wir ruhig auf einem öffentlichen Platze beisammen bleiben?" so hörte man jetzt überall ausrufen. „Wenn Sie passiren wollen," fügte ein Mann aus der ersten Reihe der Volksmenge hinzu, „so werden wir Ihnen Platz machen." Und wie durch Zauber wurde der Weg frei — das Volk ging auf die Trottoirs und in die Alleen des Boulevard Clichy.

Da stürzte General Lecomte, durch die Mäßigung des Publikums ganz außer sich gebracht, vor die Front, zog den Säbel und commandirte: „Feuer!" Kein Schuß fiel. Der General glaubte, man hätte ihn nicht verstanden und wiederholte sein Commando, welches, ausgeführt, Hunderte harmloser Personen niedergestreckt hätte. Ein Augenblick düsteren, dumpfen Schweigens folgte dem Mordbefehl des französischen Generals. Lecomte selbst war wie niedergedonnert. Er hütete sich wohl, das zweimal so schlecht befolgte Commando zu wiederholen. Die Volksmenge klatschte den in Schlachtordnung aufgestellten Truppen Beifall. Hochrufe auf die Soldaten wurden von diesen mit Hurrahrufen auf das Volk, auf Paris, auf die Nationalgarde erwidert.

Der Anblick war wahrhaft ergreifend. Die Truppen gingen aus Reih' und Glied, das Volk stand um die Soldaten herum, man drückte sich die Hände, man beglückwünschte sich gegenseitig, nur der General allein stand dieser Demonstration fremd gegenüber. Düster und schweigsam wagte er sich mit seinem Pferde nicht von der Stelle. Dieser Mangel an Geistesgegenwart war sein Verderben. Mehrere Soldaten, mit 3—4 Nationalgardisten vereint, umringten Lecomte und befahlen ihm, abzusteigen und ihnen zu folgen. Ohne Widerspruch, ohne ein einziges Wort ließ er sich nach der Mairie von Montmartre führen, wo das Centralcomité der Nationalgarde tagte. Dort wurde er vor ein Kriegsgericht gestellt.

Die meist aus Liniensoldaten bestehenden Richter verurtheilten ihn einstimmig zum Tode. Der Anklageakt hielt dem General sein Benehmen in folgenden Ausdrücken vor: „Angeklagter, was sollen wir wohl mit einem Manne, wie Sie sind, thun, der, seiner Herkunft völlig uneingedenk — denn Sie sind ein Kind des Volkes — so eben noch Hunderte von Unschuldigen, von Familienmüttern, Kindern und Greisen ermorden wollte? Ihr schändliches Vorhaben, das glücklicherweise durch das ehrenvolle Benehmen Ihrer

Soldaten vereitelt wurde, konnte zahllose Familien in Trauer versetzen, deren einziges Unrecht darin bestand, daß sie den Befehlen eines kleinen Tyrannen nicht gehorchen wollten. Sie haben das schrecklichste uns denkbare Verbrechen begangen: Sie wollten Ihre Mitbürger morden, Sie wollten in unserer Stadt den Bürgerkrieg anfachen, Sie, der Sie mit den fremden Eindringlingen so schlecht Krieg zu führen verstanden — Sie wollten morden, Sie allein werden jetzt sterben, von Ihren eignen Waffengefährten verachtet und verflucht." Im Augenblick der Urtheilsverkündigung schleppte man einen Mann in Civilkleidung herbei, der auf den Hügeln von Montmartre verhaftet worden war.

Diese Verhaftung fand unter folgenden Umständen statt. Die auf dem Stadthause tagende Regierung ließ Proklamationen ankleben, welche den Einwohnern meldeten, daß die Stadtviertel von Batignolles, Montmartre, la Villette und Belleville im Aufstande wären, daß die Regierungsgewalt die nothwendigen Maßregeln zur Bewältigung des Aufstandes träfe, und daß, als erste Maßregel der Belagerungszustand proklamirt sei. Was konnten nun die mit dem Standrecht bedrohten Quartiere Besseres thun, als sich zur Vertheidigung bereit machen? Kann man von Jemandem, zu dem man sagt: „Ich werde Dich in einigen Augenblicken tödten," verlangen, daß er die Mörder mit auf der Brust gekreuzten Armen ruhig erwartet? Eine Herausforderung dieser Art konnte nichts Anderes als einen wohlberechtigten Widerstand hervorrufen.

Das Volk fing also an, Barrikaden zu bauen. Ich habe mit eignen Augen Hauseigenthümer, Gewerbsleute, deren friedliebende Gesinnungen sehr bekannt waren, ans Werk gehen sehn; sie beeilten sich sehr mit der Arbeit mit den Worten: „Wer weiß, wessen diese Capitulards*) fähig sind, wenn sie uns nicht bereit finden." Die Artillerie- und Ingenieuroffiziere waren auf ihren Posten und leiteten die Arbeiten, indem sie ihnen die für den Vertheidigungsfall unentbehrliche Einheitlichkeit zu geben versuchten.

Fehlten bei diesen Arbeiten die thätigen Arme nicht, so fehlte es ihnen auch durchaus nicht an Zuschauern. Eine dichte Volksmenge umgab die Arbeiter, man sprach, man debattirte, man lachte, bereitete sich aber gleichzeitig zum Kampfe vor. Auf den Höhen von Montmartre, einer zur Vertheidigung außerordentlich günstigen Lage, arbeitete man ungemein thätig, als ein Nationalgardist ein auf- und abgehendes Individuum bemerkte, das sich

*) Kapitulationshelden — Spottnamen der Herren Thiers und Consorten.

Notizen in ein Taschenbuch machte und sehr aufmerksam die Stellung in Augenschein nahm, welche man gerade befestigte. Der Gardist, der nach einem Augenblick der Ungewißheit sofort den von der Regierung ernannten Pariser Nationalgardencommandanten unter dem bürgerlichen Ueberrock erkannte, näherte sich dem Individuum, klopfte ihm auf die Schulter und frug: „Bürger, wer sind Sie und was thun Sie hier?“ „Ich,“ erwiderte der General Clement Thomas, denn er war es, „ich bin ein Einwohner des Viertels, ich sehe zu, wie alle Andern.“ „Nein, mein General,“ antwortete der Gardist, „Sie sind Clement Thomas, ich habe Sie Notizen über die Arbeiten machen sehen, Ihre Absichten müssen doch nicht ganz so harmlos sein, wie Sie angeben, der beste Beweis ist, daß Sie sich verkleidet haben und weder Ihren wahren Namen noch Rang angeben.“ Clement Thomas ließ sich blaß und bestürzt nach der Mairie bringen, wo dasselbe Kriegsgericht, das Lecomte aburtheilte, nach Feststellung seiner Persönlichkeit, nach Prüfung seines Notizbuches, worin man Aufzeichnungen und Abrisse der neuen Befestigungen vorfand, ihn als Spion zum Tode verurtheilte.

Die beiden Generale wurden zusammen nach dem leeren Platze eines benachbarten Grundstücks gebracht, wo die Executions-Abtheilung sie erwartete.

Es ist unrichtig, daß die beiden Generale die Soldaten Mörder geschimpft hätten, und ebenso unrichtig, daß sie feig gestorben seien. Der französische Soldat versteht tapfer zu sterben. Lecomte und Clement Thomas starben wie französische Soldaten.

Jetzt, wo der Leser die Angelegenheit genau kennt, jetzt frage ich ihn, wo steckt hier der Mord? Wo steckt die rohe Gewalt, die über die Gerechtigkeit triumphirt? Welchen Werth haben alle die Lügen, welche man über dies Ereigniß verbreitete?

Was mich betrifft, das wiederhole ich, so wüßte ich, so lange die Todesstrafe nicht aus unserem Civil- und Militärstrafgesetz verschwunden ist, solchen Thatsachen gegenüber, mit dem größten Bedauern für die Opfer, doch nicht anders zu handeln, als die Mitglieder des Kriegsgerichts. Ich brauche nicht hinzuzufügen, daß unsere Gegner es jederzeit ebenso machten und noch machen.

Der tragische Tod der Generale gab der Regierung das Zeichen zur Flucht. Die Herren Thiers, Jules Favre und Consorten packten in der Nacht ihre Sieben-Sachen und rissen im vollen Galopp aus, indem sie Heer, Verwaltung und Ministerium in unglaublicher Unordnung zurückließen.

Warum ließ man sie fliehen? Warum erging an die, alle Thore von Paris besetzt haltende Nationalgarde nicht der Befehl

Unfähigkeit und dann auch dessen wohlerwogenen Plan, den Schlußakt genau in der Weise seiner Collegen von Metz und Sedan in Szene zu setzen.

Leider war es schon zu spät. Nach den schrecklichen Kämpfen an der Marne, die nur die Demoralisation der Armee zum Zwecke hatten, nach den Abschlachtereien von Montretout, wo die von Ducrot im Stiche gelassene Nationalgarde sich unnützerweise vom Feinde niedermachen lassen mußte und wo sie den braven Rochebrun verlor, der seit dem polnischen Kriege von 1863 durch Tapferkeit und Talent sich hervorgethan hatte, fanden die Herren Favre und Trochu übereinstimmend, daß man nun endlich kapituliren könne!

Wahrscheinlich, um die Welt durch seine Unverschämtheit in Erstaunen zu setzen, ging Favre sogar in höchsteigener Person zu Herrn Bismarck und bot ihm die Uebergabe von Paris an; er, der vor einigen Monaten noch gesagt hatte: „Keinen Stein von unseren Festungen und keinen Zoll von unserem Gebiet!" — Paris wußte Nichts von den angeknüpften Unterhandlungen. Mit einem in der Geschichte beispiellosen Cynismus beschönigten die Verräther, nachdem sie die Forts und das ganze Kriegsmaterial ausgeliefert hatten, die schmachvolle Kapitulation mit dem Namen Waffenstillstand!

Armes Frankreich! Unglückliches Frankreich!

Nach geschlossenem Frieden wurde Dombrowski nach Lyon berufen zur Liquidation der polnischen Brigade des Garibaldi'schen Corps, welche ihren General verloren hatte: Bossak-Hauke, der an der Spitze seiner Soldaten bei der Vertheidigung von Dijon gefallen war. Garibaldi verglich ihn in einem Tagesbefehl mit Leonidas. Dijon grub seinen Namen mit goldenen Lettern in das Nationaldenkmal ein. Die Schweiz beanspruchte seine sterbliche Hülle und setzte sie auf dem freien Boden der Republik bei; Gambetta richtete an die Wittwe Hauke's ein Condolationsschreiben.

Vielleicht wünscht man zu wissen, was die Regierung des Herrn Thiers und seines Nachfolgers gethan hat? Trotzdem sie an die Wittwen der Bonapartisten, wie Walewski's und Anderer, ganz ungeheure Pensionen bezahlen, verweigerten sie jede Unterstützung einer Mutter und drei Kindern, deren Gatte und Vater sein Leben für Frankreich geopfert!

Dombrowski war in Lyon vollauf beschäftigt und kehrte erst am 21. März nach Paris zurück, als er von den Revolutionsereignissen des 18. März 1871 hörte.

III.

Bei Beginn dieser Biographie theilte ich dieselbe in 3 Abschnitte ein, sowohl zur Erleichterung meiner Arbeit, als auch um die verschiedenen Lebensphasen unsres großen Märtyrers genauer und seiner würdiger wiedergeben zu können. Ich gelange jetzt zum dritten Theil, und da dieser mit den großartigen Ereignissen, deren Schauplatz Paris 1871 war, eng verbunden ist, so wird er gerechter Weise auch den umständlichsten und genauesten Bericht des großen Kampfes geben, den die Arbeiter dem schrecklichen Unterdrücker lieferten, welchen wir alle unter den Namen „Das Kapital“ nur leider zu gut kennen.

Bei der Schilderung von Dombrowski's Leben nahm ich mir zur Richtschnur, auch nicht einen Schritt von der strengsten Wahrheit abzugehen. — Der Leser hat gewiß oft Stellen gefunden, welche eine weniger peinliche Feder übergangen hätte; und wiederum andere, die man ganz leicht in einem anderen entweder für Dombrowski oder für seine Sache günstigeren Lichte hätte schildern können. Diese Regel werde ich nun bei diesem dritten Abschnitt gerade am allerstrengsten einhalten, mit Rücksicht darauf, daß ich hier Ereignisse zu behandeln habe, welche bis jetzt, Dank unseren Feinden, unter einem ungeheuren Berge von Lügen und Verläumdungen begraben lagen.

Das letzte Wort gehört der Geschichte. Sie wird über uns Alle urtheilen, und ihr Verdikt — dessen bin ich sicher — wird uns nur günstig lauten können. Um die Geschichte der Pariser Commune zu schreiben, dazu fühle ich weder die Kraft noch die nöthigen Fähigkeiten in mir. Ich werde also nur berichten, was ich selbst gesehen, wo ich selbst nahe gewesen bin, und ich werde dies mit der ganzen Unparteilichkeit eines rechtschaffenen Mannes und Augenzeugen zu thun suchen. Dies in Bezug auf die Commun-Ereignisse. Doch halte ich noch die Hinzufügung einiger mich persönlich betreffenden Worte für nothwenig. Fern ist mir der Gedanke, diese von mir dem Andenken eines Todten geweihten Blätter zu meinem eignen Nutzen oder zum Nutzen irgend einer anderen Sache als derjenigen, die ich an seiner Seite vertheidigte, zu verwenden. Wenn meiner Person Erwähnung geschieht, so wird dies nur in unumgänglichen Fällen stattfinden. Indessen benachrichtige ich den Leser schon jetzt, daß diese Fälle sich ohne meinen Willen doch häufen werden. Da ich unter dem General Dombrowski focht, da mein Posten mir ganz besonders in seiner

Nähe zu thun gab, da ich seine Befehle empfing und ausführte und Anderen in seinem Namen mittheilte, so wird es mir unmöglich sein, mich in derjenigen Verborgenheit zu halten, die mir wahrlich am angenehmsten wäre. Noch Eins. Dombrowski's Thätigkeit bei der Commune begann erst am 7. April und endigte am 23. Mai 1871. An diesen Daten sieht man, daß meine Erzählung unvollständig sein würde, und daß ich, beschränkte ich mich nur darauf, über die letzte Lebensperiode Dombrowski's zu berichten, den Leser vieler Einzelheiten über den Anfang und das Ende des Kampfes berauben würde, den ich doch nothwendig in seinen hervorstechendsten Zügen schildern muß. In dem Glauben, daß der Leser mir es Dank wissen wird, wenn ich ihn in alle Einzelnheiten der Ereignisse einweihe, die sich vom 18. März bis 27. Mai 1871 in Paris abspielten, werde ich meine Erzählung mit diesen beiden Daten beginnen und schließen.

Am 15. März 1871 langte ich nach einem siebenmonatlichen Feldzuge, der bei Sedan anfing und in Havre endigte, wieder in Paris an, und fand meine Frau durch die schrecklichen Entbehrungen der Belagerung fast bis zur Unkenntlichkeit verändert vor.

Durch so viel privates Unglück und so viel allgemeines Elend aufs Aeußerste niedergedrückt, kam ich nur zum Packen meiner Koffer nach der Hauptstadt und wollte gleich wieder nach Havre zurück, wo ich den ersten nach Amerika abgehenden Dampfer zu besteigen gedachte. — Mein Entschluß stand fest. Mit vielen Anderen sah ich voraus, daß die von Deutschland besiegte Republik durch die Monarchisten zu Grunde gerichtet werden würde, die, wenn auch niedergeworfen, doch allmälig sich vom Boden wieder aufrafften.

Die muthlose Stimmung der Provinz brachte mich zu diesem Entschluß; ich rechnete nicht auf Paris, welches das erhabene Vorrecht besitzt, die entmuthigten Geister wieder aufzurichten. Ich war mit dem Volke in Berührung gekommen, das, zwar entkräftet, aber doch von Unwillen erfüllt, stets bereit war, jene Schurken, die es in seinen liebsten Hoffnungen betrogen hatten, zur Strafe zu ziehen. Ich wußte mir keinen Rath mehr, was zu thun, als plötzlich die sich überstürzenden Ereignisse mir den Weg zur Pflicht zeigten.

Seit einigen Tagen schon sprachen die Reptilien-Journale nur noch von der Nothwendigkeit der Entwaffnung der Nationalgarden, und sie verlangten als ersten Schritt hierzu die Wegnahme der diesen gehörigen Kanonen.

Da es im Auslande vermuthlich Viele giebt, denen das Entstehen der Pariser Nationalgarden-Artillerie unbekannt ist, so halte ich es für nöthig, die ganze Niederträchtigkeit Derjenigen im klarsten

Lichte zu zeigen, die sich um jeden Preis eines so sauer erworbenen Gutes bemächtigen wollten. Als das Kaiserreich durch seine Sedaner Kapitulation dem siegreichen Feinde die Thore Frankreichs geöffnet hatte, besaß die Hauptstadt außer ihren schlecht gebauten Forts auch nicht die geringste Ausrüstung — keine Truppen, keine Kanonen, keine Gewehre; kurz Nichts, Nichts als den Patriotismus der Pariser, welcher dem Feind Achtung abnöthigte. In diesem kritischen Augenblick riefen Trochu, Favre &c. diesen Patriotismus, den sie so oft ausgebeutet hatten, an, und Paris gab alles hin, was es besaß, um die Gefahr abzuwenden. Die Industriewerkstätten verwandelten sich in Waffenfabriken, Alles, was Feile und Hammer handhaben konnte, ging an die Arbeit. Tag und Nacht wurde gehämmert und so gut, daß nach einigen Wochen die Armee, Mobilgarde und Nationalgarden ausgerüstet dastanden. Die Forts waren mit Marinegeschützen armirt, die man nach Paris zu schaffen gewußt hatte, die Feldartillerie bekam ganz neue Hinterlader, die in den Privatgießereien gegossen waren und mit der größten Bereitwilligkeit der Vertheidigung zur Verfügung gestellt wurden. Die Nationalgarde blieb selbst hierbei nicht stehen. Voller Vertrauen in jene Männer, die sich 20 Jahre lang zum Dienst des Vaterlandes bereit erklärt hatten, that sie ihr Möglichstes, um in erster Linie und beim ersten Zeichen marschbereit zu sein. Was in Folge der Vergeßlichkeit der Regierung nicht ausgeführt worden war, das schuf das Volk jetzt aus seinem eignen freiem Antriebe.

So gut es anging mit den alten nach dem „System Schneider" umgewandelten Gewehren bewaffnet, wollten die Nationalgarden und besonders die Vorstadtbataillone auch ihre eigne Artillerie besitzen. Von Haus zu Haus gehend, vom Kramladen zum kleinen Kämmerchen der Arbeiterin unter dem Dach sammelten die Nationalgarden Geld genug zur Ausrüstung von 12 Feldbatterien Die von den Geschenkgebern selbst gegossenen und montirten Geschütze waren ein wahres Wunderwerk genauer und schöner Arbeit. Die Nationalgarde-Artillerie war also noch mehr als das Eigenthum des Pariser Volks — sie repräsentirte dessen Opferwilligkeit, Entsagungsfähigkeit und Vaterlandsliebe. Wie viele arme Frauen fasteten, nachdem sie die wenigen Sous aus ihren Taschen gespendet, einen ganzen Tag, um den Ausfall wieder zu decken; wie viele Männer mußten nicht ohne Brod in den Laufgräben und auf Vorposten hinbringen, nachdem sie ihre Gaben auf dem Altar des Vaterlands dargebracht hatten! Diese Kanonen waren es, welche die Bourgeois dem Volke entreißen wollten, diese Kanonen, welche es sich zur Bekämpfung der Vaterlandsfeinde angeschafft

hatte. Das Volk verweigerte die Auslieferung. Die Nationalgarde-Batterien waren während des Waffenstillstandes auf den Höhen des Montmartre und in den benachbarten Straßen untergebracht. Obgleich von den Journalen gewarnt, waren die Nationalgarden von dem Glauben weit entfernt, daß die Regierung die Niederträchtigkeit (lâcheté) begehen würde, ihre Hand an die letzten Waffen zu legen, die Frankreich unter dem Schutze des Pariser Volks übrig blieben. Da die Herren Trochu, Favre, Thiers rc. dem Herrn Bismarck das ganze Kriegsmaterial ausgeliefert hatten, wollten sie ihm wahrscheinlich auch noch die Gewehre und Kanonen der Nationalgarde zum Geschenk machen. Geschah dies nicht, so fehlte es ihnen wahrlich nicht an dem besten Willen dazu. Das Volk, wie schon erwähnt, war nicht mißtrauisch, und ließ trotz der nicht fehlenden Mahnungen die denkwürdige Nacht vom 17.—18. März herankommen, ohne ernstliche Vorsichtsmaßregeln zu treffen. Es waren kaum einige Schildwachen hier und dort aufgestellt, als um 5 Uhr Morgens eine Abtheilung des Artillerietrains auf den Hügeln des Montmartre erschien und ohne Widerstand die auf den ersten Verschanzungen befindlichen Geschütze fortnahm. Das war nur ein Versuch. Wäre er gelungen, so hätte man auch die übrigen Kanonen geholt.

Die Soldaten mit den weggenommenen Geschützen waren aber kaum einige Schritte vom Orte ihrer That entfernt, als auch schon die Unruhen ausbrachen. Beim Vorüberfahren der Geschütze ging Jedermann vor die Thüre und der Unwille wuchs zusehens.

Der immer mehr anschwellende Zug kam auf der Höhe der Straße Lessie an, als ohne alle Aufforderung, und lange bevor bewaffnete Männer zur Unterstützung der Angreifenden anlangten, sich Frauen und Jungen von 10—12 Jahren auf die Geschützmannschaft stürzten, die Pferde anhielten und sich im Augenblick des geraubten Kriegsmaterials bemächtigten.

Die Soldaten, welche seit Monaten Schulter an Schulter zur Seite des Volkes kämpften, leisteten keinen Widerstand. Der diese traurige Expedition kommandirende Offizier sprengte in vollem Galopp davon, vom Lachen und Pfeifen der Volksmenge begleitet. Seine Untergebenen folgten zum Theil lachend ihrem Offizier, andere, die es weniger eilig hatten, ließen sich in den Weinschenken des Quartiers bewirthen.

Die von der Volksmenge gezogenen Kanonen wurden wieder an ihre alten Stellen gebracht. Die Aufregung war ungeheuer. Alles war auf der Straße. Die Erbitterung über die Regierung war allgemein. Reiche und Arme fühlten sich in ihren Bürger-

rechten gekränkt, man berieth mit einander, und nicht ein Einziger wagte die Machthaber zu vertheidigen.

Als die Regierung das Geschehene erfuhr, schickte sie Patrouillen an alle in den Casernen consignirten Truppen. Abtheilungen von Liniensoldaten durchzogen die Straßen; allein es wurde den Machthabern sofort klar, daß mit diesen von ihnen selbst verrathenen Soldaten, welche mit dem Volke gemeinschaftlich Monate des Elends verlebt hatten, und die ihre natürlichen Verbündeten von den verkappten Feinden zu unterscheiden anfingen, kein Volksaufstand zu bewältigen war.

Drei Dekrete der Regierung konnten die Ereignisse aufhalten und dem Bürgerkrieg vorbeugen. Das erste mußte die Erhaltung der Nationalgarden aussprechen; das zweite der Garde das Recht zurückgeben, ihre Commandanten selbst zu wählen; das dritte, bei welchem die ganze Pariser Bevölkerung ohne Unterschied interessirt war, mußte die Frage der rückständigen Miethen regeln. Die Sache lag wahrhaftig einfach genug, und wenn die Regierung alles Dies nicht that, so wollte sie einfach eine Bewegung provociren, die sie in einem einzigen Tage niederzuschmettern hoffte.

Seit Beginn des deutschen Krieges standen die Geschäfte still. Die, welche durch Arbeit ihr Brod verdienen mußten, hatten keine Arbeit, die thätigsten Kräfte mußten sich der Landesvertheidigung widmen, nur die Frauen, Greise und Kinder blieben zu Hause, ohne Brod, ohne Feuerung, ohne allen Schutz gegen das Elend, aber im Dienste des im Todeskampfe zuckenden Vaterlandes zu allen Entsagungen und Entbehrungen entschlossen.

Was konnte gerechter sein, als an diesen für die Armen unersetzlichen Verlusten auch Diejenigen Theil nehmen zu lassen, deren materielle Mittel ihnen das Wohlleben und sogar den Luxus ermöglichten? Die Regierung kannte die Lage ganz genau, aber sie zog es vor, statt die Reichen zu belasten, um deren Freundschaft zu buhlen, indem sie dem Arbeiter das letzte Stück Brod vom Munde riß.

Hier halte ich es für meine Pflicht, vielen Haus-Eigenthümern von Paris Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, welche vollständig die Ungerechtigkeit der Forderungen ihrer Collegen einsahen und freiwillig auf jede Entschädigung verzichteten. Andere waren zwar nicht so großmüthig, begnügten sich aber, weil sie eine Mehrleistung für unmöglich hielten, mit der Hälfte der ihnen von den Miethern zukommenden Summe, indem sie außerdem noch Zahlungs-Erleichterungen bewilligten.

Hätte sich die Regierung an die Pariser Eigenthümer im

Großen und Ganzen gewandt, und sie eingeladen im Namen des Vaterlandes, im Namen ihrer unglücklichen, Hungers sterbenden Mitbürger, welche durch die schreckliche Belagerung Alles verloren hatten, so hätte, davon bin ich überzeugt, die große Mehrzahl sich zu jedem verlangten Opfer bereit erklärt.

Aber kehren wir zu den von der Regierung provocirten Ereignissen zurück.

Die Erschießung der Generale Clement Thomas und Lecomte ist bekannt. Nach allen den Lügenberichten über die Commune, die in der reaktionären Presse erschienen sind, wird der Leser gewiß sehr erstaunt sein, wenn er erfährt, daß die beiden „Märtyrer", welche angeblich für das Gesetz und in Vertheidigung ihrer Sache starben, in Wirklichkeit nur als gemeine, obscure Verbrecher endeten. Der Eine, Clement Thomas, als Spion — der Andere, Lecomte, angeklagt und verurtheilt wegen Versuchs von Massenmord, welchen er mit Vorbedacht organisiren wollte.

Dies die Wahrheit über die traurige Angelegenheit. Ich nenne dieselbe vorsätzlich eine traurige, denn, wie jeder wahre Republikaner, bin ich ein entschiedener Gegner der Todesstrafe. Die Spießgesellen der Thomas und Lecomte waren und sind es, welche die Todesstrafe aufrechterhalten, und somit der Humanität, dem gesunden Menschenverstande, der Gerechtigkeit und den wahren Interessen der Gesellschaft ins Gesicht schlagen. Sie dürfen sich also auch nicht beklagen, wenn das Volk in der höchsten Aufregung die durch sie geschaffenen barbarischen Gesetze auf sie anwendet. —

Wie ich schon oben sagte, die Straßen wimmelten von Menschen. Die Leute kamen, unterhielten sich, tadelten die Regierung, aber nicht die geringste Drohung, nicht der geringste Lärm konnte einer Gewaltmaßregel von Seiten der Behörden zum Vorwand dienen.

Die äußeren Boulevards, der Weiße Platz (place Blanche) die Plätze Clichy und Pigale waren vollständig von der Volksmenge besetzt, die, wie man leicht denken kann, zum größten Theil aus Frauen, Kindern und anderen ebenso harmlosen Bewohnern des Viertels bestanden. Hier und da sah man wohl auch einen Nationalgardisten oder Franctireur, aber von einer Ansammlung von Bewaffneten konnte auch nicht im Entferntesten die Rede sein.

Gegen 10 Uhr postirte sich der General Lecomte mit seinem Generalstab hinter einer Schwadron berittener Jäger und gefolgt von einem Infanteriebataillone auf dem Boulevard Rochechoir,

dem Platze Pigale gegenüber. Nachdem er die Truppen in Schlachtordnung aufgestellt hatte, ließ er Generalmarsch schlagen und die drei üblichen Aufforderungen zum Auseinandergehen an die Volksmenge ergehen. „Warum will man uns aus einander treiben?“ frug man von allen Seiten. „Was geschieht denn Ungesetzliches, wenn wir ruhig auf einem öffentlichen Platze beisammen bleiben?“ so hörte man jetzt überall ausrufen. „Wenn Sie passiren wollen,“ fügte ein Mann aus der ersten Reihe der Volksmenge hinzu, „so werden wir Ihnen Platz machen.“ Und wie durch Zauber wurde der Weg frei — das Volk ging auf die Trottoirs und in die Alleen des Boulevard Clichy.

Da stürzte General Lecomte, durch die Mäßigung des Publikums ganz außer sich gebracht, vor die Front, zog den Säbel und commandirte: „Feuer!“ Kein Schuß fiel. Der General glaubte, man hätte ihn nicht verstanden und wiederholte sein Commando, welches, ausgeführt, Hunderte harmloser Personen niedergestreckt hätte. Ein Augenblick düsteren, dumpfen Schweigens folgte dem Mordbefehl des französischen Generals. Lecomte selbst war wie niedergedonnert. Er hütete sich wohl, das zweimal so schlecht befolgte Commando zu wiederholen. Die Volksmenge klatschte den in Schlachtordnung aufgestellten Truppen Beifall. Hochrufe auf die Soldaten wurden von diesen mit Hurrahrufen auf das Volk, auf Paris, auf die Nationalgarde erwidert.

Der Anblick war wahrhaft ergreifend. Die Truppen gingen aus Reih’ und Glied, das Volk stand um die Soldaten herum, man drückte sich die Hände, man beglückwünschte sich gegenseitig, nur der General allein stand dieser Demonstration fremd gegenüber. Düster und schweigsam wagte er sich mit seinem Pferde nicht von der Stelle. Dieser Mangel an Geistesgegenwart war sein Verderben. Mehrere Soldaten, mit 3—4 Nationalgardisten vereint, umringten Lecomte und befahlen ihm, abzusteigen und ihnen zu folgen. Ohne Widerspruch, ohne ein einziges Wort ließ er sich nach der Mairie von Montmartre führen, wo das Centralcomité der Nationalgarde tagte. Dort wurde er vor ein Kriegsgericht gestellt.

Die meist aus Liniensoldaten bestehenden Richter verurtheilten ihn einstimmig zum Tode. Der Anklageakt hielt dem General sein Benehmen in folgenden Ausdrücken vor: „Angeklagter, was sollen wir wohl mit einem Manne, wie Sie sind, thun, der, seiner Herkunft völlig uneingedenk — denn Sie sind ein Kind des Volkes — so eben noch Hunderte von Unschuldigen, von Familienmüttern, Kindern und Greisen ermorden wollte? Ihr schändliches Vorhaben, das glücklicherweise durch das ehrenvolle Benehmen Ihrer

Soldaten vereitelt wurde, konnte zahllose Familien in Trauer versetzen, deren einziges Unrecht darin bestand, daß sie den Befehlen eines kleinen Tyrannen nicht gehorchen wollten. Sie haben das schrecklichste uns denkbare Verbrechen begangen: Sie wollten Ihre Mitbürger morden, Sie wollten in unserer Stadt den Bürgerkrieg anfachen, Sie, der Sie mit den fremden Eindringlingen so schlecht Krieg zu führen verstanden — Sie wollten morden, Sie allein werden jetzt sterben, von Ihren eignen Waffengefährten verachtet und verflucht." Im Augenblick der Urtheilsverkündigung schleppte man einen Mann in Civilkleidung herbei, der auf den Hügeln von Montmartre verhaftet worden war.

Diese Verhaftung fand unter folgenden Umständen statt. Die auf dem Stadthause tagende Regierung ließ Proklamationen ankleben, welche den Einwohnern meldeten, daß die Stadtviertel von Batignolles, Montmartre, la Villette und Belleville im Aufstande wären, daß die Regierungsgewalt die nothwendigen Maßregeln zur Bewältigung des Aufstandes träfe, und daß, als erste Maßregel der Belagerungszustand proklamirt sei. Was konnten nun die mit dem Standrecht bedrohten Quartiere Besseres thun, als sich zur Vertheidigung bereit machen? Kann man von Jemandem, zu dem man sagt: „Ich werde Dich in einigen Augenblicken tödten," verlangen, daß er die Mörder mit auf der Brust gekreuzten Armen ruhig erwartet? Eine Herausforderung dieser Art konnte nichts Anderes als einen wohlberechtigten Widerstand hervorrufen.

Das Volk fing also an, Barrikaden zu bauen. Ich habe mit eignen Augen Hauseigenthümer, Gewerbsleute, deren friedliebende Gesinnungen sehr bekannt waren, ans Werk gehen sehn; sie beeilten sich sehr mit der Arbeit mit den Worten: „Wer weiß, wessen diese Capitulards*) fähig sind, wenn sie uns nicht bereit finden." Die Artillerie- und Ingenieuroffiziere waren auf ihren Posten und leiteten die Arbeiten, indem sie ihnen die für den Vertheidigungsfall unentbehrliche Einheitlichkeit zu geben versuchten.

Fehlten bei diesen Arbeiten die thätigen Arme nicht, so fehlte es ihnen auch durchaus nicht an Zuschauern. Eine dichte Volksmenge umgab die Arbeiter, man sprach, man debattirte, man lachte, bereitete sich aber gleichzeitig zum Kampfe vor. Auf den Höhen von Montmartre, einer zur Vertheidigung außerordentlich günstigen Lage, arbeitete man ungemein thätig, als ein Nationalgardist ein auf- und abgehendes Individuum bemerkte, das sich

*) Kapitulationshelden — Spottnamen der Herren Thiers und Consorten.

Notizen in ein Taschenbuch machte und sehr aufmerksam die Stellung in Augenschein nahm, welche man gerade befestigte. Der Gardist, der nach einem Augenblick der Ungewißheit sofort den von der Regierung ernannten Pariser Nationalgardencommandanten unter dem bürgerlichen Ueberrock erkannte, näherte sich dem Individuum, klopfte ihm auf die Schulter und frug: „Bürger, wer sind Sie und was thun Sie hier?" „Ich," erwiderte der General Clement Thomas, denn er war es, „ich bin ein Einwohner des Viertels, ich sehe zu, wie alle Andern." „Nein, mein General," antwortete der Gardist, „Sie sind Clement Thomas, ich habe Sie Notizen über die Arbeiten machen sehen, Ihre Absichten müssen doch nicht ganz so harmlos sein, wie Sie angeben, der beste Beweis ist, daß Sie sich verkleidet haben und weder Ihren wahren Namen noch Rang angeben." Clement Thomas ließ sich blaß und bestürzt nach der Mairie bringen, wo dasselbe Kriegsgericht, das Lecomte aburtheilte, nach Feststellung seiner Persönlichkeit, nach Prüfung seines Notizbuches, worin man Aufzeichnungen und Abrisse der neuen Befestigungen vorfand, ihn als Spion zum Tode verurtheilte.

Die beiden Generale wurden zusammen nach dem leeren Platze eines benachbarten Grundstücks gebracht, wo die Executions-Abtheilung sie erwartete.

Es ist unrichtig, daß die beiden Generale die Soldaten Mörder geschimpft hätten, und ebenso unrichtig, daß sie feig gestorben seien. Der französische Soldat versteht tapfer zu sterben. Lecomte und Clement Thomas starben wie französische Soldaten.

Jetzt, wo der Leser die Angelegenheit genau kennt, jetzt frage ich ihn, wo steckt hier der Mord? Wo steckt die rohe Gewalt, die über die Gerechtigkeit triumphirt? Welchen Werth haben alle die Lügen, welche man über dies Ereigniß verbreitete?

Was mich betrifft, das wiederhole ich, so wüßte ich, so lange die Todesstrafe nicht aus unserem Civil- und Militärstrafgesetz verschwunden ist, solchen Thatsachen gegenüber, mit dem größten Bedauern für die Opfer, doch nicht anders zu handeln, als die Mitglieder des Kriegsgerichts. Ich brauche nicht hinzuzufügen, daß unsere Gegner es jederzeit ebenso machten und noch machen.

Der tragische Tod der Generale gab der Regierung das Zeichen zur Flucht. Die Herren Thiers, Jules Favre und Consorten packten in der Nacht ihre Sieben-Sachen und rissen im vollen Galopp aus, indem sie Heer, Verwaltung und Ministerium in unglaublicher Unordnung zurückließen.

Warum ließ man sie fliehen? Warum erging an die, alle Thore von Paris besetzt haltende Nationalgarde nicht der Befehl,

die Flüchtlinge zu verhaften? Das sind Räthsel, die sich nur durch die Schwäche des Nationalgarden-Comités erklären lassen, welches, wie ich glaube, von der auf seine Schultern gefallenen Last erschreckt, nicht wußte, wo es zuerst anfassen sollte. Die Männer fehlten nicht — Delescluze, Cluseret, Flourens waren ja da. Diese Männer hatten aber, weil die Revolution von der Regierung selbst muthwillig provocirt war, weder die Zeit, noch die Möglichkeit, sich der Gewalt im rechten Augenblick zu bemächtigen. Hierzu kam noch der reaktionäre Geist in mehreren Bataillonen der Pariser Cité, der die ersten Regierungsakte des Comités illusorisch machte. Da der Fehler einmal begangen war, so kommen wir nicht darauf zurück; festgestellt muß aber werden, daß diese anfängliche Verwirrung uns später viele Mißerfolge und schließlich den Verlust des Sieges zuzog!

Es scheint fast ein unvermeidlicher Uebelstand aller Revolutionen zu sein, weil er in allen wiederkehrt, — daß die genaue Vertheilung der Stellen und Pflichten an die Urheber oder Anhänger der Revolution versäumt wird.

Ist auch schon die Organisation der Civilgewalten eine der ersten Bedingungen einer revolutionären Bewegung, so wird die Organisation, das regelmäßige Functioniren, das einheitliche Commando der bewaffneten Macht zur unbedingtesten Nothwendigkeit.

Diese letztere Bedingung wurde am meisten verletzt, sie fehlte vor Allem der Revolution vom 18. März. Das Centralcomité beschäftigte sich mit den Gemeindewahlen, mit der Neubesetzung der Pariser Verwaltungsbehörden, und beschäftigte sich leider zu wenig mit der wichtigsten Frage, nämlich der militärischen.

Hätte man, statt der sensationellen Proclamationen, den General Cluseret, den einzigen fähigen Mann, der vorhanden, zum Commandanten der Nationalgarde ernannt, und die Linientruppen, die durchgängig mit der Bewegung sympathisirten, statt sie zu entwaffnen und aus Paris herauszuschicken, in die Nationalgardenbataillone eingereiht oder ein besonderes Corps aus ihnen gebildet, so wäre nach meiner Ueberzeugung der Mont Valérien unser gewesen. Und wären wir ohne Zeitverlust dem Herrn Thiers auf den Hacken nachmarschirt, so hätten wir diese Bande, die sogenannte Nationalversammlung, welche uns nachher mit einer bis dahin unerhörten Erbitterung bekämpfte, in alle vier Winde zerstreut. Aber der Fehler war einmal gemacht und wir können ihn nur feststellen.

Die ersten Tage nach dem 18. März stieg die Verwirrung in der Militärverwaltung auf ihren Gipfel. Trotz aller vom Delegirten des Krieges, dem General Cluseret, getroffenen irgend denkbaren Maßregeln, beutete eine Anzahl Intriguanten und In-

duſtrieritter dieſe Anarchie aus. Es iſt traurig, daß ich es ſagen muß, aber ich habe mit eignen Augen Italiener, ſogenannte Garibaldianer, in Wirklichkeit aber Neapolitaniſche Banditen, in jenen Tagen auf dem Stadthauſe functioniren ſehen; ſie ertheilten die unſinnigſten Befehle, miſchten ſich in Alles und verkauften unter der Hand die Pferde, welche ſich in Armee-Pferdeſtällen vorfanden, an die Juden, welche ſie für Verſailler Rechnung an ſich brachten.

Ich erwähne dieſe vereinzelten Mißbräuche nur zur beſſeren Betonung der Nothwendigkeit, in ſolchen Fällen ſofort für eine energiſche und möglichſt regelrechte Verwaltung zu ſorgen.

Ich will nicht viel über das berichten, was in jenen höheren Sphären vorging, an deren Spitze ſich das Centralcomité der verbündeten Nationalgarden geſtellt hatte. Es mußten dort wohl Reibereien verſchiedener Art vorkommen, denn ganz nothwendige Maßnahmen, die man in Einem Augenblick getroffen hatte, wurden im andern durch ganz unnütze erſetzt. Ich wiederhole es, und obgleich ohne poſitive Beweiſe, ſo habe ich doch die moraliſche Gewißheit, daß die Reaktion in unſeren Reihen Werkzeuge beſaß, welche die Bewegung paralyſirten. In den Schritten der Pariſer Abgeordneten, der regierungstreuen Maires, die ſich als unbegrenzte Patrioten aufſpielten, erblickte ich nur die Abſicht, Zeit zu gewinnen, und die Armee ſoviel als möglich zu desorganiſiren.

Ein einziges Beiſpiel unter vielen anderen nicht erwähnenswerthen muß ich zur Unterſtützung meiner Behauptung anführen. Die Infanterie und Artillerie war mehr oder weniger organiſirt, man brauchte ſie nur in Armeecorps einzutheilen und fähige Stabsoffiziere an ihre Spitze zu ſtellen und die Aktion wurde möglich, hatte ſogar Ausſicht auf Erfolg. Nicht ſo ſtand es mit der Cavallerie, dieſer zum Angriff unentbehrlichen Waffengattung; von Cavallerie waren nur zerſtreute Beſtände vorhanden, die vereinigt und ſo ſchnell als möglich organiſirt werden mußten. Wie ſchon oben erwähnt, fehlte es in den Regierungsſtällen nicht an Pferden, man brauchte alſo nur Reiter anzuwerben und ſie auf's Pferd zu ſetzen. Die Sache war ſehr leicht, da eine Menge abgedankter Reiter von verſchiedenen Cavallerie-Abtheilungen und beſonders die Reiter des Garibaldi'ſchen Corps, der Freiwilligen-Corps von Havre und Paris vorhanden waren.

Man ſchien dieſe Leute aber nur zur Verpflegung der Pferde, als Pferdeknechte anzuwerben, nicht, um Soldaten aus ihnen zu machen. Hier und da ſah man Individuen, die ſich Poſten und Titel gaben, Mannſchaften zuſammenrafften, ihnen Löhnung und Lebensmittel erwirkten, Pferdehandel trieben ꝛc.

Am 28. März kamen mehrere polniſche Reiter, die in den

Pferdeställen der Kaserne Lobau (früher: Kaserne Napoleon) angeworben waren, zu mir, und baten mich, indem sie mir das Traurige der Lage schilderten, das Commando über sie zu übernehmen. Ich antwortete ihnen, daß ich zur Annahme des Postens bereit sei und daß sie nur die nöthigen Schritte zu meiner Berufung auf diesen Posten thun sollten. Am folgenden Morgen benachrichtigte man mich, daß ich mich nach der Kaserne und von dort nach dem Stadthause begeben solle. Beim Eintritt in den Pferdestall stieß ich auf einen Italiener, einen jungen hübschen Burschen in einer von Gold strotzenden Uniform, der eben aufs Pferd stieg und dem ein arabischer Soldat folgte; beide ritten auf prächtigen algierischen Rossen. „Sehen Sie," sagte ein Soldat, den ich kannte, zu mir, „diese zwei Thiere dort, die werden wohl nicht mehr hierherkommen. Den ganzen Tag hört dies saubere Treiben nicht auf. Er kömmt, sucht sich Pferde aus, bringt sie weg und sucht sich wieder andere aus, und Niemand macht diesem Skandal ein Ende." Das wollen wir schon ändern, sagte ich und wandte mich an einige mir bekannte Soldaten. Ihr müßt mir im Nothfalle nur helfen. Als ich sah, daß ich hierauf rechnen konnte, wandte ich mich an den goldverbrämten Italiener und frug ihn, mit welchem Rechte er die Pferde fortbrächte, was er mit den anderen aus dem Pferdestalle genommenen gethan hätte, und wer er überhaupt sei?

Diesen Fragen wollte das Individuum mit Frechheit begegnen; da ich aber die Scene abzukürzen wünschte, so befahl ich seine Verhaftung und ließ ihn in meiner Begleitung nach dem Stadthause führen.

In Anbetracht des Befehls, ihm beim ersten Wort, welches er auf der Straße an irgend Jemand richtete, eine Kugel auf den Pelz zu brennen, widersetzte er sich nicht. Ich mußte so streng sein, weil auf dem Platze allerlei verdächtiges Volk stand, und ich fürchtete, daß der Vogel mir entwischen würde.

Auf dem Stadthause herrschte eine wahrhaft gräuliche Unordnung. Man schickte uns von einem Bureau nach dem anderen, von einem „Bürger" zu einem anderen „Bürger" — und leider mußte ich sehen, daß die Meisten dieser „Bürger" nur dort waren, um ihre Uniformen bewundern und sich „General" schimpfen zu lassen. Ich war aufs Allerhöchste entmuthigt, als man uns endlich dem Bürger Assi vorstellte.

Ohne viele Umschweife bezeichnete ich ihm meinen Gefangenen als das Oberhaupt der Staatspferdediebe, und schilderte ihm so gut als möglich den Zustand, in welchem sich die Organisation der Cavallerie befände. Jeden Augenblick wurden wir von Leuten

in Stabsoffizieruniform unterbrochen und zwar wegen meist unwichtiger Dinge, als plötzlich ein mir unbekannter Offizier zu uns trat und, nachdem er gehört, um was es sich handelte, zu mir sagte: „Alle diese Uebelstände werden abgestellt werden, aber dazu brauchen wir Zeit. So eben habe ich dem Lieutenant Ordre zur Organisation der Kavallerieschwadronen ertheilt.“ „Einstweilen,“ sagte er darauf zu einem bei ihm stehenden Unteroffizier, mit Hinweis auf den Italiener, „bringen Sie diesen Mann nach der Wache und lassen ihn dort beobachten.“ Assi und der Unbekannte zogen sich zurück. Mein Entschluß stand fest. Ich ging betrübt nach Hause, in einigen Minuten waren meine Sachen gepackt, ich wollte nach Havre fahren und meine frühere Absicht, nach Amerika zu gehen, ausführen. Aber der Zufall vereitelte wiederum meine Absicht. Um 4 Uhr begleiteten mich einige Freunde und meine Frau, die erst später nachreisen wollten, nach dem Bahnhof, aber nur, um mich wieder nach Hause zurückzubringen. Die Züge gingen nicht mehr; es hieß also in Paris bleiben. Da ich nun nicht gleich abreisen konnte und Zeit zu ruhiger Ueberlegung hatte, so — ich muß es gestehen, schämte ich mich wirklich vor mir selber. Was, sagte ich mir, nur weil dir die zwei bis drei Individuen mißfallen haben, nur weil in dieser plötzlich verursachten Bewegung auch etwas Unordnung vorhanden ist, nur deshalb wolltest du alle Hoffnung aufgeben, vielleicht etwas für jene große Sache leisten zu können, deren Grundsätze du so lange schon zu den deinigen gemacht? In dieser Art redete ich mir ins Gewissen und segnete den Zufall, der mich an jenem Schritte verhinderte, welchen ich mir niemals in meinem Leben vergeben hätte. Aber wo und wie sollte ich nun dieser Sache dienen? An Soldaten fehlte es nicht. An Politikern noch weniger. Wohl wußte ich, daß es an guten Offizieren in der Nationalgarde mangelte, wohl wußte ich, es würde meine Vorstellung auf dem Centralcomité genügen, um mir bei meinen Dienstattesten und meiner militärischen Vergangenheit einen Posten zu sichern, aber, wie so oft während meiner militärischen Laufbahn, schrak ich davor zurück, für mich persönlich derartige Schritte zu thun.

Noch überlegte ich, was zu thun, als mehrere Freunde in Begleitung eines Sergeanten vom 21. Nationalgardenbataillon zu mir kamen und mir Folgendes vorschlugen. Der Sergeant bat mich im Namen mehrerer Kameraden und seiner ganzen Compagnie, als einfacher Gardist in sein Bataillon einzutreten. In einigen Tagen sollte ein Kriegsbataillons-Kommandant ernannt werden*).

*) Jedes Bataillon bestand eigentlich aus zweien. Ein ständiges,

Das Bataillon besaß nicht einen einzigen zu diesem wichtigen Posten fähigen Offizier, meine militärische Vergangenheit sicherte mir den Erfolg also schon im Voraus. Ich hatte keine Concurrenten, außer einem alten Wachtmeister der Armee, den man dazu vorschlug, der aber als ehrlicher Mann diese Verantwortlichkeit nur im höchsten Nothfalle übernehmen wollte. Ich nahm also das Anerbieten an und ließ mich sofort als einfachen Gardisten in das Bataillon Nr. 221 einzeichnen. Der ständige Bataillonscommandant empfing mich sehr herzlich und nachdem er einige Dienstatteste von mir gesehen, versprach er mir seine volle Beihülfe mit dem Hinzufügen, daß ich ihm von heute an bei der Bildung der Kriegscompagnien behülflich sein könne.

Dieses Anerbieten glaubte ich nicht annehmen zu dürfen. Meine fortwährende Anwesenheit beim Bataillonsstabe hätte mir zwar meine Wahl gesichert, aber auch die Stimmabgabe ungehörig beeinflußt.

Mit dem besten Dank für den guten Willen des Commandanten und nachdem ich ihm meine Dienste in schwierigen Fällen, die er vielleicht wegen seiner Unerfahrenheit im Kriegshandwerk nicht bewältigen konnte, zur Verfügung gestellt hatte, wünschte ich, in der dritten Compagnie zu bleiben und bis zur Wahl meinen Dienst ganz wie jeder Andere zu thun. Dieser Entschluß erwarb mir viele Sympathie im Bataillon. Am andern Morgen stellte ich mich völlig feldmäßig zum Mittagsappell ein, wo wir Ordre erhielten, uns beim ersten Trommelschlag fertig zu halten.

Gegen 4 Uhr wurde wirklich zum Sammeln getrommelt; wir sammelten uns auf der Mairie von Battignolles und marschirten, Offiziere voran, nach der Porte Maillot. Mit jedem Schritt wurde der Kanonendonner vernehmlicher. Wir hörten, daß das zur Besetzung des Fort Mont Valérien commandirte Bataillon eine halbe Stunde zu spät gekommen sei und daß die Versailler, im Besitz dieser wichtigen Stellung, das Feuer gegen die Stadtwälle eröffnet hätten. „Schlechte Nachrichten,“ sagte ich zu unserem braven Commandanten; „ich zweifle sehr, ob dieser begangene Fehler wieder gutzumachen ist und ob nicht ein gut Theil unserer Bemühungen am Mont Valérien scheitern wird.“ „Ja,“ entgegnete er mir, „und bedenken Sie, daß unser Bataillon schon zwei Tage marschfähig dastand. Weshalb verwandte man uns nicht?“

---

nur aus verheiratheten Leuten bestehend und ein anderes mit derselben Nummer, aber Kriegsbataillon genannt. Das erste durfte nur in Paris verwandt werden; das zweite dagegen überall, wo es die Gegenwart des Feindes erheischte.

Aber es war nun einmal zu spät, die Thatsachen ließen sich nicht ändern. An wem lag der Fehler? Ich sage es, und man wird mich nicht dementiren können, an jenem großen Haufen gallonirter Herrchen, die, statt die Zeit zu benutzen, sie verbummelten und sich Stellen und Uniformen decretirten!

Unweit der Porte Dauphine machten wir Halt und blieben dort bis 7 Uhr Abends. Ich merkte bald, daß die Befehle von Oben fehlten, und daß der Commandant nichts anzufangen wußte. Nach 2 Stunden bat ich ihn um einen halbstündigen Urlaub. „Wo wollen Sie hin?“ fragte er mich. „Ich möchte,“ antwortete ich, „etwas über die Kanonade, die man hört, zu erfahren suchen, ich will sehen, was an der Porte (dem Thor) Maillot vorgeht.“ „Gehen Sie hin,“ sagte er, „und sollten Sie Jemanden vom Generalstab sehn; so lassen Sie sich Befehle für unser Bataillon geben. Man läßt uns hier müßig, und ich bin fest überzeugt, es wird Stellen geben, auf denen wir uns sehr nützlich machen könnten.“

Ich ging nach der Porte Maillot und war, an Ort und Stelle angekommen, ganz erstaunt, dort keinen einzigen Offizier vorzufinden. Eine Batterie von 4 Marinegeschützen auf den Wällen wurde von wenigen Marinesoldaten und einem Haufen kleiner Bengels bedient, die den Soldaten die Geschosse zureichten. Diese 4 Geschütze mit diesem Personal erwiderten mit unvergleichlichem Erfolg das Feuer von 50 Geschützen, welche der Feind gegen diesen Punkt richtete. Ein junger Matrose, ehemaliger Schiffsjunge, lief von einer Kanone zur anderen, richtete sie und die Jungen schossen ab. Eine Unmasse von Zuschauern stand auf den Wällen, Bourgeois im hohen Cylinder, Damen in großer Toilette mit Lorgnetten im Auge, und mit Fernröhren, und bei jedem Schuß, der in die Wälle des Mont Valerien einschlug, erscholl ein allgemeines Freudengeschrei, Hurrahs auf Paris und Verwünschungen auf Versailles. Zu jener Zeit war nämlich die Eigenliebe der Pariser noch mit im Spiele, und es nahm deshalb Arm und Reich Interesse an dem Kampfe. Wie schade, daß man dieses mächtige und so leicht zu packende Gefühl nicht nutzbringender verwandte!

Als der Matrose sich einmal bückte, fiel ihm sein Käppi zu Boden, und noch ehe er es wieder aufnehmen konnte, bemächtigte sich ein sehr anständig gekleideter Mann seiner Kopfbedeckung und wandte sich, indem er ein 20-Francstück hineinwarf, damit an die anderen Zuschauer. Jeder gab nach Kräften; Gold- und Silberstücke bedeckten die gespendeten Sousstücke der Arbeiterfrauen. Nach beendigter Sammlung händigte der Unbekannte dem Matrosen sein Käppi wieder ein mit den Worten: „Ich bin zwar kein Revolu-

tionär, ich bin kaum ein frischgebackener Republikaner, aber ich bin Franzose, ich weiß, was uns die Monarchie gebracht hat und will sie deshalb nicht wieder haben. Jene Schurken dort wollen uns gern wieder einen König aufdrängen, nun, es wird ihnen nicht gelingen; schießen Sie nur gut, im Nothfall werden wir Alle schießen und ihnen zeigen, wer Unrecht und wer Recht hat." Der Mann war ein Bourgeois, wie viele Tausend Andere in Paris, aber er hatte ein französisches Herz und vergaß nicht, was er seinem Vaterlande verdankte. Der Matrose dankte, und ging sofort wieder an die Arbeit. Eine Minute später durchdrang ein Schreckensschrei die Massen, dem Tapfern wurden beide Arme durch einen Haubitzersplitter weggerissen. Als man ihn aufhob, rief er noch mit lauter Stimme, den Schmerz verbeißend: „Es lebe Paris", dann fiel er in Ohnmacht. Er wurde nach der Ambulanz auf den Champs-Elysées gebracht, wo er einige Stunden später seinen Geist aufgab.

Da ich Keinen sah, der unserm Bataillon hätte Ordres ertheilen können, so ging ich nach unserm Standorte zurück und wollte dem Kommandanten vorschlagen, die Porte Maillot zu besetzen, den Geschützdienst dort aufzunehmen, und unter dem Schutze der Nacht die von den feindlichen Kugeln an den Werken angerichteten Schäden ausbessern zu lassen. Eben bekam aber der Kommandant Befehl, circa 100 Freiwillige aus seinem Bataillon zu nehmen, mit diesen auf der Eisenbahn nach Asnières zu fahren und die Vorposten zu besetzen. Wie man sieht, war die Ordre übrigens von einem sehr Unverständigen ertheilt. Warum bestimmte man nicht die und die Compagnie? wozu Freiwillige? weshalb nicht das ganze Bataillon? vielleicht weil die Uebrigen sich nun ganz gemüthlich zu Hause schlafen legen sollten? Zum Ueberfluß erwähnte die famose Ordre nicht einmal, wer das Detachement kommandiren sollte. Unser Kommandant wollte Anfangs selber mitmarschiren, als ich ihm aber die Sache ernstlich vorstellte, verzichtete er darauf und befahl dem Hauptmann meiner Compagnie, ohne sich an die obenerwähnte Ordre zu kehren, mit seinen Leuten nach Asnières zu marschiren. Ich war folglich auch bei diesem Detachement. An der Porte Dauphine, wo man uns ganze Stunden verbummeln ließ, marschirten wir nach dem Güterbahnhof von Batignolles. Nach der Ordre sollten wir um 10 Uhr abmarschiren, es war aber kaum 8½ Uhr. Meiner Meinung nach durfte nicht länger gewartet werden, oder die Compagnie mußte sich wenigstens marschbereit halten. Aber der Hauptmann war nicht energisch, er verkehrte mit seinen Soldaten sehr familiär und erlaubte daher Jedermann, nach Hause essen zu gehen oder sich die ihm nöthig

eines beliebigen Generals in den Generalstab hinein geschmuggelt. Selbst die Vertrauensvollsten konnten durch ein derartiges Treiben entmuthigt werden. Wie schon oben erwähnt, fand Dombrowski seinen Generalstab zwar vollständig vor, jedoch mit seltenen Ausnahmen aus Elementen, wie den oben beschriebenen, zusammengesetzt.

Zur Action vom 7. April Abends, für die Dombrowski 20 Bataillone zur Verfügung zu haben glaubte, forderte er, ohne Zeit zur Auswahl zu haben, 8 Offiziere verschiedenen Grades zu seiner Begleitung auf. Als er, am Thore von Neuilly angekommen, ganz ungenügende Streitkräfte vorfand, aber die ihm nothwendig scheinende Expedition nicht länger aufschieben wollte, fing er, wie wir bereits gesehen haben, die Bewegung mit den vorhandenen Kräften an, indem er von seinen 8 Offizieren 6 ins Kriegsministerium, zu den Sectionären und Bataillonschefs mit den dringendsten Befehlen schickte. Er bat diese Offiziere um die größte Eile und legte ihnen ans Herz, ihm ohne Zeitverlust Bericht über ihre Mission abzustatten.

Nur 2 Offiziere behielt er bei sich, eher Kinder als Soldaten, beide nur 16—17 Jahre alt. Dies waren Magnan, ein entfernter Verwandter des gleichnamigen Generals, und Lhulier, ein Sohn jenes Unglücklichen, der immer noch in Neukaledonien festgehalten und gequält wird. Die 6 abgeschickten Ordonnanzoffiziere kehrten nie zurück. Was wurde aus ihnen? Der Leser kann sich beruhigen; sie sind nicht von feindlichen Kugeln gefallen. Wir haben sie später in allen möglichen Verwaltungszweigen als militärische Attachés wiedergesehen! Sie ließen ihre Säbel weit vom Schuß auf dem Pariser Pflaster herumrasseln, vermieden es aber sorgfältig, Dombrowski zu begegnen, der, nachdem sich sein erster Zorn gelegt, sie mit dem ihm eigenen Lächeln der Verachtung abstrafte, welches er nur für Memmen hatte.

Lhulier und Magnan dagegen zeichneten sich sehr aus. Der Erste focht zur Seite Dombrowski's, der Zweite, welcher dem Commandanten des Bataillons als Ordonnanz diente, drang zuerst in ein vom Feinde besetztes und aufs Heftigste vertheidigtes Haus. Dombrowski ernannte sie Beide zu Secondelieutenants und attachirte sie sich als Ordonnanzoffiziere.

Mit diesem Tage begann der fürchterliche Kampf, welcher 6 Wochen lang um Neuilly wüthete.

Trotz der besten Absicht, diesen Bericht so genau als möglich zu machen, werde ich wohl nicht alle Züge von Pflichtgefühl und Tapferkeit in ihrem wahren Lichte zeigen können. Auf den sich

fortwährend mehr anhäufenden Trümmerstätten habe ich Männer kennen gelernt und ihnen die Hand gedrückt, die durch die Größe und Reinheit ihrer Grundsätze, durch die Anspruchslosigkeit bei Erfüllung der schwersten Pflichten, durch vollständigste Selbstverleugnung der allgemeinen großen Sache zu Liebe — die meisten von ihnen sind als Soldaten oder Märtyrer gestorben — eine bessere Feder verdient hätten, und denen ich hiermit ein Lebewohl in das Grab nachrufe. Am folgenden Morgen begann Dombrowski den Angriff von Neuem; derselbe wurde immer schwieriger wegen der Schwäche der verfügbaren Streitkräfte und wegen der energischen Maßregeln, die der Feind zur Vertheidigung seiner Stellungen getroffen hatte.

Neuilly, einer der reizendsten Orte in der Umgebung von Paris, wo Luxus, Reichthum, guter Geschmack mit der herrlichen Natur einen Wettkampf eingegangen waren, sah seine langen Alleen, schönen Gärten, kleinen Paläste und reizenden Landhäuser plötzlich in Redouten, Barrikaden, Blockhäuser und Kasernen umgewandelt. Jeder Kanonenschuß riß Meisterwerke moderner Architektur herunter, zerbrach Kunstgegenstände, und töotete oder verwundete harmlose Einwohner, die zum größten Theil aus Greisen, Frauen und Kindern bestanden. Die materiellen Verluste waren nicht zu vermeiden, allein diese unnützen Menschenopfer brauchten nicht zu fallen. Dombrowski wandte sich ans Kriegsministerium um Vollmacht zur Eingehung eines Waffenstillstandes mit dem Feinde, damit die Einwohner das Kampfterrain verlassen könnten. Billigerweise wurde die Vollmacht sofort ertheilt. Da das Kriegsministerium indessen an der guten Aufnahme Seiten des Feindes zweifelte und nur das Interesse der unglücklichen Bewohner Neuilly's im Auge hatte, so rieth es Dombrowski, die Initiative (den ersten Schritt) der Freimaurerloge zu überlassen. Hieraus ersieht man, wie die „Mörder“, die „Diebe“, die „Theiler“ von Paris Alles zum Schutz von Menschenleben und Eigenthum aufboten. Und sehr bezeichnend ist es, daß gerade die Vertheidiger der Ordnung es trotz der dringendsten Bitten von Seiten der Freimaurer rundweg abschlugen, die Frauen und Kinder Neuilly's aus der Schußweite der Ordnungskanonen herauszulassen. Nicht für Diejenigen sind diese wenigen Zeilen bestimmt, die, wie auch ich, unsere Gegner „an der Arbeit“ gesehen haben, die kennen sie ganz genau und werden sich nicht wundern; ich schreibe für diejenigen, die den Verläumdungen unserer Feinde ein williges Ohr liehen.

Handelt es sich nur um Phrasen, um schönes Wortgeklingel, ja da sind diese Ordnungshelden edelmüthig, die personifizirte Tugend. Sobald ihr sie aber beim Wort nehmt, sobald ihr an Stelle der

in meiner Lage meine Pflicht auf das Gewissenhafteste, ich mochte und konnte gar nicht anders handeln, und dennoch beschleicht mich jedesmal, wenn ich daran denke, ein unnatürliches Gefühl, ich möchte fast sagen, es bemächtigen sich dann meiner ganz unbegründete und unerklärliche Gewissensbisse. Wenn die große Mehrheit die nöthige Achtung vor Menschenleben besäße, die uns zerfleischenden Kriege hätten dann ein Ende. Wo blieben alle jene Ehrgeizigen, die, aus persönlichem Interesse, die Völker wie wilde Thiere gegen einander hetzen? Leider stehen wir noch zu tief in der Cultur, und als Angegriffene müssen wir uns vertheidigen. —

Zur näheren Erklärung des mich beherrschenden Gefühls wird mir der Leser erlauben, einige Zeit zurückzugreifen, um ihm die Lage zu schildern, in welcher ich mich vor den erzählten Ereignissen befand. Ich war im Januar 1871 des Infanteriedienstes überdrüssig geworden und, aus dem leichten Seine-Infanterieregiment ausgetreten, zu der leichten Cavallerie von Havre gegangen. Ich wurde sofort als Ordonnanz des Brigadegenerals, dessen Name mir trotz der 8 Monate Dienst entfallen ist, mit noch mehreren Reitern aufs Schloß Mont-Cabert bei Harfleur geschickt. Da der Dienst sehr schwer war, und man Tag und Nacht Befehle und Gegenbefehle auszuführen hatte, von denen womöglich einer immer blödsinniger als der andere war, so gab man uns noch 10 berittene Gensdarmen zur Aushülfe bei.

Man lebte also zusammen, passirte oft gemeinschaftlich die feindlichen Stellungen, hatte gemeinschaftlich dasselbe Gewehrfeuer auszuhalten, — kurz, man führte jenes elende kameradschaftliche Leben, welches Dummköpfe ruhmvoll zu nennen belieben. Ich fand unter allen diesen Leuten nur ehrliche Männer; alle waren Familienväter, unfähig von selber irgend Böses zu thun, aber das Sprüchwort sagt mit Recht: „Alter Soldat — altes Vieh." — Und wenn sie die moralische Seite ihres Ichs gewissermaßen in die Hände ihres Chefs niedergelegt, so sind sie auf Commando gewissenlos und zu Allem bereit. Nochmals bemerke ich, daß wir sie als Unglücksgefährten kannten. Man half sich gegenseitig und an Urlaubstagen drückte man sich die Hand und ging freundschaftlich auseinander.

Ich kehre zu meiner Erzählung zurück. Die ganze Nacht ging ich auf dem Perron des Bahnhofs auf und ab, ich weckte die Soldaten, an denen die Reihe zum Posten war, ich führte sie selbst mit den nöthigen Instructionen dort hin, und erlaubte mir erst ein wenig einzunicken, als die Uhr in der Ferne die zweite Stunde schlug. Jetzt kam die Reihe an mich. Nachdem ich die 3 andern Schildwachen auf ihre Plätze geführt, begab ich mich auf meinen

fortwährend mehr anhäufenden Trümmerstätten habe ich Männer kennen gelernt und ihnen die Hand gedrückt, die durch die Größe und Reinheit ihrer Grundsätze, durch die Anspruchslosigkeit bei Erfüllung der schwersten Pflichten, durch vollständigste Selbstverleugnung der allgemeinen großen Sache zu Liebe — die meisten von ihnen sind als Soldaten oder Märtyrer gestorben — eine bessere Feder verdient hätten, und denen ich hiermit ein Lebewohl in das Grab nachrufe. Am folgenden Morgen begann Dombrowski den Angriff von Neuem; derselbe wurde immer schwieriger wegen der Schwäche der verfügbaren Streitkräfte und wegen der energischen Maßregeln, die der Feind zur Vertheidigung seiner Stellungen getroffen hatte.

Neuilly, einer der reizendsten Orte in der Umgebung von Paris, wo Luxus, Reichthum, guter Geschmack mit der herrlichen Natur einen Wettkampf eingegangen waren, sah seine langen Alleen, schönen Gärten, kleinen Paläste und reizenden Landhäuser plötzlich in Redouten, Barrikaden, Blockhäuser und Kasernen umgewandelt. Jeder Kanonenschuß riß Meisterwerke moderner Architektur herunter, zerbrach Kunstgegenstände, und tödtete oder verwundete harmlose Einwohner, die zum größten Theil aus Greisen, Frauen und Kindern bestanden. Die materiellen Verluste waren nicht zu vermeiden, allein diese unnützen Menschenopfer brauchten nicht zu fallen. Dombrowski wandte sich ans Kriegsministerium um Vollmacht zur Eingehung eines Waffenstillstandes mit dem Feinde, damit die Einwohner das Kampfterrain verlassen könnten. Billigerweise wurde die Vollmacht sofort ertheilt. Da das Kriegsministerium indessen an der guten Aufnahme Seiten des Feindes zweifelte und nur das Interesse der unglücklichen Bewohner Neuilly's im Auge hatte, so rieth es Dombrowski, die Initiative (den ersten Schritt) der Freimaurerloge zu überlassen. Hieraus ersieht man, wie die „Mörder", die „Diebe", die „Theiler" von Paris Alles zum Schutz von Menschenleben und Eigenthum aufboten. Und sehr bezeichnend ist es, daß gerade die Vertheidiger der Ordnung es trotz der dringendsten Bitten von Seiten der Freimaurer rundweg abschlugen, die Frauen und Kinder Neuilly's aus der Schußweite der Ordnungskanonen herauszulassen. Nicht für Diejenigen sind diese wenigen Zeilen bestimmt, die, wie auch ich, unsere Gegner „an der Arbeit" gesehen haben, die kennen sie ganz genau und werden sich nicht wundern; ich schreibe für diejenigen, die den Verläumdungen unserer Feinde ein williges Ohr liehen.

Handelt es sich nur um Phrasen, um schönes Wortgeklingel, ja da sind diese Ordnungshelden edelmüthig, die personifizirte Tugend. Sobald ihr sie aber beim Wort nehmt, sobald ihr an Stelle der

thun, als meine Befehle befolgen und mich auf den Bahnhof, unsern Hauptposten, zurückzuziehen. Dort angekommen fand ich alle Mann unter Waffen. Eine einzige Schildwache fehlte noch, ich schickte 2 Mann nach ihr ab, als wir sie im vollen Laufe, von 3 bis 4 Reitern verfolgt, auf uns zueilen sahen. Wir gaben sofort Feuer und nöthigten die Reiter zur Umkehr.

Inzwischen zischten die Kugeln immer zahlreicher an uns vorüber, es war also dicht bei uns eine feindliche Abtheilung, deren Vorposten die verjagten Reiter gewesen waren. Unter solchen Umständen mit 18 Mann zu bleiben, ohne Hoffnung auf Secours und mit einer dreiviertel zerstörten Brücke als einzigem Rückzugspunkt war unmöglich. Ich befahl also den Rückzug über die Brücke und blieb mit 3 Mann zur Deckung derselben zurück. Der Rückzug ging ausgezeichnet von statten. Trotz des Gewehrfeuers und der Granaten, die uns der Mont Valérien herüberschickte, verloren wir keinen Mann, und um 7 Uhr waren wir auf der anderen Brückenseite. Nach halbstündiger Rast und in demselben Augenblick, als wir nach Paris zurückmarschiren wollten, kam der Secondelieutenant mit der Ordre, Asnières zu räumen und zu unserm Bataillon zu stoßen. Unterwegs erzählte er mir alle mit Beihülfe des Commandanten angestellten Versuche, uns zu Hülfe zu eilen, und wie der Oberst Henry, der Platzcommandant von Paris, sie mit den Worten wegschickte, daß er besser als sie wisse, was in Asnières vorginge, und daß er sich bewußt sei, was er zu thun hätte. Ermüdet und noch weit mehr entmuthigt ging ich, an Allem verzweifelnd, nach meiner Wohnung.

Während wir gewöhnliche Sterbliche mordeten und uns morden ließen, ereignete sich Vieles, ohne unsere Aufmerksamkeit besonders auf sich zu ziehen. Das Centralcomité hielt sein Wort und trat die Machtvollkommenheit wieder ab, die ihm die Ereignisse in die Hände gespielt hatten. Es veranstaltete die Municipalwahlen, die mit bis dahin unerhörten Majoritäten die Commune von Paris auf's Stadthaus berief. Das Pariser Volk hatte sich zum ersten Male seit langer Zeit eine Volksvertretung geschaffen, die dieses Ehrenpostens in jeder Beziehung würdig war. Die ersten Handlungen der Commune waren denn auch der Art, daß sie unter den intelligenten Parisern nur Billigung und Sympathie finden konnten. Das Miethzahlungsgesetz beseitigte den entstandenen Conflikt auf die einfachste Weise. Die Regierung nahm die spätere Entschädigung der Eigenthümer auf sich und entlastete die Miether von jeder Verantwortlichkeit. So waren beide Theile zufriedengestellt. Dem Besoldungsgesetz wurde, als einem Akt höchster Gerechtigkeit und Moralität, zugejubelt. Künftig sollte selbst der höchste Staats-

beamte nur 6000 Francs jährliches Gehalt bekommen. Die Generale im Felde erhielten außerdem für sich und ihren Generalstab Lebensunterhalt. Das Gesetz über die Prostitution, welches durch energische Maßregeln, durch Beschaffung des nöthigen Arbeitsverdienstes, Tausende von Unglücklichen, die dem Elend zum Opfer gefallen waren, dem Untergange entriß — ein anderes Gesetz, welches mit voller Strenge jene schändlichen Geschöpfe verfolgte, die mit den Opfern der Unschuld und des Elends Handel treiben, die vom Volke abgeschaffte Todesstrafe, welches auf dem Roquetteplatz, dem Schauplatz der Hinrichtungen, die Guillotine und das Schaffot mit allem dazu gehörigen Handwerkszeug verbrannte, — alle diese Gesetze und Maßnahmen beruhigten selbst die Aengstlichsten und der Bewegung am wenigsten Zugeneigten. Aber die Reaktion that alles Mögliche, um Unordnung hervorzurufen.

Durch eine Demonstration wollten sich sogenannte Ordnungsfreunde, die aus circa 50 mit Revolvern bewaffneten Schurken bestanden, des Vendômeplatzes bemächtigen. Eine Nationalgardenabtheilung, die den Platz zu vertheidigen hatte, verlegte ihnen den Weg, und nachdem sie den Kerlen auf alle mögliche Weise begreiflich gemacht hatte, daß sie ihnen die Besetzung eines der wichtigsten Pariser Plätze nicht gestatten könne, machte sie sich zur Vertheidigung desselben bereit.

Einer der Banditen schoß seinen Revolver auf einen Unteroffizier ab, der als Parlamentair diente. Bei dieser letzten Herausforderung feuerte die Nationalgarde. Vielleicht 20 Schüsse beantworteten den Revolverschuß und vier bis fünf der Angreifer fielen, die andern liefen mit Zurücklassung ihrer Todten und Verwundeten davon. Das ganze Complot war auf die Compromittirung der Nationalgarde abgesehen, um später sagen zu können: „Ihr seid Mörder."

Zu dieser Art von Ereignissen gehört noch manches andere weniger Interessante, z. B. die Demonstrationen an der Julisäule, an der Straßburger Statue, am Stadthause, die Wegnahme des Kreuzes vom Pantheonthurme u. s. w. Hunderttausende von Menschen sahen von unten zu, wie zwei Arbeiter mit Hülfe von Seilen und Leitern den Thurm bestiegen und das Symbol des christlichen Glaubens, von Fanatikern einst auf jenes Monument hingepflanzt, herabnahmen, das doch wahrlich einen ganz anderen Gedanken verkörpern sollte. Man ersetzte es durch ein anderes Symbol, nämlich durch die rothe Fahne, um deren Banner sich künftig alle Generationen des Proletariats zum Kriege gegen ihre Unterdrücker schaaren werden.

Ich wiederhole: alles dies fand statt, ohne daß die zum Schutze

Am 18. Abends traf ich den Commandanten, der mir mit trauriger Miene erzählte, er hätte soeben vom Kriegsministerium Befehl erhalten, das Commando des Standbataillons an einen Capitain abzugeben und bis zur Wahl, die stattfinden würde, sobald Zeit dazu sei, das Commando der Kriegscompagnien zu übernehmen. Diese Nachricht machte ihn ganz bestürzt. Als Soldat wollte er gern voranmarschiren. Aber 4 Compagnien zu commandiren, ohne etwas vom Kriegshandwerk zu verstehen, das schien ihm doch fast unmöglich.

Was mich anbetrifft, so war ich ganz zufrieden, ich gab ihm zu verstehen, daß ich nicht bis in die Puppen hinein unthätig bleiben wolle oder könne, und ohne Weiteres entschloß ich mich nun, selbst zu Dombroski zu gehn und ihm meine Dienste anzubieten.

Gegen 10 Uhr Abends trommelte es in den Straßen. Unser Bataillon ward zu den Waffen gerufen. Ich ging mit den Andern nach dem Sammelplatze, wo ich hörte, daß 2 Compagnien als Verstärkung für die Truppen am Point-du-Jour bestimmt waren.

Erst um Mitternacht kamen wir am Bestimmungsorte an. Von ferne hörten wir eine schreckliche Kanonade, die mit jedem Schritte noch bedeutend zunahm. Bei der Ankunft hatten wir schon einen Todten und 3—4 Verwundete. Es waren Geschosse, die über die Wälle hinausgingen und uns im Park de la Muette empfingen.

Der Zustand, in welchem die Bastion Point-du-Jour sich befand, spottet jeder Beschreibung. Da der Feind diesen Punkt zum Brescheschießen ausgewählt, so richtete er dahin das Feuer seiner ganzen Artillerie. Ohne die geringste Unterbrechung regnete es Bomben und Granaten. Unsere Erdarbeiten waren vollständig zerstört. Die demontirten (von den Laffetten herabgeschossenen) Kanonen lagen mitten unter den Leichen der sie bedienenden Artilleristen. Löcher von einem Meter Tiefe, welche die Haubitzen jeden Augenblick in den Erdboden gruben, hinderten Einen in diesem höllischen Feuer am Vorgehen und an der Bewegung. Todte und Verwundete bedeckten den Boden. Dieses fortwährend durch die platzenden Bomben beleuchtete Schauspiel war geeignet, selbst die Abgehärtetsten und mit der Gefahr Vertrautesten in Schrecken zu setzen. Mit einem Blicke begriff ich unsere Lage. Nicht zum Kämpfen hatte man uns hierher geschickt, sondern um eine Stellung zu besetzen, auf welche der Feind in jedem Augenblick den Sturm unternehmen konnte. Mit einigen Worten erklärte ich dem das Detachement-commandirenden Capitain die Lage. Unwillkürlich drehte ich mich nach unseren Soldaten um — die Braven standen da mit geschultertem Gewehr und erwarteten ruhig die Befehle. Und doch waren es Männer, von denen die Hälfte die

Nach dem unersetzlichen Fehler, den man beging, als man die Versailler den Mont Valérien nehmen ließ, hätten sich alle unsere Bemühungen darauf concentriren müssen, den Feind am Uebergang über die Seine zu verhindern, indem wir aus diesem Fluß eine unüberwindliche Barriere machten. Das ABC der Strategie erheischte dies gebieterisch. Leider traf man an dieser Seite grade die wenigsten Vorsichtsmaßregeln.

Die Brücke von Neuilly, die nach der Niederlage, welche die Generale Duval und Flourens am Fuße des Fort Valérien erlitten, hätte zerstört werden müssen, blieb stehn und wurde mit 8 Geschützen armirt, bekam aber eine mehr als ungenügende Infanteriebesatzung. Statt daß nun der Oberst Henry mindestens 10,000 Mann, die disponibel waren, nach Neuilly schickte, hielt er dieselben in Paris beim Vendômeplatze, beim Stadthause und vielen anderen gar nicht bedrohten Punkten fest.

Inzwischen war Neuilly der Schlüssel von Paris geworden und war außer mit 8 Brückengeschützen von 2 Bataillonen Nationalgarde besetzt worden. Am Abend des 6. April hörte man eine fürchterliche Kanonade von dieser Seite.

Nachdem der Feind die Hälfte der Brückengeschütze demontirt, rückte er im Laufschritt mit 4 Infanterie-Regimentern heran, welche die Brücke fast ohne Widerstand im Sturm nahmen und die beiden Bataillone aus Neuilly hinausdrängten. Vergebens machte der Oberstlieutenant Theophil Dombrowski, der zufällig zugegen war, mit noch einigen Tapferen dem weit stärkeren Feinde das Terrain streitig. Als die beiden Bataillone die Unmöglichkeit erkannten, gegen die Uebermacht anzukämpfen, verließen sie die Geschütze und zogen sich mit bedeutenden Verlusten an Todten und Verwundeten auf Paris zurück.

Die Versailler besetzten Neuilly, Levalois-Péré und das Boulogner Wäldchen. In aller Eile schloß man die Thore von Paris, denn der Feind war nur noch auf Flintenschußweite entfernt. Es herrschte allgemeine Bestürzung, und wer weiß, was geschehen wäre, wenn am folgenden Abend Dombrowski nicht soviel als möglich die begangenen Fehler wieder gut gemacht hätte, wodurch der Muth und die Hoffnung der erschreckten Pariser wieder gehoben wurden. Die Erbschaft, die Dombrowski antrat, war nicht beneidenswerth. Nur Fehler auf Fehler hatte man, entweder aus Unwissenheit oder aus Nachlässigkeit, begangen.

Es galt also: Alles in Ordnung bringen, Alles organisiren und das Versäumte nachholen; mit Einem Worte, es galt gegen den äußern Feind und die Rathlosigkeit im Innern zugleich ankämpfen. Die Lage Dombrowski's war um so mißlicher, als viele

Ehrgeizige durch seine Ernennung zum Platzkommandanten sich vor den Kopf gestoßen fühlten.

Nur im Hinblick auf die große Sache, der er zum Siege verhelfen wollte, nahm Dombrowski die so schwierige Stellung mit all ihrer Verantwortlichkeit an.

Im ersten Augenblick schon sah er sich von einem Haufen von Stabsoffizieren umschwärmt, die alle schön galonirte Uniformen, aber auch nicht die geringste Pulverschwärzung aufzuweisen hatten. Er fühlte sich einsam, freund- und hülflos. Und dennoch war keine Zeit zu verlieren. Er bat also den Commandanten Louis (einen polnischen Emigranten und Offizier der Insurrectionsarmee von 1863), aus diesem ihn umschwärmenden Haufen einige Adjutanten und Ordonnanzoffiziere aufzusuchen und so einen Generalstab zu bilden. Er selbst wählte sich 3 Offiziere, deren Namen zu erwähnen ich nicht für nöthig halte, und attachirte sie provisorisch seiner Person.

Am selben Abend noch, nach Ertheilung der Befehle, von denen viele unglücklicherweise nicht an ihre Adresse gelangten, und von denen kaum der zehnte Theil ausgeführt wurde, entschloß Dombrowski sich, Neuilly anzugreifen und die Versailler womöglich auf das andere Ufer der Seine hinüberzuwerfen. Um 8 Uhr sollten die Truppen sich in Bewegung setzen. Wären die zu diesem Zweck commandirten 20 Bataillone auf ihrem Posten gewesen, hätte das Kriegsministerium seine Schuldigkeit gethan, dann wäre die Unternehmung jedenfalls geglückt. Voraus muß ich schicken, daß die ganze Verantwortlichkeit dafür, daß nur so geringe Erfolge errungen wurden, demselben Oberst Henry zur Last fällt, der, mit der Truppenvertheilung beauftragt, es entweder nicht verstand oder des guten Willens mangelte, die commandirten Bataillone zu sammeln. Statt der verlangten 20 Bataillone fand Dombrowski nur 5 vor. Glücklicherweise leisteten diese 5 Bataillone, durch sein Beispiel angefeuert, mehr als die Versailler Regimenter.

Der Kampf begann mit einem Bombardement der feindlichen Stellungen, welches bis zum Einbrechen der Nacht dauerte, worauf die Brücken niedergelassen wurden und das 70ste Bataillon in Schlachtordnung vorwärts marschirte.

Die Entfernung von den Wällen bis zu den ersten Häusern von Neuilly beträgt 300—400 Meter. Der Feind, der in allen Winkeln des Dorfes im Hinterhalt lag und vom Mont Valérien und den andern Batterien durch ein „höllisches Feuer“ unterstützt ward, empfing unsere Soldaten mit einem fürchterlichen Gewehrfeuer. Die Menschen fielen rechts und links, es trat ein Augen-

blick des Zagens ein, der verhängnißvoll werden konnte, als Dombrowski seinen Säbel zog und sich an die Spitze des Bataillons stellte. Als die Truppen ihn voranmarschiren sahen, da stürzten sie unter dem Rufe: „Es lebe die Commune!“ mit gefälltem Bajonette auf den Feind los. Wie durch Zauberei hörte der Kanonendonner und das Gewehrfeuer auf. Der Kampf Schulter an Schulter, Mann an Mann begann. Jedes Haus, jeder Kiosk oder Pavillon war mit feindlichen Soldaten gespickt. Das 70ste Bataillon hatte viel mit Forträumung allen Widerstandes zu thun, aber glücklicherweise waren das 135ste, das 74ste, das 140ste und das 211te Nationalgardenbataillon zur Stelle und auch sie thaten ihre Pflicht.

Nach anderthalbstündigem heftigsten Kampfe, bei dem jeder Fußbreit Boden erstritten werden mußte, und in welchem an Todten und Verwundeten wahrlich kein Mangel war, gerieth der Feind in Verwirrung. Unsere Soldaten, die von Müdigkeit erschöpft, blutbedeckt und pulvergeschwärzt waren, brauchten die einzelnen aufgelösten Trupps nur noch zu verfolgen.

Gegen Mitternacht kamen wir am Boulevard Inkerman an. Da wir keine Verstärkung erhielten und Dombrowski sah, daß seine Leute den Kampf nicht fortsetzen konnten, so mußte auf Ausnützung der errungenen Vortheile verzichtet werden. Dieser erste Sieg kam uns theuer zu stehen. Der Feind, bis dahin nur an Erfolge gewöhnt, hielt sich gut, außerdem that uns seine Artillerie sehr viel Schaden. Wir hatten einige 60 Todte und doppelt so viel Verwundete. Diese Opfer ihrer Ueberzeugungen starben keinen unnützen Tod. Die etwas demoralisirte Nationalgarde schöpfte frischen Muth und, was noch besser war, sie schenkte Dombrowski jetzt ihr volles Vertrauen.

Von diesem Tage an liebte und achtete ihn seine ganze Umgebung; der Werth solcher Gefühle der Soldaten für einen General im Felde ist bekannt. In Lagen wie dieser heißt es immer: Vorwärts, zum Tode oder zum Siege!

Leider gefiel dieser General, welcher später der Abgott der Soldaten wurde, Denjenigen nicht, die sich mit Tressen hatten behängen lassen, um auf den Boulevards damit zu paradiren. Es ist ein trauriges Geständniß, besonders für einen Offizier, der selber zu diesem wichtigen Corps gehörte, aber ich muß es leider sagen: der Generalstab bestand hauptsächlich aus Herren dieses Calibers.

Was die Intrigue, Protection, Vetterschaft, an platten, unbedeutenden, unfähigen und lächerlichen Menschen auftreiben konnte, das wurde als Ordonnanzoffizier, als Adjutant irgend

eines beliebigen Generals in den Generalstab hinein geschmuggelt. Selbst die Vertrauensvollsten konnten durch ein derartiges Treiben entmuthigt werden. Wie schon oben erwähnt, fand Dombrowski seinen Generalstab zwar vollständig vor, jedoch mit seltenen Ausnahmen aus Elementen, wie den oben beschriebenen, zusammengesetzt.

Zur Action vom 7. April Abends, für die Dombrowski 20 Bataillone zur Verfügung zu haben glaubte, forderte er, ohne Zeit zur Auswahl zu haben, 8 Offiziere verschiedenen Grades zu seiner Begleitung auf. Als er, am Thore von Neuilly angekommen, ganz ungenügende Streitkräfte vorfand, aber die ihm nothwendig scheinende Expedition nicht länger aufschieben wollte, fing er, wie wir bereits gesehen haben, die Bewegung mit den vorhandenen Kräften an, indem er von seinen 8 Offizieren 6 ins Kriegsministerium, zu den Sectionären und Bataillonschefs mit den dringendsten Befehlen schickte. Er bat diese Offiziere um die größte Eile und legte ihnen ans Herz, ihm ohne Zeitverlust Bericht über ihre Mission abzustatten.

Nur 2 Offiziere behielt er bei sich, eher Kinder als Soldaten, beide nur 16—17 Jahre alt. Dies waren Magnan, ein entfernter Verwandter des gleichnamigen Generals, und Lhulier, ein Sohn jenes Unglücklichen, der immer noch in Neukaledonien festgehalten und gequält wird. Die 6 abgeschickten Ordonnanzoffiziere kehrten nie zurück. Was wurde aus ihnen? Der Leser kann sich beruhigen; sie sind nicht von feindlichen Kugeln gefallen. Wir haben sie später in allen möglichen Verwaltungszweigen als militärische Attachés wiedergesehen! Sie ließen ihre Säbel weit vom Schuß auf dem Pariser Pflaster herumrasseln, vermieden es aber sorgfältig, Dombrowski zu begegnen, der, nachdem sich sein erster Zorn gelegt, sie mit dem ihm eigenen Lächeln der Verachtung abstrafte, welches er nur für Memmen hatte.

Lhulier und Magnan dagegen zeichneten sich sehr aus. Der Erste focht zur Seite Dombrowski's, der Zweite, welcher dem Commandanten des Bataillons als Ordonnanz diente, drang zuerst in ein vom Feinde besetztes und aufs Heftigste vertheidigtes Haus. Dombrowski ernannte sie Beide zu Secondelieutenants und attachirte sie sich als Ordonnanzoffiziere.

Mit diesem Tage begann der fürchterliche Kampf, welcher 6 Wochen lang um Neuilly wüthete.

Trotz der besten Absicht, diesen Bericht so genau als möglich zu machen, werde ich wohl nicht alle Züge von Pflichtgefühl und Tapferkeit in ihrem wahren Lichte zeigen können. Auf den sich

fortwährend mehr anhäufenden Trümmerstätten habe ich Männer kennen gelernt und ihnen die Hand gedrückt, die durch die Größe und Reinheit ihrer Grundsätze, durch die Anspruchslosigkeit bei Erfüllung der schwersten Pflichten, durch vollständigste Selbstverleugnung der allgemeinen großen Sache zu Liebe — die meisten von ihnen sind als Soldaten oder Märtyrer gestorben — eine bessere Feder verdient hätten, und denen ich hiermit ein Lebewohl in das Grab nachrufe. Am folgenden Morgen begann Dombrowski den Angriff von Neuem; derselbe wurde immer schwieriger wegen der Schwäche der verfügbaren Streitkräfte und wegen der energischen Maßregeln, die der Feind zur Vertheidigung seiner Stellungen getroffen hatte.

Neuilly, einer der reizendsten Orte in der Umgebung von Paris, wo Luxus, Reichthum, guter Geschmack mit der herrlichen Natur einen Wettkampf eingegangen waren, sah seine langen Alleen, schönen Gärten, kleinen Paläste und reizenden Landhäuser plötzlich in Redouten, Barrikaden, Blockhäuser und Kasernen umgewandelt. Jeder Kanonenschuß riß Meisterwerke moderner Architektur herunter, zerbrach Kunstgegenstände, und tödtete oder verwundete harmlose Einwohner, die zum größten Theil aus Greisen, Frauen und Kindern bestanden. Die materiellen Verluste waren nicht zu vermeiden, allein diese unnützen Menschenopfer brauchten nicht zu fallen. Dombrowski wandte sich ans Kriegsministerium um Vollmacht zur Eingehung eines Waffenstillstandes mit dem Feinde, damit die Einwohner das Kampfterrain verlassen könnten. Billigerweise wurde die Vollmacht sofort ertheilt. Da das Kriegsministerium indessen an der guten Aufnahme Seiten des Feindes zweifelte und nur das Interesse der unglücklichen Bewohner Neuilly's im Auge hatte, so rieth es Dombrowski, die Initiative (den ersten Schritt) der Freimaurerloge zu überlassen. Hieraus ersieht man, wie die „Mörder“, die „Diebe“, die „Theiler“ von Paris Alles zum Schutz von Menschenleben und Eigenthum aufboten. Und sehr bezeichnend ist es, daß gerade die Vertheidiger der Ordnung es trotz der dringendsten Bitten von Seiten der Freimaurer rundweg abschlugen, die Frauen und Kinder Neuilly's aus der Schußweite der Ordnungskanonen herauszulassen. Nicht für Diejenigen sind diese wenigen Zeilen bestimmt, die, wie auch ich, unsere Gegner „an der Arbeit“ gesehen haben, die kennen sie ganz genau und werden sich nicht wundern; ich schreibe für diejenigen, die den Verläumdungen unserer Feinde ein williges Ohr liehen.

Handelt es sich nur um Phrasen, um schönes Wortgeklingel, ja da sind diese Ordnungshelden edelmüthig, die personifizirte Tugend. Sobald ihr sie aber beim Wort nehmt, sobald ihr an Stelle der

Redensarten Handlungen von ihnen sehen wollt, da fällt ihnen die Maske ab und sie zeigen sich in ihrem wahren Lichte, nämlich jedes höheren Gefühls baar.

Ja, nach einem langen Kampfe mit der Reaction der verschiedenen Länder sage ich ihnen ins Gesicht: „Wenn man die Selbstsucht abrechnet, die euch verzehrt, euch jeden Gewissensskrupel nimmt, euch zu jeglichem Verbrechen befähigt, wenn man euren brutalen Haß und eure unstillbare Rachgier abrechnet, was bleibt dann noch übrig von eurem moralischen Wesen? Habt ihr je Herz und Seelengröße bewiesen? Jedesmal, wenn eure Herrschaft gesichert scheint, wenn wir euch statt mit Thaten nur noch mit Worten dienen können, indem wir unsere Prinzipien verfechten, verschließt ihr uns, stolz auf eure Gewalt pochend, den Mund, behandelt uns wie Hunde und fordert uns heraus, indem ihr alles, was wir ehren, was uns lieb und theuer ist, begeifert.

„Wenn das Volk am Tage, wo ihm über eure Niedertracht die Geduld ausgeht und die Fluth seines Unwillens die Dämme durchbricht, vor seine Schranken ruft und von euch Rechenschaft über eure Handlungen fordert, was werdet ihr dann thun? Verrätherisch und feige werdet ihr euch dann hinter unsere Brüder und unsere Söhne stecken, die euer Despotismus glücklich zu Maschinen herabgewürdigt hat. „Ihr seid Soldaten des Gesetzes!“ sagt ihr ihnen. Und welchen Gesetzes Vertheidiger sind sie denn? Des Gesetzes, das ihr gemacht habt, des Gesetzes der Ausbeutung und Knechtung. Ihr macht sie zu Brudermördern, zu Vatermördern; ihr treibt sie zum Verbrechen und lacht noch dabei über ihre kindliche Dummheit. Ihr drückt ihnen das Messer in die Hand und sagt ihnen: „Tödte deinen Vater, tödte deinen Bruder, das Gesetz, die Religion verlangen es.“ Und alles das thut ihr, indem ihr euch verkriecht, euch hinter den Leichenhaufen sicher wähnt, welche die Unglücklichen, die es nicht besser wußten, auf dem Wege des Fortschritts, der modernen Civilisation zum Trotz, aufgethürmt haben.

„Eure kostbaren Personen setzt ihr niemals der Gefahr aus, und wenn zufällig ein Unvorsichtiger unter euch in die Hände seiner Opfer fällt, was macht ihr dann? Ihr laßt ihn feige im Stich, ohne euch um sein künftiges Schicksal zu bekümmern. Sagt nicht nein! Ich werde noch Gelegenheit haben, euch zu erzählen, auf wessen Schultern die Verantwortlichkeit für die Hinrichtung Derjenigen lastet, die uns eure Barbarei als Geiseln zurückzubehalten zwang. Ihr habt nichts zur ihrer Rettung gethan, und doch hing ihr Leben nur von euch ab. Einige der billigsten Zugeständnisse, wie die Freilassung einiger unserer Gefangenen — und der Erz-

allmählich in alle unsere Glieder verbreiten würde. Vor Wuth zitternd, sprach ich nochmals und dieses Mal glücklicherweise nicht vergeblich. „Ich glaube nicht," sagte ich, „daß Ihr Alle der Meinung einiger Feigen und Niederträchtigen seid, die unter Euch sind, ich appellire also an die Männer unter Euch, die Muth, Herz und Prinzipienfestigkeit besitzen. Wer mir folgen will, trete aus Reih und Glied, die Feigen mögen hier bleiben, den Tapfern werde ich den Weg zeigen!"

150—200 Mann mit 3 Offizieren traten aus dem Glied und stellten sich am Wege auf, eine Stunde später führte ich sie nach dem Hauptquartier von Neuilly, wo sie Dombrowski, nachdem er das Vorgegangene erfahren, mit einigen bewegten Worten empfing, die, wenn auch in schlechtem Französisch gesprochen, doch einen tiefen Eindruck auf diese braven Leute machten. Die Nacht brach herein. Auf beiden Seiten herrschte Ermattung. Die Kanonenschüsse ertönten nur noch selten, das Gewehrfeuer hörte fast ganz auf.

Diese Pause benutzend, besichtigte ich diejenigen unserer Stellungen, welche ich noch nicht kannte. Trotz der Ermattung der Leute, trotz des Mangels an Lebensmitteln und aller Unbequemlichkeiten des Feldlebens, wunderte ich mich, Alles mehr oder weniger in Ordnung zu finden. Unsere Vorposten waren wachsam, die Offiziere thaten ihre Schuldigkeit, — kurz, diese Inspection erregte in mir die Hoffnung, daß vielleicht doch etwas auszurichten sei.

Ich kam ins Quartier zurück, als ein Secondelieutenant mich benachrichtigte, der General wolle mich sprechen.

Im großen Saal befand sich eine Tafel mit verschiedenen von den Versaillern erbeuteten Sachen bedeckt — Teller von allerlei Farben, 3—4 alte Messer und ebensoviele Gabeln bildeten das Tafelzeug von 20 Offizieren, die sich zu Tische setzen wollten. Als Dombrowski mich eintreten sah, unterbrach er seine Unterhaltung mit einem Offizier; er ging mit mir in eine Fensternische und sagte zu mir: „Es sind gute Nachrichten da. Heute Abend kommen noch 2 Bataillone an und morgen sollen 3 weitere eintreffen. Bin ich auch über diese dringend nothwendige Verstärkung sehr erfreut, so bin ich doch wegen der Lebensmittel in Verlegenheit. Wir haben kein einziges Brod für die ankommenden Leute. Seit gestern schon verspricht man mir 3000 Rationen, aber ich soll sie noch erhalten. Gleich nach dem Diner setzen Sie sich zu Pferde, begeben sich ins Ministerium, und nöthigenfalls an die Commune und bringen mir Gewißheit, ob wir vor morgen früh Lebensmittel bekommen." Bei Tische gab es nur Eier und Brod; nicht einmal Wein. (Für den Franzosen fast unentbehrlich und

Am 13. Abends traf ich den Commandanten, der mir mit trauriger Miene erzählte, er hätte soeben vom Kriegsministerium Befehl erhalten, das Commando des Standbataillons an einen Capitain abzugeben und bis zur Wahl, die stattfinden würde, sobald Zeit dazu sei, das Commando der Kriegscompagnien zu übernehmen. Diese Nachricht machte ihn ganz bestürzt. Als Soldat wollte er gern voranmarschiren. Aber 4 Compagnien zu commandiren, ohne etwas vom Kriegshandwerk zu verstehen, das schien ihm doch fast unmöglich.

Was mich anbetrifft, so war ich ganz zufrieden, ich gab ihm zu verstehen, daß ich nicht bis in die Puppen hinein unthätig bleiben wolle oder könne, und ohne Weiteres entschloß ich mich nun, selbst zu Dombrowski zu gehn und ihm meine Dienste anzubieten.

Gegen 10 Uhr Abends trommelte es in den Straßen. Unser Bataillon ward zu den Waffen gerufen. Ich ging mit den Andern nach dem Sammelplatze, wo ich hörte, daß 2 Compagnien als Verstärkung für die Truppen am Point-du-Jour bestimmt waren.

Erst um Mitternacht kamen wir am Bestimmungsorte an. Von ferne hörten wir eine schreckliche Kanonade, die mit jedem Schritte noch bedeutend zunahm. Bei der Ankunft hatten wir schon einen Todten und 3—4 Verwundete. Es waren Geschosse, die über die Wälle hinausgingen und uns im Park de la Muette empfingen.

Der Zustand, in welchem die Bastion Point-du-Jour sich befand, spottet jeder Beschreibung. Da der Feind diesen Punkt zum Breschechießen ausgewählt, so richtete er dahin das Feuer seiner ganzen Artillerie. Ohne die geringste Unterbrechung regnete es Bomben und Granaten. Unsere Erdarbeiten waren vollständig zerstört. Die demontirten (von den Laffetten herabgeschossenen) Kanonen lagen mitten unter den Leichen der sie bedienenden Artilleristen. Löcher von einem Meter Tiefe, welche die Haubitzen jeden Augenblick in den Erdboden gruben, hinderten Einen in diesem höllischen Feuer am Vorgehen und an der Bewegung. Todte und Verwundete bedeckten den Boden. Dieses fortwährend durch die platzenden Bomben beleuchtete Schauspiel war geeignet, selbst die Abgehärtetsten und mit der Gefahr Vertrautesten in Schrecken zu setzen. Mit einem Blicke begriff ich unsere Lage. Nicht zum Kämpfen hatte man uns hierher geschickt, sondern um eine Stellung zu besetzen, auf welche der Feind in jedem Augenblick den Sturm unternehmen konnte. Mit einigen Worten erklärte ich dem das Detachement-commandirenden Capitain die Lage. Unwillkürlich drehte ich mich nach unseren Soldaten um — die Braven standen da mit geschultertem Gewehr und erwarteten ruhig die Befehle. Und doch waren es Männer, von denen die Hälfte die

Flinte erst seit wenigen Monaten trug, von denen dreiviertel Familienväter waren, welche ihr Leben für das Prinzip daransetzten und sich für so viele andere mit aufopferten, die wohl vom Siege Vortheil ziehen, aber aus Besorgniß für ihr liebes Ich kein Tröpfchen Blut daran setzen wollten.

In diesem Augenblick hätte ich gewiß alle Vorschläge, von welcher Seite sie auch gekommen wären, diese Männer zu verlassen, zurückgewiesen. Es sollte anders kommen. Die Leute erhielten Befehl auseinander zu treten, sich zu vereinzeln, sich so gut als möglich zu decken und auf dem Posten zu bleiben. Ich versichere, daß auch hierzu außerordentlicher Muth gehörte, und dennoch hielten sie bis 4 Uhr Morgens aus, wo uns ein anderes Detachement ablöste.

Nach einer Nacht, die ich, hätte ich nicht später den Todeskampf der Commune mitgemacht, die schrecklichste nennen müßte, die ich je erlebt, kehrten wir mit 15 Verwundeten und vielleicht ebensoviel Todten nach Batignolles zurück. Um die Bewohner des Viertels nicht zu entmuthigen, untersagte man den Leuten, über die eben verlebte Nacht zu sprechen. Die Todten begrub man auf dem Kirchhofe Mont Parnasse, die Verwundeten brachte man in die Ambulanz des Viertels.

Lebhaft erregt und sehr ermattet kam ich nach Hause. Allen Fragen meiner Frau setze ich nur die eine Antwort entgegen: wir hätten die Nacht auf den Wällen zugebracht, ich wäre sehr ermüdet und bedürfe dringend der Ruhe. Gegen 6 Uhr hörte ich Schritte auf dem Corridor und in den Gängen; ich vermuthete, daß es ein Fremder sei, der Jemanden im Hause suchte. Ich sprang also aus dem Bette und, die Thür halb öffnend, frug ich: „Wer ist da?“ „Wo wohnt Herr S.?“ frug mich eine Stimme, die mir nicht unbekannt war. „Dort, die Thür am Ende des Corridors“, sagte ich und legte mich wieder zu Bett. Herr S. war der Freund, durch welchen der Commandant Louis mir im Namen Dombrowski's dessen Vorschläge gemacht hatte.

Erst als ich die Thür wieder geschlossen, fiel mir ein, daß die soeben gehörte Stimme die des Herrn Louis sei.

Neugierig, was ihn so früh zu meinem Freunde führen mochte, wartete ich nur sein Fortgehen ab, um mich nach seinem Vorhaben zu erkundigen. Nach einer kurzen Unterhaltung hörte ich Louis die Treppe hinuntergehen, während S. an meine Thür klopfte. Ich sagte ihm, daß ich sogleich zu ihm kommen würde, kleidete mich schnell an, und in 5 Minuten war ich in seinem Zimmer. Da Louis keine Hoffnung mehr hatte, daß ich andern Sinnes werde, und Dombrowski in ihn drang, ihm eine Vertrauensperson zu ver-

jenes große Haus, rechts, mit dem Balkon im ersten Stock? Ist dies nicht durch den Feind besetzt, so ist die Geschichte sehr einfach; wir pflanzen zwei kleine Bergkanonen auf der Schwelle der Balkonthüre auf, beherrschen so die ganze Stellung und räumen mit Kanonenschüssen unter diesen verschanzten Häusern auf. Dann können wir mit Hilfe der Artillerie ohne viele Hindernisse vorrücken."

Dieser sehr einfache Plan schien der einzig ausführbare zu sein, nur mußte man wissen, ob das Haus leer war. Um dies zu erforschen, gingen wir auf den Hof hinunter, überkletterten verschiedene Mauern, und standen endlich vor der, welche uns noch von dem Garten des betreffenden Hauses trennte. Eben wollten wir über die Mauer steigen, als rechts von uns Gewehrschüsse knallten und Kugeln um unsere Ohren pfiffen. Die Schüsse wurden von einem benachbarten Garten auf uns abgefeuert, und als wir uns umdrehten, sahen wir 60 Gensdarmen die Mauer hinaufklettern, um uns zu erreichen. Es war kein Augenblick zu verlieren. Ein Gensdarm war schon zu Pferde an der Mauer. Dombrowski fragte uns, indem wir uns nach der Seite, von der wir gekommen, zurückzogen: „Haben Sie einen Revolver?" Keiner hatte einen. An der Mauer angekommen, nahm der Offizier der Eskorte, ein großer starker Mann und eine lustige Haut, ohne viel Umstände Dombrowski und spedirte ihn wie ein Paket über die Mauer. Er half auch mir hinüberklettern; dann brachte er sich selbst in Sicherheit. Ohne seine Kraft und Geistesgegenwart wären wir in die Hände der Versailler gefallen. Um 5 Uhr kehrten wir ins Quartier zurück, und nachdem wir etwas Kaffee getrunken, ließ Dombrowski den Commandanten des am Abend vorher angekommenen 214ten Bataillons zu sich rufen.

Ein Offizier im Alter von 35—40 Jahren, mit einem Vertrauen erweckenden Gesicht, trat ins Zimmer. Auf seiner Brust sah man das Kreuz der Ehrenlegion, die Militärmedaille, die Medaillen von Sebastopol und von Italien. Ich als Republikaner mag die Orden nicht leiden. Ich würde schon aus dem einfachen Grunde nie einen annehmen, weil ein pflichtgetreuer Mann auf keine Belohnung rechnen soll; kein Mensch kann mehr als seine Pflicht thun, und thut er diese nicht, dann muß er von seinem Posten entfernt werden. Allerdings, wenn jedes wahre Verdienst belohnt werden könnte, wenn nicht unsere schwache Menschennatur uns in einem oder dem andern Falle täglich unbestreitbare Ungerechtigkeiten begehen ließe, so hätte ich vielleicht nicht viel gegen diese Auszeichnungen; da aber das Gegentheil der Fall ist, so bin ich für das Prinzip der Nichtbelohnung.

schämt, wenn ich nicht so handelte. (Dächten doch die Frauen aller Sozialdemokraten so!) Sie umarmte mich mit thränenden Augen aber lächelnden Lippen und ich ging nach dem Thor Binet. Sowie ich auf die äußeren Boulevards kam, merkte ich, daß mein Pferd sichtlich langsamer ging und bei jedem Kanonenschuß in Schrecken gerieth und stehen blieb. Zwar brachte ich es wieder in Gang, aber es wurde immer schlimmer. Einige hundert Meter vom Thor ritt ich kaum noch im Schritt, mein Pferd zitterte an allen Gliedern so oft ein Geschütz von den Wällen donnerte. Mein Pferd sprang nach hinten und wurde so wild, daß ich es nur mit dem Aufgebot aller meiner Kräfte bändigen konnte. Aber es vorwärts zu bringen war mir unmöglich. Weder Sporen noch flache Säbelhiebe konnten das mit Schaum bedeckte Thier von der Stelle bringen. Als ich nach halbstündiger Arbeit die Unmöglichkeit einsah, mit diesem Pferd die Wälle zu passiren, entschloß ich mich, ein anderes zu holen. Ich ritt den Weg vom Thor Binet nach dem Vendomeplatz in noch nicht 10 Minuten zurück, ging direkt nach dem Pferdestall und ließ mir ein disponibles arabisches Pferd satteln.

Dieses brachte mich, ohne sich im geringsten an den Kanonendonner zu kehren, in einer halben Stunde nach Neuilly. Dort erst sah ich die ganze Größe der im Laufe von nicht ganz 8 Tagen verursachten Zerstörungen. Neuilly war nicht mehr dasselbe. Die Spuren des Krieges hatten es bis zur Unkenntlichkeit verändert. Das Hauptquartier, in das man mich wies, befand sich noch wie am ersten Tage auf dem Boulevard Inkerman; wir hatten keine großen Fortschritte gemacht, aber das besetzte Terrain war doch etwas befestigt. Man konnte also angreifen und sich auch nöthigenfalls vertheidigen.

Das Hauptquartier, in dem der General Dombrowski nur eine große Stube bewohnte, da er die übrigen Räume zur Errichtung einer Ambulanz abgetreten hatte, war mit Kugeln gespickt, die jeden Augenblick in die Wände einschlugen. Große, von Haubitzenkugeln hier und da gerissene Löcher zeigten, daß der Feind sehr gut informirt war und seine Schüsse nicht auf's Gerathewohl in die Welt sandte. Ich stieg ab, als ich Dombrowski auf der Treppe vor dem Hause bemerkte, begrüßte ihn und gab ihm den Brief des Commandanten Louis. „Seien Sie willkommen," sagte der General und drückte mir die Hand. „Wie es scheint, brachten Sie ein Opfer, als Sie sich entschlossen, zu mir zu gehen. Ich werde Ihnen so viel Arbeit geben, daß Ihnen das 223. Bataillon aus dem Kopfe kommt. Und wir müssen doch auch," fügte er hinzu, „Offiziere an der Spitze unserer Soldaten haben, und zwar

brauchbare, deren wir fast keine besitzen. Aber ich hoffe, wir werden sie uns schaffen. Mit Geduld und viel Arbeit werden wir etwas ausrichten. Bis jetzt war ich allein. Ich habe hier einige junge Leute, die sehr tapfer und sehr intelligent sind, aber es sind fast noch Kinder. Von heute an werden Sie mich unterstützen, dessen bin ich gewiß." „Ich stehe zu Ihrem Befehl, mein General," antwortete ich ihm, „Sie können über mich verfügen." Der Ort, wo wir sprachen, nämlich die Stufen der großen Treppe, war ausgezeichnet zur Zusammenkunft zweier Männer gewählt, die einen Pakt zur Vertheidigung einer guten Sache schlossen. Die Kugeln pfiffen aus allen Tonarten, zerbrachen die Scheiben und platteten sich an den Stufen der Steintrepp ab. Im Sprechen beobachtete Dombrowski mich aufmerksam, ich meinerseits suchte in seinen ruhigen und sympathischen Gesichtszügen vergeblich Zeichen der Aufregung zu erkennen. Ich bewunderte seine Schlichtheit und seinen Muth. Was dagegen das Resultat seiner Beobachtung war? Er hat nie mit mir darüber gesprochen. „Ich werde Ihnen unsre Stellungen zeigen," sagte er zu mir. „Sie müssen dieselben sofort kennen lernen, und dann möchte ich auch wissen, wie Sie über unsre Lage denken. Sie ist nicht grade schön, aber die Versailler haben nur Esel an ihrer Spitze. Die Soldaten sind gut, aber im höchsten Grade demoralisirt. Ich ziehe Alles in Rechnung und möchte aus Allem Vortheil ziehen."

Im Gespräch kamen wir an die Ecke der Straße Peroné. Dort hatten wir soeben etwas Terrain gewonnen. Nun galt es, dasselbe zu behaupten, und das hatte große Schwierigkeiten. Der Feind hatte eine starke, mit Geschützen armirte Barrikade am andern Ende der Straße errichtet, während zugleich die beiden Häuserreihen in Blockhäuser umgewandelt und durch Infanterie besetzt waren.

Ein Angriff auf die Barrikade war unmöglich; der Bau einer anderen, die dem Feind mit Feuerschlünden hätte antworten können, ging noch weniger an, und doch verschaffte uns die Sicherung dieses Punktes ein ganzes Häuserviereck zwischen dem Boulevard und der Straße Peronée, lieferte uns Stellungen für unsere Batterien und, was das Beste war, brachte unsern linken Flügel außer Gefahr, der beständig von den im Boulogner Wäldchen concentrirten Truppen bedroht war. „General, haben Sie genug Truppen und einen zuverlässigen Mann, dem Sie diese Bewegung anvertrauen könnten?" „Keine Truppen und noch weniger Einen, der sie anführt," antwortete mir Dombrowski, „wenn wir Beide nicht vielleicht die Unternehmung ausführen wollten." Er besann sich einen Augenblick und setzte hinzu: „Lieber Capitain, steigen

[illegible]

[illegible] … vor das Kriegsgericht in der Rue Cherche Midi in Paris gestellt zu werden.

Für den General Dombrowski, Platzcommandanten
von Paris und auf seinen Befehl:
(gez.) Stabscapitain, Adjutant des General Dombrowski
W. R . . . . ."

Ohne ein Wort zu verlieren, gab ich die Ordre dem Capitän, der roth vor Zorn wurde. „Solchen Befehlen,“ sagte er, „widersetzt man sich nicht, ich stelle mich zu Ihrer Verfügung, aber ich weiß noch nicht, ob meine Leute mir ebensogut gehorchen werden, als ich Ihnen.“

„Lassen Sie zum Appell trommeln,“ sagte ich zu ihm, „dann werden wir das ja sehen.“

Der Tambour trommelte, und bald stand das Bataillon in Reih und Glied.

„Kommandiren Sie: „in Sectionen rechts abgeschwenkt,“ sagte ich zum Capitän, „und marschiren Sie voran!“

Er that dies, aber statt abzuschwenken, ließ das Bataillon die Rufe ertönen: „Wo gehen wir hin? Wo will man uns hinschleppen?“

Nun wußte ich, daß ich es mit einem jener berüchtigten „Ordnungsbataillone“ zu thun hatte, die sich zwar von der Commune bezahlen ließen, dieselbe aber bei jeder Gelegenheit verriethen. Ich nahm alle meine Besonnenheit zusammen und, nachdem ich den Schreiern den Mund verboten hatte, redete ich das Bataillon folgendermaßen an: „Offiziere, Unteroffiziere und Nationalgarden! Auf Befehl des Generals und Platzkommandanten von Paris suchte ich das 91. Nationalgardenbataillon auf, um es nach dem in meiner Instruction bezeichneten Orte hinzuführen. — Als Soldat, der seiner Zeit das Gehorchen lernte, und sich auch aufs Befehlen versteht, hätte ich über Eure Rufe und besonders über Eure naive Frage: „wohin marschiren wir?“ recht sehr erstaunt und entrüstet sein müssen, aber als freier Mann mache ich einen Unterschied zwischen dem von der Tyrannei verthierten Söldner und dem Bürgersoldaten, und will Euch deshalb gern sagen, um was es sich handelt: Eure Brüder in Neuilly sind nach unbestreitbaren Erfolgen durch die feindlichen Kugeln decimirt, fallen vor Ermüdung und Entbehrungen um und rufen Euch deshalb zu Hilfe. — Die Sache, die sie vertheidigen, ist auch die Eurige, denn sonst gehörtet Ihr nicht nach Paris, sondern nach Versailles. Jetzt, wo Ihr nun das Marschziel und den Grund des plötzlichen Abmarsches kennt, hoffe ich, daß Ihr kein Wort mehr verliert und Eurem kommandirenden Capitän folgt.“

„Nein, nein,“ riefen mir Stimmen zu, „ohne unsern Commandanten marschiren wir nicht.“

Bei diesem Geschrei stieg mir alles Blut nach dem Kopfe. Am liebsten hätte ich dieses Otterngezücht der Reaktion unter den Hufen meines Pferdes zerstampft, dieses Otterngezücht, das schon den Kopf emporzuheben wagte und, wie ich voraussah, sein Gift

allmählich in alle unsere Glieder verbreiten würde. Vor Wuth zitternd, sprach ich nochmals und dieses Mal glücklicherweise nicht vergeblich. „Ich glaube nicht," sagte ich, „daß Ihr Alle der Meinung einiger Feigen und Niederträchtigen seid, die unter Euch sind, ich appellire also an die Männer unter Euch, die Muth, Herz und Prinzipienfestigkeit besitzen. Wer mir folgen will, trete aus Reih und Glied, die Feigen mögen hier bleiben, den Tapfern werde ich den Weg zeigen!"

150—200 Mann mit 3 Offizieren traten aus dem Glied und stellten sich am Wege auf, eine Stunde später führte ich sie nach dem Hauptquartier von Neuilly, wo sie Dombrowski, nachdem er das Vorgegangene erfahren, mit einigen bewegten Worten empfing, die, wenn auch in schlechtem Französisch gesprochen, doch einen tiefen Eindruck auf diese braven Leute machten. Die Nacht brach herein. Auf beiden Seiten herrschte Ermattung. Die Kanonenschüsse ertönten nur noch selten, das Gewehrfeuer hörte fast ganz auf.

Diese Pause benutzend, besichtigte ich diejenigen unserer Stellungen, welche ich noch nicht kannte. Trotz der Ermattung der Leute, trotz des Mangels an Lebensmitteln und aller Unbequemlichkeiten des Feldlebens, wunderte ich mich, Alles mehr oder weniger in Ordnung zu finden. Unsere Vorposten waren wachsam, die Offiziere thaten ihre Schuldigkeit, — kurz, diese Inspection erregte in mir die Hoffnung, daß vielleicht doch etwas auszurichten sei.

Ich kam ins Quartier zurück, als ein Secondelieutenant mich benachrichtigte, der General wolle mich sprechen.

Im großen Saal befand sich eine Tafel mit verschiedenen von den Versaillern erbeuteten Sachen bedeckt — Teller von allerlei Farben, 3—4 alte Messer und ebensoviele Gabeln bildeten das Tafelzeug von 20 Offizieren, die sich zu Tische setzen wollten. Als Dombrowski mich eintreten sah, unterbrach er seine Unterhaltung mit einem Offizier; er ging mit mir in eine Fensternische und sagte zu mir: „Es sind gute Nachrichten da. Heute Abend kommen noch 2 Bataillone an und morgen sollen 3 weitere eintreffen. Bin ich auch über diese dringend nothwendige Verstärkung sehr erfreut, so bin ich doch wegen der Lebensmittel in Verlegenheit. Wir haben kein einziges Brod für die ankommenden Leute. Seit gestern schon verspricht man mir 3000 Rationen, aber ich soll sie noch erhalten. Gleich nach dem Diner setzen Sie sich zu Pferde, begeben sich ins Ministerium, und nöthigenfalls an die Commune und bringen mir Gewißheit, ob wir vor morgen früh Lebensmittel bekommen." Bei Tische gab es nur Eier und Brod; nicht einmal Wein. (Für den Franzosen fast unentbehrlich und

kein Luxusgetränk!) Diese Lage erschien mir beinahe komisch, besonders wenn ich an die Bummelei auf dem Stadthause dachte. Dombrowski aß nur wenig und stand dann auf, um mit seinem Stabschef zu arbeiten; ich ging nach dem Stalle, bestieg mein noch ganz ermattetes Pferd, nahm mir einen Reiter aus dem Gefolge des Generals mit und ritt nach Paris.

Auf dem Kriegsministerium hörte ich, daß die Lebensmittel expedirt waren; nun erst, nachdem ich mich von der Wahrheit dieser Angabe überzeugt hatte, dachte ich auch an Stillung meines Hungers.

Ich ging nach Batignolles, wo ich eine ganze Gesellschaft von Nachbarn vorfand, die zur Zerstreuung meiner Frau Thee bei ihr tranken.

Der Leser wird mir ein kleines Heraustreten aus dem Rahmen, den ich mir bei Abfassung dieser Biographie gesteckt habe, gestatten, damit ich ihm ein unbedeutendes Ereigniß erzähle, welches mich zwar persönlich betrifft, das aber durch seine Seltsamkeit auf einige damit bekannte Personen tiefen Eindruck machte, und das mir bewies, wie der Zufall mitunter recht merkwürdig mitspielt. Als ich meine Frau im August 1870 verließ, um an dem Kriege gegen die Deutschen Theil zu nehmen, sagte ich am Abend vor meiner Abreise zu ihr:

„Ich will deine Photographie mitnehmen, außerdem möchte ich etwas von dir haben, was du oft trägst und das mir, so oft ich es wünsche, deine Person in der Erinnerung wachruft.“

Als Antwort auf diese Kinderei nahm meine Frau ihre Photographie aus dem Rahmen, und band ein kleines silbernes Kreuz daran, welches ich vor einigen Jahren gefunden und meiner Frau übergeben hatte, da sein geringer Werth nicht der Mühe des Suchens nach dem Eigenthümer lohnte. Meine Frau wickelte Alles zusammen in ein Stück Papier und gab es mir mit den Worten: „Da hast du einen Talisman, der dich beschützen wird, so lange du ihn besitzest.“

Ich und noch einige Freunde, die am andern Morgen mit mir ausmarschirten, lachten über die Geschichte, aber im Laufe des Feldzugs trug ich doch immer Sorge, den Talisman meiner Frau mir zu erhalten.

Ich brauche nicht erst zu sagen, daß es ihr bei meiner Rückkehr nach Paris unendliches Vergnügen bereitete, als sie sah, daß ich, trotzdem ich von allem übrigen Mitgenommenen gar nichts zurückbrachte, ihr doch die Photographie und das kleine Kreuz noch zeigen konnte — erstere war zwar sehr beschädigt, das andere geschwärzt und verrostet.

Vom 18. März an gab sie mir jedesmal, wenn ich fortging, mein Portefeuille mit dem kleinen Paket darin mit den Worten: „Es ist zwar eine Dummheit, aber ich bin ruhiger, wenn Du es bei Dir trägst.“ Die Beruhigung meiner Frau war für mich hinreichender Beweggrund, den Talisman immer bei mir zu tragen, und ich hatte ihn diesmal, wie immer, in der Tasche meines Paletots. Aus irgend einer mir nicht mehr erinnerlichen Ursache wollte ich mich umziehen, und da wir alle Beide ganz andere Dinge im Kopfe hatten, als das Portefeuille, so ließen wir es mit dem Talisman in der Tasche des ausgezogenen Paletots stecken. — Der Leser wird sehen, daß dies nicht ungestraft geschah. Um Mitternacht kam ich wieder nach Neuilly. Dombrowski lag völlig angekleidet auf einer Matratze an der Erde — er schlief nicht. Es waren nur Stühle und ein oder zwei Tische in der Stube. Betten und alles dazu Verwendbare hatte man für die Verwundeten in Beschlag genommen. Potapenski (Pole), Magnan und Lhullier, die Ordonnanzoffiziere, schliefen auf den Tischen und Stühlen, ich legte mich, in meinen großen Mantel gehüllt, ganz einfach auf die Erde, trotz aller Bitten Dombrowski's, der seine Matratze durchaus mit mir theilen wollte. Da ich sehr müde war, schlief ich sofort ein. Gegen 3 Uhr Morgens kam der Lieutenant Pinget, der das Gefolge des Generals kommandirte, und weckte mich, da mich Dombrowski im Hofe erwartete. Ich stand eiligst auf und traf ihn auf einem Stein im Garten sitzend.

Als er mich kommen sah, stand er auf und sagte: „Mein lieber R..., es thut mir leid, Sie stören zu müssen; da Sie aber heute eine Attaque leiten sollen, so wollte ich den Schlaf des Feindes benutzen, um Ihnen die Stellung zu zeigen und unser Vorgehen zu bestimmen.“ Mit diesen Worten ging er auf die Straße, wir folgten ihm mit dem Offizier der Escorte. In der Rue Peronné angekommen, sah ich, daß es sich um das Häuserviereck handelte, dessen wir uns schon am Abend vorher bemächtigen wollten. Die Sache war durchaus nicht leicht. Man mußte durch große Gärten marschiren, in deren Mitte schöne Landhäuser standen, die der Feind von oben bis unten besetzt hatte. Da die Artillerie hier keine gute Stellung nehmen konnte, so konnte sie an diesem Orte erst später wirken, nämlich, wenn das Terrain genommen war. Sturm war das einzige Mittel. Für diese Art Angriff bedarf es aber bekanntlich gut disciplinirter Truppen, sowie braver und energischer Offiziere. Diese Hauptbedingungen konnte mir eben Dombrowski nicht garantiren. Nach reiflichem Nachdenken und nachdem wir die Stellung von oben, aus dem Fenster eines Hauses, in das wir traten, genau besichtigt hatten, sagte er: „Sie sahen

jenes große Haus, rechts, mit dem Balkon im ersten Stock? Ist dies nicht durch den Feind besetzt, so ist die Geschichte sehr einfach; wir pflanzen zwei kleine Bergkanonen auf der Schwelle der Balkonthüre auf, beherrschen so die ganze Stellung und räumen mit Kanonenschüssen unter diesen verschanzten Häusern auf. Dann können wir mit Hilfe der Artillerie ohne viele Hindernisse vorrücken."

Dieser sehr einfache Plan schien der einzig ausführbare zu sein, nur mußte man wissen, ob das Haus leer war. Um dies zu erforschen, gingen wir auf den Hof hinunter, überkletterten verschiedene Mauern, und standen endlich vor der, welche uns noch von dem Garten des betreffenden Hauses trennte. Eben wollten wir über die Mauer steigen, als rechts von uns Gewehrschüsse knallten und Kugeln um unsere Ohren pfiffen. Die Schüsse wurden von einem benachbarten Garten auf uns abgefeuert, und als wir uns umdrehten, sahen wir 60 Gensdarmen die Mauer hinaufklettern, um uns zu erreichen. Es war kein Augenblick zu verlieren. Ein Gensdarm war schon zu Pferde an der Mauer. Dombrowski fragte uns, indem wir uns nach der Seite, von der wir gekommen, zurückzogen: „Haben Sie einen Revolver?" Keiner hatte einen. An der Mauer angekommen, nahm der Offizier der Eskorte, ein großer starker Mann und eine lustige Haut, ohne viel Umstände Dombrowski und spedirte ihn wie ein Paket über die Mauer. Er half auch mir hinüberklettern; dann brachte er sich selbst in Sicherheit. Ohne seine Kraft und Geistesgegenwart wären wir in die Hände der Versailler gefallen. Um 5 Uhr kehrten wir ins Quartier zurück, und nachdem wir etwas Kaffee getrunken, ließ Dombrowski den Commandanten des am Abend vorher angekommenen 214ten Bataillons zu sich rufen.

Ein Offizier im Alter von 35—40 Jahren, mit einem Vertrauen erweckenden Gesicht, trat ins Zimmer. Auf seiner Brust sah man das Kreuz der Ehrenlegion, die Militärmedaille, die Medaillen von Sebastopol und von Italien. Ich als Republikaner mag die Orden nicht leiden. Ich würde schon aus dem einfachen Grunde nie einen annehmen, weil ein pflichtgetreuer Mann auf keine Belohnung rechnen soll; kein Mensch kann mehr als seine Pflicht thun, und thut er diese nicht, dann muß er von seinem Posten entfernt werden. Allerdings, wenn jedes wahre Verdienst belohnt werden könnte, wenn nicht unsere schwache Menschennatur uns in einem oder dem andern Falle täglich unbestreitbare Ungerechtigkeiten begehen ließe, so hätte ich vielleicht nicht viel gegen diese Auszeichnungen; da aber das Gegentheil der Fall ist, so bin ich für das Prinzip der Nichtbelohnung.

einen Rock verweigert." Mit diesen Worten nahm ich das Circular, welches auf dem Tische lag, und durchlas aufmerksam den Tagesbefehl des Bürger-Generals Cluseret.

Obgleich ich Cluseret nicht persönlich kannte, schätzte ich ihn doch schon lange als militärisches Talent und besonders als Mann von Charakter, aber niemals erschien mir seine Persönlichkeit sympathischer und seines Ranges würdiger, als nach Durchlesung der wenigen Zeilen, die der Oberst Henry auf mich anwenden wollte und die doch augenscheinlich nur für die Menge der Henry's, der renommistischen Gecken geschrieben waren, welche die öffentlichen Kassen leer fraßen. Unter vielem Anderen sagte der Kriegsminister darin: „Eine wahre Sucht nach Uniformen, Epauletten, Tressen und Achselbändern hat sich unsrer bemächtigt und ist noch immer im Wachsen begriffen. Menschen, die nicht einmal ein Anrecht auf Stabsoffizierabzeichen besitzen — trotzdem ihnen diese noch nicht glänzend und aufsehenerregend genug sind — stecken sich in phantastische Costüme von einer Lächerlichkeit sondergleichen. Man verbrämt sich mit Gold und Silber auf Kosten des Staates, der doch so viele nothwendige und unentbehrliche Dinge anzuschaffen hat. Diese Mißbräuche müssen aufhören. Künftighin soll die Ausrüstung der Offiziere nur auf Ordre des Kriegsministers, des Platzcommandanten und der Corpscommandeure hin stattfinden." Das Circular endigte mit folgenden Worten: „Bürgeroffiziere der Nationalgarde! Vergessen wir nicht unsren Ursprung und das Gleichheitsprinzip, dem wir zum Siege verhelfen wollen. Generale oder Soldaten sind wir nur für den Augenblick. Es wird der Tag kommen, wo ein Jeder von uns, seiner Uniform und seines Rangs entledigt, zu seiner Arbeit, seinen Gewohnheiten und seinem häuslichen Heerde zurückkehrt. Wir sind Alle nur Arbeiter, vergessen wir dies nicht, denn hierauf beruht unsere Stärke und unsere Größe."

Nach Lesung dieses Circulars wuchs meine Entrüstung. Als ich diesen vom Himmel herabgefallenen Oberst vor mir sah, der sich für seine Zimmerpromenade in eine rothe Garibaldiblouse gesteckt hatte, trotzdem er nie zu dem betreffenden Corps gehörte und der an jedem Aermel fünf breite goldene Galons (Streifen) trug, da konnte ich mich trotz aller Disciplin, die ich jedesmal peinlich beobachte, wenn mich das Unglück zum Soldaten macht, nicht länger halten und sagte in sehr festem, wenn auch höflichem Tone, zu Herrn Henry: „Herr Oberst, ich sehe nun, daß Sie mich soeben für einen ganz Anderen hielten, als ich wirklich bin. Sie haben wahrscheinlich die Ordre des Generals Dombrowski nicht aufmerksam gelesen, der gleichzeitig Platzcommandant von Paris und Corps-

waren, ohne auf einen Feind zu stoßen, war dagegen jetzt von oben bis unten besetzt; es war unser Glück, daß wir unter dem Schutz der Gartenmauer uns in einer Entfernung von 30 bis 40 Meter nähern konnten, ohne Verluste zu erleiden.

Meine Ordres wurden auf das Genaueste ausgeführt. Drei an der Mauer befestigte Dynamitkästchen (ich denke, daß der Dynamit vielleicht Veranlassung zu den erlogenen Petroleumgeschichten gegeben hat!) legten Bresche in einer Breite von 10 Metern. Noch war der Staub nicht von den Trümmern verflogen, als die 1. Compagnie schon den Garten betrat und, in 2 Sektionen abschwenkend, uns den Weg freimachte. Jetzt ging die 2. Compagnie unter dem Ruf: „Es lebe die Commune!“ vorwärts. Ein Kugelhagel pfiff uns um die Ohren. Glücklicherweise sind die Gewehre von großer Tragweite auf kurze Distanzen die ungefährlichsten. Wir hatten nur 2 Todte, während bei der Reserve, die sich in einer Entfernung von 100 Metern befand, 5—6 Mann außer Gefecht gesetzt wurden. An den Thüren und Fenstern angekommen, hörte das Schießen auf und das Handgemenge begann.

Die Versailler hielten sich gut; die Hälfte fiel, einem Theil gelang die Flucht auf ein anderes Grundstück, die übrigen, an Zahl 18, mußten sich ergeben. Auch wir hatten ansehnliche Verluste. Der Lieutenant der 1. Compagnie fiel mit 13 Mann; außerdem hatten wir nahe an 20 Verwundete. Wir setzten mit Unterstützung einer Reservecompagnie ohne Zeitverlust den Angriff fort. Ich will die Leser nicht mit allen Einzelheiten dieses blutigen Kampfes behelligen, an welchem der Reihe nach alle Reservecompagnien Theil nahmen. Dombrowski schickte mir auf meinen Wunsch noch eine Reserve zu Hülfe.

Um 11 Uhr waren wir, vom Pulverrauch geschwärzt, blutbespritzt und vor Staub unkenntlich, Herren des ganzen Terrains, das wir hatten besetzen wollen. Wir hatten sogar noch eine starke Versailler Barrikade in der Flanke gefaßt, welche uns infolgedessen nicht mehr schaden konnte. Die Resultate waren also im Ganzen ausgezeichnet.

Die Reserve besetzte die Stellung, während das 214. Bataillon sich ins Hauptquartier zurückzog, um die so wohlverdiente Ruhe zu genießen.

Dombrowski dankte uns aus vollem Herzen. Von diesem Augenblick an, glaube ich, genoß ich sein volles Vertrauen. Der Morgen war gut gewesen, aber er kam uns theuer zu stehen. Außer 2 Offizieren und einigen 20 Soldaten an Todten, außer der doppelten Zahl von Verwundeten, die ich ins Hauptquartier zurückbrachte, verloren wir einen ausgezeichneten Offizier, den

Capitain Sylvestre, der auf einem anderen Punkte, von einer Kugel in den Kopf getroffen, fiel. Das war ein harter Schlag für Dombrowski, der Sylvestre seit Langem kannte und sehr hochschätzte.

Ich war derartig ermattet, daß ich mein Essen, welches mir gebracht werden sollte, nicht abwartete, sondern meinen Mantel auf die Erde warf und, sobald ich mich gelegt hatte, auch einschlief. Nach einer Stunde erwachte ich von einem leisen Geräusch und sah Dombrowski mit dem Lieutenant der Escorte und einem jungen Polen fortgehen, den er soeben zum Secondelieutenant ernannt und als Ordonnanzoffizier seiner Person attachirt hatte.

Es war Eduard Bornowski, ein junger Mensch von 18 bis 20 Jahren, von sehr guter Erziehung, ein Soldat, der schon vom ersten Tage an glänzende Proben seiner Tapferkeit abgelegt hatte. In meiner langen und traurigen militärischen Laufbahn habe ich oft Männer gesehn, die sich durch ihre Kaltblütigkeit, ihre Geistesgegenwart und ihren Muth jeder Gefahr gegenüber auszeichneten; sollte ich sie nach dieser Fähigkeit rangiren, so würde Bornowski sicherlich einen der ersten Plätze unter ihnen einnehmen.

Ich kehre zu Dombrowski zurück.

Als ich ihn fortgehen sah, sprang ich auf und holte ihn im Hofe ein. „Ah, da sind Sie ja," sagte Dombrowski, „ich wollte Sie ausruhn lassen, aber da Sie einmal hier sind, so müssen Sie uns auch einen Gefallen thun. Wir gehen nach einem Orte, wo es gilt, den Versaillern noch ein Haus zu nehmen. Von dort fliegen die Kugeln bis in unser Quartier. Sie können wie diesen Morgen operiren." „Aber Sie sind ja hier, General," sagte ich zu ihm in der Absicht, ihn zu bewegen, in's Quartier zurückzukehren und sich so außer Gefahr zu begeben. Aber ich hatte mich in ihm getäuscht. „Ja," antwortete er, „wir werden Ihnen helfen, oder wir werden uns vielmehr gegenseitig Unterstützung gewähren." Ich konnte nichts dagegen einwenden, begab mich auf seine rechte Seite und so durchschritten wir mit 2 Compagnien eine Straße, von deren anderem Ende her die in Häusern verschanzten Versailler uns mit einem fürchterlichen Gewehrfeuer begrüßten. Den Commandanten des Bataillons, zu dem die beiden Compagnien gehörten, trafen 5 Kugeln, jedoch waren glücklicherweise alle diese Verwundungen unbedeutend. Bevor wir auf dem Gefechtsschauplatz ankamen, hatten wir schon einige Verwundete und 2 Todte verloren. Ein Ingenieuroffizier, der uns mit einigen Leuten und unserem Dynamitvorrath folgte, blieb stehn und befestigte ein Kästchen an die Mauer. Einen Augenblick später krachte die Mauer zusammen und wir betraten im Laufschritt einen prachtvollen englischen

Garten, in dessen Mitte ein Haus stand, das mir durch seine sorgfältig geschlossenen Thüren und Fenster gleich Mißtrauen einflößte.

Da die nothwendigen Vorsichtsmaßregeln für den Fall des Rückzugs nicht getroffen worden waren, so wollte ich dieses Haus um keinen Preis ohne Durchforschung uns im Rücken lassen. Dombrowski eilte mit einer Compagnie und etlichen Ingenieuren auf die uns gegenüberliegende Mauer los und ich mit der anderen Compagnie umringte das Haus und wollte den Eingang erzwingen. Inzwischen waren die Versailler nicht müssig; denn während wir mit Kolbenstößen die massiven eichenen Thüren einschlugen, und uns unnütz abquälten, die an die Fenster festgenagelten Fensterläden wegzureißen, wurden wir von jenseits der Mauer, an welcher unsere erste Compagnie mit Dombrowski uns erwartete, buchstäblich mit einem Kugelregen überschüttet.

Als Dombrowski sah, daß unsere Anstrengungen vergeblich waren, kam er mit dem Ingenieuroffizier herbei; der letztere entfernte die Menschen von der Thüre und hing eine Schachtel mit Dynamit ans Schloß. Man zündete die Lunte an — sie verlöschte. Man zündete sie wieder an — nach einigen Minuten Wartens sah man, daß sie abermals verlöscht war. Der Ingenieuroffizier wollte eine andere Schachtel befestigen, als plötzlich die Thür aufging und eine junge todtenbleiche Frau mit einem Kinde auf den Armen auf die Schwelle trat. Ein Schreckensruf ertönte von allen Seiten. Jeder begriff die ungeheure Gefahr, der diese Unglückliche eben entgangen war.

„Warum öffneten Sie nicht?“ fragte man sie.

„Ich war im Keller, ich hatte Furcht, weil ich dachte, die Versailler wären da. Meine Herrschaft ist abgereist, daher bin ich mit meinem Kinde ganz allein.“

Ich ließ sie in den Keller zurückführen, besetzte das Haus mit einigen Mann und stieß mit dem Rest der Compagnie zu der übrigen Mannschaft, die nur auf unsere Ankunft zum Vorrücken wartete. Als die beiden Compagnien zum Abmarschiren bereit waren, gab Dombrowski dem Ingenieuroffizier Ordre und die Mauer flog wie die erste in Trümmer.

Dombrowski, der Offizier der Escorte und ich stürzten mit dem Säbel in der Faust vorwärts. Im selben Augenblicke fiel eine Haubitzenkugel, wahrscheinlich mit Dynamit geladen, welches die Versailler schändlicherweise in die Geschosse mischten, einige Schritte vor uns nieder und explodirte.

Einen Augenblick durch die emporsteigenden Wolken von Rauch und Staub am Vordringen aufgehalten, sah ich, daß Dombrowski

am Halse blutete, während das Gesicht des Offiziers der Escorte ganz mit Blut bedeckt war. Im Vorrücken wollte ich sie fragen, was ihnen geschehen wäre, als ich sah, daß meine Finger an der linken Hand gleichfalls blutig waren. Wir waren alle drei von Geschoßsplittern gestreift worden, aber nur in einer so unbedeutenden Weise, daß uns nur die Haut zerkratzt war. Bei mir ging es unglücklicher Weise damit nicht ab. Das soeben Erzählte trug sich in noch nicht einer Minute zu, und wir waren kaum 2 Meter von der Mauer entfernt. Ich war eben im Begriff, über eine durch die Explossion aufgehäufte Steinmasse hinüberzusteigen, als ich hinter dem Hause einen Versailler sah, der auf mich anlegte. Der Schuß ging los, ich fühlte Blut in den Stiefel laufen und eine starke Hitze über dem Knie. Ich wollte weiter, aber es war mir unmöglich; ein Soldat, der mich wanken sah, unterstützte mich, dann noch ein zweiter; beide faßten mich unter die Arme und führten mich auf die Straße zurück. Ich verlor viel Blut, aber hatte keine erheblichen Schmerzen. Indeß ich mich auf die braven Soldaten stützte, die mich nicht verlassen wollten, kam ich nochmals auf die von den Versaillern besetzte Straße. Nur konnte ich sie diesmal nicht, wie noch soeben, schnell durchschreiten. Wir mußten langsam und zu Dreien marschiren, was dem Feinde einen viel bequemeren Zielpunkt gewährte.

Trotz des Schmerzes, der jedesmal, wenn ich allein zu gehen versuchte, wiederkehrte, weigerte ich mich doch, meinetwegen das Leben zweier Männer auf's Spiel zu setzen; indessen weigerten sich ihrerseits auch die Soldaten, mich allein zu lassen. Leider war ich schwächer. Ohne viel Umstände schleppten sie mich die Straße entlang — zurück ging es nicht. Die Versailler waren wüthend über uns; sie schossen was sie nur konnten — glücklicherweise ohne zu treffen.

Nach einer Viertelstunde kamen wir nach der Ambulanz, die, wie schon erwähnt, auch unser Hauptquartier war.

Dort begann die schmerzlichste Operation, nämlich das Sondiren der Wunde. Nach einer qualvollen halben Stunde erfuhr ich, daß die Kugel zwischen einer Arterie und einer Muskel saß, und daß ihr Herausziehen augenblicklich gefährlich sei, ferner, daß ich das Bein vielleicht verlieren, vielleicht auch behalten würde, in letzteren Falle aber wegen der verletzten Nerven und Muskeln zum Krüppel werden könne.

„Was nun thun?“ fragte ich den Oberchirurg, der mir die Wunde verband. „Eins von beiden, entweder die Wunde offen halten und warten, bis die Kugel von selbst herausgeht, oder, wenn Sie keine großen Schmerzen haben, in einigen Tagen die

Wunde zuheilen lassen, und abwarten, bis mit der Zeit die Kugel sich senkt und durch Veränderung ihrer Lage die Operation gefahrloser wird."

Den zweiten Rath befolgte ich, und, da mir die Methode Raspail*) bekannt war, so ließ ich mich, statt ins Hospital, einfach nach Hause bringen in der Absicht, die Wunde so schnell als möglich zur Heilung zu bringen. Bevor ich Neuilly verließ, wollte ich Dombrowski sehen. Er kam sogleich, und als er mich auf einer Matratze an der Erde liegen sah, kam er zu mir heran und sagte: „Ach, mein braver R . . ., wie froh bin ich, daß Sie verwundet sind!" „Wie, mein General," erwiderte ich lachend, „Sie sind zufrieden damit? Darauf war ich allerdings nicht gefaßt." „Ja," sagte er in traurigem Ton, „unverwundet würden Sie hier getödtet werden, daher sehe ich Sie lieber kampfunfähig." Er drückte mir die Hände und verließ das Zimmer. —

Man benachrichtigte mich, daß der Wagen bereit wäre und daß man mir einen Platz reservirt habe. — Ich machte, daß ich aus dieser Stube herauskam, deren Anblick grauenhaft war. Drei oder vier Tische mitten darin dienten als Operationstische. An der Wand lagen die Matratzen dicht aneinander und auf diesen die Verwundeten. Es waren schrecklich Verstümmelte darunter. Ein Soldat lag neben mir, tödtliche Blässe bedeckte sein Antlitz, er litt zu sehr, um klagen zu können; sein Arm und ein Theil der Schulter waren von einem Haubitzensplitter fortgerissen. Wie konnte dieser Mann überhaupt noch leben und das Bewußtsein bewahren? Er mußte eine Riesennatur haben.

Ich stieg in den Omnibus, der für den Transport der Verwundeten requirirt war. Kaum waren wir abgefahren, so trat ein Chirurg aus dem Hause und ließ wieder halten. Nach einigen Augenblicken wurde eine von mehreren Männern getragene Bahre oder Sänfte an den Wagen herangebracht. Ein Artillerieunteroffizier lag auf einem Tragbette. Er hatte eine Kugel in den Lenden und ein von einem Geschosse zerschmettertes Bein. Nach vielem Zögern beschloß man, die Tragbahre im Innern des Wagens aufzuhängen, was unsere Lage begreiflicherweise sehr unbequem machte. Es waren Schwerverwundete darunter, aber, da es nicht anders ging, so mußte man es eben erdulden. Auf dem Tritt des Omnibus stand eine junge Frau mit dem rothen Genfer Kreuz am Arm, die durch Trostworte und mit einem Flacon Riechsalz, das sie den Ohnmächtigwerdenden unter die Nase hielt, den

*) Ein einfaches Heilverfahren, mit Benutzung von Kampfer, das der auch als Arzt hochverdiente Raspail vorgeschrieben hat.

Leidenden Hülfe brachte. — „Sie leiden viel?“ fragte sie mich, als ich einmal unwillkürlich das Gesicht verzog. — „Nicht allzusehr,“ sagte ich, „nur die Bewegung des Wagens belästigte mich.“ Darauf fragte sie mich, ob ich absteigen wolle, und als sie hörte, daß ich nach meiner Behausung verlangte, schlug sie mir vor, in Paris einen Wagen zu nehmen, da die Kranken mit schweren Wunden natürlich zuerst in den Ambulanzen abgesetzt werden mußten. Damals besaß Paris fast keine Wagen mehr. Vom Thore Binöt bis zum Boulevard St. Michel trafen wir keinen einzigen leeren Wagen. — Dem Schloß Cluny gegenüber fanden wir endlich einen Kutscher, der mich endlich nach Batignolles fuhr.

Unsere Wärterin half mir beim Umsteigen, und nachdem sie mir eine schnelle Heilung gewünscht, wollte sie auf ihren Posten zurückkehren, als es mir einfiel, nach ihrem Namen zu fragen. „Helene Grabzinska,“ antwortete sie beim Fortgehen — „Wieder eine Polin, dachte ich bei mir, die keine Furcht vor Wunden und Kugeln hat.“ In der Rue Nollet angekommen, sah ich meine Frau von Weitem am Fenster. Sie kannte mich gleich und lächelte mir zu im Glauben, ich käme nur auf kurzen Besuch. Der Wagen hielt; es hieß aussteigen. Die Frau des Portiers, die sich an der Thüre befand, öffnete den Wagenschlag und schrie laut auf, als sie mein blutiges Bein sah, das ich unter dem Wagenleder zu verstecken suchte.

Von der braven Frau unterstützt, trat ich in ihre Loge und kaum saß ich dort, so hielt ich auch schon die Hände meiner armen ganz verzweifelnden Frau in den meinigen. Es trat ein Moment der Schwäche ein, in dem ich ohnmächtig zu werden glaubte. Man hätte wirklich ein härteres Herz als das meinige besitzen müssen, um von den Zeichen der Sympathie, die mir von allen Seiten entgegengebracht wurden, nicht gerührt zu werden. Das ganze Haus war auf den Beinen. Bekannte und Unbekannte drückten mir die Hand. Man bedauerte meine Frau. Jeder wollte mir zeigen, daß man sich nicht umsonst opfert, wenn man das Pariser Volk vertheidigt.

Mein Freund S. trug mich fast die sechs Etagen herauf, in deren oberster sich mein Zimmer befand.

Als ich erst in meinem Bette lag und meine Frau etwas beruhigt hatte, indem ich ihr die Wunde als ungefährlich darstellte, schlief ich trotz des Fiebers vor Ermattung ein.

Bei meinem Erwachen äußerte meine arme Frau, die sicher mehr litt als ich, während sie mir kalte Umschläge machte: „Weißt Du, daß Du beim gestrigen Rockumziehen Dein Portefeuille mit meiner Photographie und dem kleinen Kreuz vergessen hast?“

Das ist wahr, sagte ich, und unwillkürlich dachte ich an den Zufall, der mitunter so merkwürdig spielt. —

Bei der vorzüglichen Pflege, die ich genoß, blieb ich natürlich nicht lange ans Bett gefesselt. Meine genau nach Vorschrift der Raspail'schen Methode verbundene und behandelte Wunde besserte sich zusehends. Bei jedesmaligem Auflegen dieser einfachen und billigen Heilmittel, die dennoch so wunderbare Erfolge erzielten, mußte ich an die Menge unglücklicher Leidensgefährten denken, die den Perrücken der offiziellen Medicin als Studienobjekte überliefert, und deren Schmerzen von den Ignoranten ins Unendliche verlängert wurden. (Wie man dies in unseren Staatshospitälern täglich zu beobachten Gelegenheit hat!). Wäre Raspail noch jung und rüstig gewesen, so hätte er zur Zeit der Commune sicher bei den Behörden ernstliche Unterstützung zur Ausführung seiner guten Absichten gefunden, die er schon so lange hegt, und in denen ihn leider nur die unabhängige Wissenschaft und die große Zuneigung der leidenden Menschheit unterstützen. Am 20. April, also kaum 6 Tage nach meiner Verwundung, fing ich schon an, in der Stube auf und ab zu gehen. Ich schrieb einen Zettel an Dombrowski, und theilte ihm mit, daß meine Wunde sich bessere, und daß ich mich in einigen Tagen ihm wohl wieder zur Verfügung stellen würde. Da die Uniform, die ich in Neuilly trug, nur aus den Ruinen der im deutschen Kriege getragenen bestand und nun vollständig abgenutzt war, so bat ich Dombrowski, mir einen Bon (Anweisung) auf eine neue Uniform auszustellen, die man mir im Hauptquartier der Seine-Nationalgarde zu verabreichen verpflichtet war. Dombrowski, welchen mein Freund, der ihm den Zettel überbrachte, mit dem Oberstlieutenant Fary, seinem Stabschef, beschäftigt fand, stellte die Ordre aus, und ließ mir sagen, daß er mich zwar nöthig brauche, mir aber doch riethe, mich nicht zu sehr zu beeilen und mir die nöthige Zeit zu meiner vollständigen Heilung zu gönnen. Als ich mich nach einigen Tagen bedeutend wohler fühlte, nahm ich mir einen Wagen und fuhr nach dem Platze Vendome. Der Commandant Louis führte mich zum Oberst Henry, dem ich Dombrowski's Ordre übergab. Nach Durchlesung derselben sagte er zu mir: „Leider kann ich Ihnen nicht dienen, denn nach einem Circular des Kriegsministers, das Sie hier sehen, ist es uns verboten, die jetzt ankommenden Offiziere zu equipiren. Der Kriegsminister will große Ersparnisse machen und verweigert rundweg jede derartige Ausgabe."

„Herr Oberst, erlauben Sie mir das Circular des Bürger-Kriegsministers zu lesen, welches mich gewiß nicht unter die Kategorie Derjenigen bringen wird, denen man ein paar Stiefeln und

einen Rock verweigert." Mit diesen Worten nahm ich das Circular, welches auf dem Tische lag, und durchlas aufmerksam den Tagesbefehl des Bürger-Generals Cluseret.

Obgleich ich Cluseret nicht persönlich kannte, schätzte ich ihn doch schon lange als militärisches Talent und besonders als Mann von Charakter, aber niemals erschien mir seine Persönlichkeit sympathischer und seines Ranges würdiger, als nach Durchlesung der wenigen Zeilen, die der Oberst Henry auf mich anwenden wollte und die doch augenscheinlich nur für die Menge der Henry's, der renommistischen Gecken geschrieben waren, welche die öffentlichen Kassen leer fraßen. Unter vielem Anderen sagte der Kriegsminister darin: „Eine wahre Sucht nach Uniformen, Epauletten, Tressen und Achselbändern hat sich unsrer bemächtigt und ist noch immer im Wachsen begriffen. Menschen, die nicht einmal ein Anrecht auf Stabsoffiziersabzeichen besitzen — trotzdem ihnen diese noch nicht glänzend und aufsehenerregend genug sind — stecken sich in phantastische Costüme von einer Lächerlichkeit sondergleichen. Man verbrämt sich mit Gold und Silber auf Kosten des Staates, der doch so viele nothwendige und unentbehrliche Dinge anzuschaffen hat. Diese Mißbräuche müssen aufhören. Künftighin soll die Ausrüstung der Offiziere nur auf Ordre des Kriegsministers, des Platzcommandanten und der Corpscommandeure hin stattfinden." Das Circular endigte mit folgenden Worten: „Bürgeroffiziere der Nationalgarde! Vergessen wir nicht unsren Ursprung und das Gleichheitsprinzip, dem wir zum Siege verhelfen wollen. Generale oder Soldaten sind wir nur für den Augenblick. Es wird der Tag kommen, wo ein Jeder von uns, seiner Uniform und seines Rangs entledigt, zu seiner Arbeit, seinen Gewohnheiten und seinem häuslichen Heerde zurückkehrt. Wir sind Alle nur Arbeiter, vergessen wir dies nicht, denn hierauf beruht unsere Stärke und unsere Größe."

Nach Lesung dieses Circulars wuchs meine Entrüstung. Als ich diesen vom Himmel herabgefallenen Oberst vor mir sah, der sich für seine Zimmerpromenade in eine rothe Garibaldiblouse gesteckt hatte, trotzdem er nie zu dem betreffenden Corps gehörte und der an jedem Aermel fünf breite goldene Galons (Streifen) trug, da konnte ich mich trotz aller Disciplin, die ich jedesmal peinlich beobachte, wenn mich das Unglück zum Soldaten macht, nicht länger halten und sagte in sehr festem, wenn auch höflichem Tone, zu Herrn Henry: „Herr Oberst, ich sehe nun, daß Sie mich soeben für einen ganz Anderen hielten, als ich wirklich bin. Sie haben wahrscheinlich die Ordre des Generals Dombrowski nicht aufmerksam gelesen, der gleichzeitig Platzcommandant von Paris und Corps-

commandeur ist, und folglich wohl das Recht haben wird, seinen Adjutanten auszurüsten. Was mich persönlich betrifft, Herr Oberst, so habe ich, ohne Galons, dennoch schon eine Versailler Kugel abbekommen und schon einige Tropfen meines Blutes für die große Sache hingegeben, die wir vertheidigen. Ich habe nur wenig nöthig. Mich reizen weder prächtige Galons noch rothes Tuch. Ich wünsche nur eine einfache Stabskapitains-Feldunifonm. Sie wissen, daß eine solche nicht viel kostet. Da Sie mir dieselbe abschlagen, muß ich schon den Bürger-Kriegsminister aufsuchen, der, davon bin ich überzeugt, zwischen Denjenigen, von denen er in seinem Circular spricht und mir einen Unterschied zu machen weiß."

Ich grüßte den Oberst Henry und ging nach dem Kriegsministerium. Ein höherer Offizier empfing mich in Abwesenheit des Kriegsministers. In 10 Minuten hatte ich die nöthigen Bons, die aber erst auf der Pariser Commandantur contrasignirt (gegengezeichnet) werden mußten. Ich mußte also nochmals zu Herrn Henry, der sich aber diesmal mit der größten Zuvorkommenheit benahm und mir sogar, als er die schlechte Beschaffenheit meiner Stiefeln bemerkte, einen besonderen Bon auf neues Schuhwerk ausstellte.

Da ich noch am selben Tage mit der Equipirung fertig sein wollte, so ging ich gleich zu den Lieferanten und ließ mir Maß nehmen.

Als ich nach einigen Tagen neu equipirt war, verfügte ich mich trotz meiner noch offenen Wunde auf den Platz Vendôme und stellte mich dem Commandanten Louis zur Verfügung. „Wollen Sie zum General," fragte er mich, „oder wollen Sie sich, da Sie noch etwas hinken, einstweilen hier beschäftigen? „Ich will zum General," antwortete ich ihm, „aber dazu, Herr Commandant, brauche ich mehr als je ein gutes Pferd." Leider mußte ich hören, daß kein einziges Pferd im Stalle disponibel sei, und daß ich bis morgen warten müsse, wo einige Pferde aus dem exkaiserlichen Marstall eintreffen sollten.

Während dieser kurzen Zeit brachte es der Oberst Henry glücklich fertig, sich noch ein anderes Amt als das augenblicklich von ihm eingenommene zu schaffen, da ihm letzteres wahrscheinlich seiner Bedeutung nicht entsprechend schien. Extra für ihn, ich wiederhole es, nur für ihn, wurde das Bureau für Truppenbewegungen errichtet. Diese neue Behörde wurde der Pariser Platzkommandantur gegenüber das fünfte Rad am Wagen, welcher ohne dasselbe ganz gut gegangen wäre, so aber sehr schief ging. In Bezug auf das, was dieses Bureau und sein Chef der Organisation unserer bewaffneten Macht Böses mitgespielt haben, berufe

ich mich auf das Zeugniß zweier Generale, Wroblewski und Cecilia. Aber durfte man sich überhaupt bekümmern? Da war ja ein Henry, der einer Würde bedurfte, der außer Schuhmacher seine rothe Blouse mit goldnen Tressen tragen, um jeden Preis eine Rolle spielen und seinen Maitressen einreden wollte, er, Henry, kämpfe gegen die Versailler und halte die Geschicke von ganz Paris in seinen Händen. Was konnte man so gebieterischen Bedürfnissen des öffentlichen Wohls gegenüber anders thun? Man mußte sofort ans Werk gehn und so schnell als möglich ein Truppenbewegungs-bureau errichten, das in vieler Hinsicht unnütz und gefährlich war, und es in Hände geben, die unfähig waren, vier Mann und einen Corporal in Bewegung zu setzen. An wem lag der Fehler? Viele Leute legten diese Maßregel dem Kriegsminister General Cluseret zur Last. Ich gehörte zu Denen, die auch nicht einen Augenblick glauben wollten, daß ein Mann wie Cluseret mit seiner Intelligenz dem so burlesken Ehrgeize eines Henry zu Diensten geworden wäre. Ich persönlich glaube, daß in der Commune selbst, und besonders im Nationalgarden-Centralcomité, welches die Commune aus Schwäche am Tage nach den Wahlen nicht auflöste, Intriguanten sich befanden, die ihre Schützlinge beförderten, um ihren niedrigen persönlichen Interessen zu dienen.

Als Dombrowski diese Vorgänge erfuhr, gab er sofort seine Entlassung als Platzkommandant mit der Bemerkung, daß die Pariser Platzkommandantur dem Bureau gegenüber überflüssig wäre, da letzteres seine Ordres nur durchkreuzen würde, und daß er der Regierung riethe, sie ganz eingehen zu lassen und nur das Truppenbewegungsbureau beizubehalten. Der Rath wurde nicht befolgt und der Oberst Cecilia zum Pariser Platzkommandanten ernannt.

Wir werden bald sehen, daß Cecilia auf diesem jetzt ebenso lächerlichen als unnützen Posten nicht lange aushielt.

Am Tage, wo ich mich dem Commandanten Louis zur Verfügung stellte, siedelte der Oberst Henry gerade über und errichtete seine Bureaux in der Militairschule auf dem Marsfelde.

Man schleppte Alles fort, Stühle, Canapés, Tische, Teppiche, Gardinen, kurz Alles, was transportabel war. Glücklicherweise befahl man auf den Rath des Ministers dem Oberst Henry, Dombrowski's Schlafstube nicht anzurühren, sonst hätte man auch uns nur die vier leeren Wände gelassen.

Bevor er die Commandantur verließ, setzte sich der Oberst Henry zur Tafel, und da wir gerade da waren, so mußte er uns, ob gern oder ungern, zum Essen einladen. Der Commandant Louis, der Secretär des Generals Dombrowski, Capitain Tirard

und ich setzten uns zu Tisch, an dem sich schon ungefähr 10 Offiziere des Obersten Henry befanden. Kaum hatten wir zu essen angefangen, als der Vorsteher des Telegraphenamts, das sich im vierten Stock befand, mit einer Depesche des Kriegsministers für den General Dombrowski anlangte, deren rasche Beförderung er dringend anempfahl.

„Wer könnte die Depesche wohl befördern?“ frug Louis Herrn Henry. „Das muß ich Ihnen überlassen,“ antwortete Jener, „ich habe Niemanden, den ich fortschicken könnte.“ Das sagte er, obgleich er wußte, daß wir keine Pferde besaßen, und obgleich, wie schon oben erwähnt, circa 10 seiner Müßiggänger neben ihm saßen, die alle Pferde hatten, und sogar sehr gute, aber natürlich nicht, um nach Neuilly zu reiten. Sie selbst waren ja auch nur zur Beförderung so thörichter Befehle da, als sie eben ihr Commandeur ihnen nur geben konnte. „Nun denn,“ sagte ich ganz laut, damit es Alle hörten, „da es so eilig ist, wird schon Einer von uns zu Fuß hingehen müssen; das befördert die Verdauung.“ In diesem Augenblick trat ein Offizier in den Speisesaal ein, ging zu Louis und bat diesen, er möge befehlen, daß man sein Pferd in den Stall des Generalstabs einstelle. Er kam von Vincennes, hatte mehrere Aufträge zu besorgen und wollte sein Thier los werden, konnte es aber doch nicht an einem beliebigen Orte zurücklassen, da er das Pferd von einem Einwohner von Vincennes geliehen hatte. Ich gab dem Commandanten Louis durch Zeichen zu verstehn, daß er die Bitte gewähren möge und fragte den Offizier meinerseits, wie lange er in Paris zu bleiben gedenke. „Ich habe,“ antwortete dieser, „mindestens 3 Stunden hier zu thun.“

Nach der Entfernung des Offiziers nahm ich Louis die Depesche ab und ging in den Hof hinunter. Man war grade im Begriff, das Pferd nach dem Stall zu bringen. Ich hieß den Soldaten, der es am Zügel führte, stillstehen; als ich aber das Pferd näher betrachtete, wußte ich nicht, was besser sei: zu Fuß zu gehen oder auf diesem Thier zu reiten. Es war nämlich ein großes normännisches Pferd, welches sein Lebenlang nur Bausteine gefahren hatte. Man begreift das Angenehme eines Rittes auf einem solchen Elephanten. Nichtsdestoweniger bestieg ich es. Die Nacht war kalt und sehr finster. Ein feiner Schneeregen rieselte herab und machte das Straßenpflaster sehr schlüpfrig und deshalb zum Reiten unvortheilhaft. Einige Schritte weiter bemerkte ich zu meiner großen Freude, daß das Pferd dem Sporn gehorchte, und daß ich also schneller, als ich vermuthete, nach Neuilly kommen würde. Nicht so leicht war es, den schweren normännischen Koloß nach Belieben zu leiten; war er einmal im Trab, so brauchte man

mehrere Minuten, ehe man ihn zum Halten brachte. Ich durchritt die Boulevards, passirte die Madeleinekirche, wandte mich dann rechts und ritt durch die Rue Tronché. Es war 10 Uhr, aber der Regen hatte die Boulevards verödet, keine Seele war zu sehen. Ich spornte mein Pferd das Trottoir links entlang, als ich an einer Straßenecke der Rue Tronché, in 20 Schritt Entfernung eine Frau aus einem Laden heraustreten sah, die sich in Anbetracht des Regens und der Einsamkeit ungenirt ihren Rock über den Kopf nahm und nun, ohne etwas zu sehen, schnell über den Damm laufen wollte. Alle meine Anstrengungen, mein Pferd anzuhalten, waren vergeblich, ich hatte gut „Vorgesehn! Vorgesehn!“ schreien; die Einfältige, mit ihrem Rock über Augen und Ohren, sah und hörte nichts, und eine Sekunde darauf rollte sie auf der Straße unter den Hufen meines Rosses. Einige Schritte weiter brachte ich das Thier zum Stehen, ich ließ es auf der Straße und lief zum Beistand der Unglücklichen herbei. Es waren ihr schon einige Leute zu Hülfe gekommen. Wir brachten sie nach der nächsten Apotheke und dort hörte ich zu meiner großen Freude, daß sie, den großen Schreck und eine kleine Beule an der Stirn abgerechnet, sich gar keinen Schaden gethan hatte. Indem ich sie um Verzeihung bat, schrieb ich ihr meine Adresse auf ein Stück Papier und bat um ihren Besuch. Ich sah wohl, daß sie nicht reich war und wollte ihr etwas geben, um womöglich wieder gut zu machen, was ihr unfreiwillig Böses von mir zugefügt worden war. Die gute Frau gestand, daß die Schuld mehr an ihr als an mir gelegen hatte, und nun konnte ich endlich nach meinem Pferd sehen. Der dicke Normanne schien mit seiner Rast sehr zufrieden zu sein. Er stand noch ruhig auf der Stelle, wo ich ihn verlassen hatte. Die Geschichte hatte mich eine gute halbe Stunde Zeit gekostet; ich sprang also schnell wieder in den Sattel und ritt nach Neuilly.

Als ich nach dem Orte kam, wo sich früher unser Hauptquartier befunden hatte, waren dort nur noch unförmliche Trümmerhaufen zu sehen. Das Haus war durch Kanonenkugeln zerstört, wie alle übrigen in der Umgebung. Ich ließ mich durch einen Soldaten, den ich auf der Straße traf, zum General führen. Auf dem Wege bemerkte ich mit Vergnügen, daß man die Zeit gut angewandt hatte. Das halbe Neuilly war in unsern Händen, und soviel ich in der kurzen Zeit beobachten konnte, hatten wir strategisch sehr wichtige Stellungen im Besitz. Dombrowski saß mit circa 20 Offizieren bei Tische; unter diesen bemerkte ich einen Mann in Civil, der mit starkem englischen Accent mit Dombrowski sprach, zu dessen Rechten er saß. —

kräftig angriff. Unsre Glieder geriethen in Unordnung, es war unmöglich, den Kampf weiter fortzuführen. Wir zogen uns nun selber in den ersten Garten zurück, wo uns glücklicherweise die zwei ersten Compagnien des 151. Bataillons erwarteten. Eine förmliche Wuth bemächtigte sich auf beiden Seiten der Soldaten. Man kämpfte ganz verzweifelt. Es war ein Auf- und Abwogen. Den einen Augenblick wurden wir heftig zurückgeworfen, und den andern warfen wir den Feind in den Park zurück. Diese Schlächterei dauerte so lange, bis die 4 ersten Compagnien unsres Bataillons sich wieder ein wenig formirten und in den Kampf mit eintraten. Noch eine halbe Stunde und wir waren Herren des Parks. Leider war dieser mit unseren und des Feindes Todten besäet.

Noch waren wir nicht am Ziel. Wir mußten uns noch eines Hauses bemächtigen, welches durch seine erhöhte Lage unsre Stellung beherrschte und uns durch das Feuer, welches die in jenem Hause verschanzten Versailler gegen uns unterhielten, beträchtlichen Schaden zufügte. Als Favy sah, wie schwer das 151. Bataillon gelitten hatte, ließ er das Feuer fortsetzen, gab mir aber Befehl das in Reserve stehende 40. Bataillon herzuschicken, dann zu einer unserer Batterien in der Nähe zu gehen und einige Kanonenschüsse gegen das anzugreifende Haus abgeben zu lassen. Auf dem Wege gab ich dem Commandanten des 40. Bataillons Befehl, vorzurücken und ging dann ohne Zeitverlust an die Ausführung der anderen Ordres. Beim Passiren einer Straße bemerkte ich in der Dämmerung, die eben hereinbrach, Dombrowski in Begleitung des Secondelieutenant Borniewski, der auf den Kampfplatz eilte.

Favy hatte sich verrechnet. Trotzdem die Batterie, zu der ich kam, durch ihre hohe Aufstellung für das Bombardement aus der feindlichen Verschanzung günstig lag, war sie doch durch mehrere Ruinen gedeckt, in die erst Breschen geschossen werden mußten, ehe man sie erreichen konnte.

Währenddessen hörte ich starkes Gewehrfeuer vom Kampfplatze her, und da ich vermuthete, daß Dombrowski bei seiner Ankunft den unterbrochenen Sturm wieder aufgenommen habe, verließ ich die unbrauchbare Batterie und eilte auf das Schnellste zurück. Wie groß war mein Erstaunen, als ich unweit unsres Hauptquartiers Dombrowski, Favy und mehrere Offiziere bemerkte, die in ein Haus traten. Ich blieb stehen, horchte und vernahm, daß das Gewehrfeuer zu Ende ging und nur von Zeit zu Zeit noch einzelne Schüsse knallten.

Ich begab mich in unseren Speisesaal, wo ich Dombrowski in fürchterlicher Aufregung fand. Der Lieutenant Potapenko saß am

er ja ist, schwindet er dahin und geht in die Luft bei der ersten Wirkung der modernen Vernunftprinzipien.

Bei dieser Gelegenheit sagte Dombrowski zu seinem Gast gewendet: „Die Armee der Pariser Commune ist berufen, wenn auch nicht zur vollständigen Erkämpfung des Sieges unserer Prinzipien, dann doch wenigstens dazu, sie den Menschen, die sie nur aus Unkenntniß verwerfen, annehmbarer erscheinen zu lassen, außerdem soll sie allen Verehrern der militärischen Kunst beweisen, daß das Volk in Waffen, wenn es nur energisch und gewissenhaft geführt wird und den zum Kriege nöthigen Grad von Disciplin besitzt, zu kämpfen und folglich auch möglicherweise zu siegen versteht." „Das Ende dieses blutigen Dramas, dessen Schauspieler wir sind," bemerkte Dombrowski weiter, „kenne ich nicht und kann es auch nicht vorhersagen, aber der von uns in Neuilly und an anderen Punkten mit so glücklichem Erfolge geführte Kampf wird unsern Unterdrückern, die das Volk bisher zum Kampfe mit regulären Truppen für unfähig hielten, noch oft zu denken geben."

Der Fremde, dessen ganz genaue Bekanntschaft ich später machte, war Amerikaner und Correspondent einer großen Newyorker Zeitung. Als echtes Kind der neuen Welt zugleich neugierig und tapfer, verließ er uns seit diesem Abend fast niemals mehr. Bei jedem Entscheidungskampf, bei jedem voraussichtlich ernsthaften Gefechte folgte uns der Amerikaner zu Fuß oder zu Pferde, mit seinem Revolver bewaffnet, überall nach und setzte sich dabei den größten Gefahren aus.

Mit einigen Ordres für den Commandanten Louis versehen, nahm ich Abschied von Dombrowski, der mich bat, nicht gleich wieder bei ihm einzutreten, sondern mir noch Ruhe zu gönnen; ich könne ihm auch auf dem Vendômeplatze und in Paris wichtige Dienste leisten. Das konnte mir nicht behagen, und ich bat ihn, mir in Bezug hierauf freie Hand zu lassen.

Einige Tage darauf erhielt ich endlich ein Pferd. Am 28. April Abends kündigte ein Plakat der Pariser Commune allen Bewohnern an, daß es der Freimaurerdeputation endlich nach vielen vergeblichen Schritten gelungen sei, das Herz des kleinen Thiers zu rühren und, statt des verlangten dreitägigen, einen zwölfstündigen Waffenstillstand zu erlangen. Das war nicht genug; doch die Commune, wie die Commandanten, thaten ihre Schuldigkeit. Erstere stellte den unglücklichen Einwohnern die ganze große Pariser Omnibusgesellschaft für Möbeltransport zur Verfügung und ertheilte allen Eigenthümern und Portiers der von den entflohenen Reichen im Stich gelassenen großen Wohnungen den Befehl, diese den von Neuilly, Le Valois und aus andern in den Waffenstillstand ein-

im Kriegsministerium durch den Obersten Rossel ersetzt, und er selbst, Dombrowski, soeben zum Commandanten der Pariser Armee ernannt worden sei mit Beibehaltung seines Commando's über die Truppen zwischen St. Ouen und dem Point du Jour, welche die Bezeichnung „erste Armee“ erhielten. Außerdem traten die Generale La Cecilia und Wroblewski, Commandanten der 2. und 3. Armee, unter das Generalcommando Dombrowski's.

Der General wollte in Neuilly nur sehen, wie es bei uns stehe. Alle die Veränderungen erforderten seine Anwesenheit im Kriegsministerium, wo die Neuernannten zu Besprechungen zusammentraten.

Dombrowski machte sich zur Rückreise fertig und beim Expediren einer dringenden Ordre theilte er mir die Affaire des 40. Bataillons mit, die mir unbekannt war.

„Als ich an den Punkt kam, wo diese Feiglinge standen,“ so erzählte er, „hörte ich, daß Sie Ihnen Ordre zum Vormarsch gegeben hatten. Ich führte sie bis zur Mauerbresche, hinter welcher sie sich deckten, und ließ sie in den Park marschiren. Alsdann folgte ich ihnen und wollte mich eben an ihre Spitze stellen, als uns eine Abtheilung Krankenträger mit mehreren Todten und Verwundeten in den Weg kamen. Bei dem Anblick der Bahren bemächtigte sich Aller ein unbeschreiblicher Schrecken. Sie flohen in Unordnung, ohne daß ihnen auch nur eine einzige Kugel um die Ohren gepfiffen. Ich wollte sie aufhalten, warf mich in die Mauerbresche und verlegte ihnen den Weg. Aber das genirte diese Feiglinge nicht; sie warfen mich beim Fliehen über den Haufen, und ohne die Hilfe Borniewski's, der mir aufhalf und mich herausriß, hätten sie mich unter ihren Hasenfüßen zertreten. Als das 151. Bataillon sich im Stich gelassen sah, fing es an zu wanken, und hätten Favy und die Commandanten des 151. und 40. Bataillons (letzterer hielt allein bei uns aus) uns nicht ihren Beistand geliehen, so wären wir in unsere gestrigen Stellungen zurückgedrängt worden. Glücklicherweise gelang es, das Haus zu stürmen, das heute befestigt werden muß, und welches uns dann von großem Nutzen sein wird.“

Als einige Augenblicke später Potapenko und ich uns im Zimmer befanden, sagte Dombrowski zu mir: „Capitain, Sie begreifen, da ich das Generalkommando habe, kann ich nicht immer in Neuilly bleiben. Sie kennen die Wichtigkeit dieser Stellung und den Nutzen, den wir bei ihrer vollständigen Besetzung daraus ziehen werden. Ich muß Jemanden wählen, der der Aufgabe gewachsen ist. Ich kenne nur zwei Männer für diesen Posten: Sie und Favy. — Welchen von Ihnen beiden soll ich ernennen?

fragte ich. „Artilleriekapitain Lafayette.“ „Aha!“ dachte ich, „wieder ein schlimmer Patron, der Lafayette heißt.“

In einigen Minuten langten wir auf der Barrikade an, deren Wichtigkeit mir sofort in die Augen fiel. Erstens war sie auf ganz vorzügliche Weise erbaut: alles Mögliche war geschehen, um diesen Punkt uneinnehmbar zu machen. Sie war mit 6 Geschützen, darunter 2 Mitrailleusen, ausgerüstet, welche einen sehr großen Raum beherrschten. Die wenigen stehen gebliebenen Häuser waren stark besetzt und befestigt. Vor der Barrikade durchschnitt ein Laufgraben die Straße und unsere Tirailleure konnten also ihr Feuer unterhalten, ohne die Artillerie zu geniren, die, wiederum ihrerseits dadurch geschützt, auch ruhig arbeiten konnte. Ich frug Potapenko, ob Lafayette das alles gemacht hätte. „Nein,“ erwiderte er lachend, „der Oberst Favy hat diese Barrikade erbaut. Sie wurde Lafayette vor einigen Tagen in diesem Zustande übergeben.“ „Wo ist der Commandant der Barrikade?“ fragte ich einen Soldaten, der vor den Geschützen beschäftigt war. „Er war noch diese Sekunde hier, er kann also nicht weit sein.“ „Lassen Sie ihn doch rufen,“ sagte ich zu Potapenko, während ich Favy's Werk ganz genau in Augenschein nahm. Nach einigen Augenblicken kam ein großer Schlingel in Artilleriekapitainsuniform und frug mich, was ich von ihm wünsche. „Ich bin Kapitain R., Adjutant des General Dombrowski, der mich beauftragte, zu sehen, ob Ihre Barrikade in Ordnung ist.“ „O!“ erwiderte er, „wo ich commandire, ist immer Alles in Ordnung.“ „Leider,“ sagte ich in einem Tone, der ihm begreiflich machte, daß seine Antwort übel angebracht war, „bin ich nicht Ihrer Ansicht. Und ich bitte Sie dringend, meine Bemerkungen gefälligst ganz genau notiren zu wollen. Ist es vielleicht in der Ordnung, daß man, wenn man herkommt, nur die Schildwache und einige Nationalgardisten findet, die nicht wissen, wo Sie sind? Können Sie sich nicht von Offizieren oder Unteroffizieren vertreten lassen, wenn Sie fortgehen? Es würde sehr unangenehm für Sie werden, wenn der General von Ihrer Art zu commandiren erführe. Sie kennen ihn wohl? Er thut selber seine Schuldigkeit, verlangt aber auch, daß jeder Andere die Seinige thut. Nun kommen wir zu den Verhaltungsbefehlen für heute Abend. Um 8 Uhr ist der Waffenstillstand zu Ende; dann muß Alles bereit sein. Jedermann an seinem Platze, die Geschütze geladen und nur den Befehl zum Feuern abwartend. Entweder ich oder ein anderer Stabsoffizier werden Ihnen, wenn nöthig, noch besondere Instructionen bringen. Sammeln Sie also Ihre Leute und beeilen Sie sich, denn es ist schon halb 7 Uhr.“ Hierauf kehrten wir nach dem Hauptquartier zu-

Barrikaden. Dombrowski wollte die Stellung der Versailler besser sehen und stellte sich unvorsichtiger Weise in eine Schießscharte, von der eben eine demolirte Kanone zurückgezogen worden war. Die Entfernung war so gering, daß man jede feindliche Bewegung unterschied. Plötzlich sah Tirard einen Soldaten in die Schießscharten zielen, schnell wie der Blitz wirft er sich vor Dombrowski, deckt diesen mit seinem Leibe, und fällt von einer Kugel mitten in die Brust getroffen. Er rief noch: „Es lebe die Commune!" drückte Dombrowski die Hand und verschied.

Versailler! Wo stecken eure Generale, denen solche Opfer gebracht werden, und wo sind eure Soldaten, die solcher Aufopferung fähig sind? Ihr braucht nicht erst zu suchen, denn ihr würdet sie niemals finden. Solche Eigenschaften findet man nur in den Reihen des Volks. Und eben das Volk steht wider Euch und wird Euch niemals zufallen! Man war in beiden Lagern ermüdet, und der Kampf wurde hüben und drüben etwas lässiger geführt. Von Zeit zu Zeit fiel eine Haubitze vor dem Hause des Hauptquartiers nieder, welches die Versailler zu zerstören trachteten. Ihr Feuer war gut gezielt, aber zu nachlässig unterhalten, als daß man sich viel darum bekümmert hätte.

Da ich das Publikum mehr oder weniger mit allen Männern bekannt machen möchte, die sich während der Commune in Dombrowski's Umgebung befanden, so muß ich einer kleinen Begebenheit erwähnen, welche den Capitain Tirard, ersten Secretair des Generals, am besten charakterisiren wird. An jenem Tage hatte er, wie es schien, viel zu thun und, da er unvergleichlich pünktlich war, so fanden wir ihn um 5 Uhr, als wir von dem nächtlichen Gefechte zurückkamen, gestiefelt und gespornt auf seinem Bureau arbeiten. Leichtbegreiflicherweise konnte Tirard nicht oft ungestört arbeiten. Man ging hin und her, richtete Fragen an ihn, manchmal aus bloßer Chicane; er ärgerte sich zwar hierüber, ließ es aber niemals merken. War er mit der Arbeit fertig, so beklagte er sich mitunter darüber, daß man ihn nicht in Ruhe ließe und er seine Pflicht nicht nach seiner Auffassung thun könne. „Aber lieber Capitain," sagte Dombrowski oft zu ihm, „nehmen Sie doch Ihr Bureau und ihre Wohnung anderswo, Sie werden es dort bequemer haben und brauchen mich ja nur zu sprechen, wenn es nöthig ist." Tirard benutzte ohne Angabe von Gründen dennoch nicht das Anerbieten des Generals. Wir aber wußten, weshalb er es nicht that. Er wollte um keinen Preis in den Verdacht gerathen, als verließe er das Hauptquartier wegen der diesem fortwährend drohenden Gefahr, da es der Feind kannte und deshalb unausgesetzt darauf schoß. Diese Tapferkeitsprobe war ganz unnütz,

was vorging, traf ich bei einer Batterie den General, der dort ein frischgeladenes Geschütz richtete. Als er mich sah, fragte er mich, wo ich her käme. Ich berichtete ihm über die von mir besichtigten Stellungen, worauf er zu mir sagte: „Ich möchte gern hier bleiben, aber ich bin nach Paris zu einem Kriegsrath berufen, bei dem meine Person unentbehrlich ist. Thun Sie hier inzwischen Ihre Pflicht. Favy hat meine Befehle hinsichtlich des Sturmes; helfen Sie ihm bei der Ausführung. Ich komme so schnell als möglich zurück.“ „Apropos,“ fügte er hinzu, „wissen Sie, daß das Fort Issy von den Unsrigen verlassen ist?“ „Nein,“ erwiderte ich, und der Schrecken über diese Nachricht schmetterte mich fast darnieder.

Bei meiner Ronde dachte ich über unsere Lage nach, die durch die Räumung des Fort Issy sehr kritisch geworden war. Viele Vertheidigungspunkte unserer Linie wurden hierdurch schon wegen der feindlichen Artillerie unhaltbar, welche sie nun in der Flanke oder von hinten angreifen konnte. Dennoch, sagte ich mir, indem ich die finsteren Gedanken zu verscheuchen suchte, müssen wir Neuilly angreifen und sogar mehr als angreifen; wir müssen es den Versaillern um jeden Preis zu entreißen suchen. In diese Betrachtungen versunken, kam ich zu der Barrikade des Kapitain Lafayette. Wären die feindlichen Geschosse nicht massenhaft gefallen, so hätte ich mich vielleicht derselben nicht genähert. Die Barrikade war ganz öde, keine Seele rührte sich darin, noch weniger war irgend etwas von Dienstmannschaft zu sehen. Ich schritt weiter vor, als das Aufleuchten einer mehrere Schritte von mir platzenden Haubitze mich einen Posten entdecken ließ, der sich hinter den Erdwällen niedergehockt hatte. „Wer da?“ rief mich der Mann an, der mich nun auch sah, „Commune-Offizierpatrouille,“ antwortete ich. „Sagen Sie das Feldgeschrei,“ sagte die Schildwache. „Sie kennen die dienstlichen Vorschriften nicht,“ entgegnete ich. „Rufen Sie den Offizier oder den diensthabenden Unteroffizier, er muß mich empfangen und ihm werde ich nicht das von Ihnen verlangte Feldgeschrei, sondern die Parole sagen, die Sie nicht kennen.“ „Hier giebt es weder Offizier noch Unteroffizier,“ antwortete der Soldat. „Wir sind nur zehn Artilleristen und Nationalgardisten. Die Uebrigen sind mit dem Kapitain an der Spitze ausgerissen.“ „Das ist etwas Anderes,“ entgegnete ich, „treten Sie etwas vor, und ich werde Ihnen das Feldgeschrei sagen.“ Ich zitterte vor Wuth. Wäre mir Kapitain Lafayette diesen Augenblick unter die Hände gerathen, ich hätte die Angelegenheit sehr schnell mit ihm ins Reine gebracht. Sofort gab ich den Leuten Ordre, das Feuer aus ihren Geschützen zu eröffnen. „Ich werde Euch befehligen,“ sagte ich,

und als ich hierbei bemerkte, daß mich die Leute sehr verwundert ansahen, fügte ich hinzu: „Seid versichert, daß ich Euch nicht verlasse, wie die Memmen, die unglücklicherweise Eure Führer waren.“ Sofort schickte ich einen Soldaten ab, der irgend einen Offizier suchen und herbeibringen sollte. Die Lage war sehr kritisch. Wenn der Feind an diesem wichtigen Punkte schwachen Widerstand bemerkte, konnte er jeden Augenblick zum Sturm gegen uns vorgehen, und dann Adieu Kanonen und Mitrailleusen, ja, unsere ganze Linie wäre in zwei Theile zerrissen und erschüttert gewesen. Dem ersten besten Soldaten konnte ich den ganzen Ernst der Lage nicht so leicht begreiflich machen, ich brauchte also einen Offizier zur schnellstmöglichen Absendung nach dem Hauptquartier mit der Bitte um Verstärkung.

Wir wurden vom Glück begünstigt. Der Soldat traf auf der Straße gleich den tapferen Commandanten der Tirailleure von Neuilly und brachte ihn zu mir. Er kam in Begleitung seiner 16 Mann. Er hatte nie mehr Soldaten gehabt, und unter diesen war sogar noch sein Sohn, ein Knabe von 14 Jahre, der mit dem Gewehr auf der Schulter seinen Dienst that wie ein alter Soldat. Als wir mit ihm über die Gefahr sprachen, der er dieses Kind aussetze, antwortete er uns: „Ich zwinge ihn ja nicht dazu, er will es selbst, und ich bin es auch zufrieden, daß er den Dienst und die Vertheidigung der Republik erlernt. Das Herz würde mir brechen, wenn er stürbe, aber er stirbt dann doch für Frankreich.“ Diesen Mann, diesen Helden, brachte mir der von mir abgeschickte Soldat nach der Barrikade. Ich kannte ihn damals persönlich noch wenig, aber ich wußte, wie viel Dombrowski von ihm hielt. Als ich den Tapferen mit seinen Leuten kommen sah, die alle von ihm ausgewählt waren und ihn alle verehrten, athmete ich wieder auf. „Capitain,“ sagte ich zu ihm, „so ist die Lage. Ich brauche sie Ihnen nicht weitläufig auseinanderzusetzen, Sie können den ganzen Ernst derselben würdigen. Hier sind einige erprobte Leute zur Geschützbedienung, das Uebrige thun Sie mit Ihren Leuten. Halten Sie sich gut, in einer Viertelstunde bringe ich Verstärkung.“ „Nehmen Sie sich nur Zeit,“ entgegnete mir der Brave, „so lange noch Einer von uns steht, wird sich die Barrikade gut halten, und um uns alle aufzufressen, müssen sie andere Zähne haben.“ Mit diesen Worten schickte er 10 Mann in den Laufgraben vor, während er sich mit den übrigen an die Geschützbedienung machte. Einige Minuten später wurde ein gut unterhaltenes Feuer gegen den Feinden eröffnet, der seine Anstrengungen ebenfalls verdoppelte. Inzwischen ging ich ins Hauptquartier. Dombrowski brach gerade auf und gab dem Commandanten des 151. Bataillons, welches

löschenden Augen, daß der schreckliche Augenblick des Sterbens herannahte. In einigen Minuten war er eine Leiche.

Feuchten Auges verließ ich die Ambulanz, darüber nachsinnend, was er wohl von mir gewollt habe? Was konnte er mir sagen wollen? Vielleicht eine Lebewohl an seine Mutter, an seine Braut, die gar keine Ahnung davon haben konnten, daß der, den sie lieben, allein, freundlos, trostlos, von feindlichen Kugeln durchbohrt, in Erfüllung seiner Pflicht gestorben war. In das Hauptquartier zurückgekehrt fand ich dort 3 Frauen mit 2 ganz kleinen Kindern vor. „Bürger," sagte die Eine zu mir, „wir möchten gern unsere Ehegatten sehen, die in dem und dem Bataillon stehen. Geben Sie uns doch einen Passirschein, damit wir zu ihnen gelangen können. Ich sah die Dislocationsliste nach und fand, daß das erwähnte Bataillon an einer sehr weit vorgeschobenen Barrikade postirt war, bis zu der man mehrere von den Kugeln der Versailler bestrichene Straßen passiren mußte. Ich gab ihnen also zu verstehen, daß ihr Verlangen zu erfüllen unmöglich sei und es sei schon sehr unvorsichtig von ihn gewesen, bis hierher zu kommen; mit ihren Kindern aber weiter zu gehen, um ihre Männer zu sehen, sei ein Wahnsinn. Trotzdem baten mich alle drei, ihnen dabei nicht hinderlich zu sein. Eine von ihnen sagte zu mir: „Glauben Sie mir, Bürger, ich habe eine Ahnung, daß, wenn ich meinen Mann heute nicht sehe, ich ihn wohl niemals wiedersehen werde, ich beschwöre Sie also, halten Sie uns nicht zurück."

„Warten Sie hier," sagte ich zu ihnen, „und nennen Sie mir die Namen Ihrer Männer, dann werde ich sie holen lassen. Ich erkläre Ihnen aber offen, daß der Mann, der dies ausrichtet, 10 mal sein Leben riskirt. Ihre Männer sind jetzt hinter der Barrikade fast ganz in Sicherheit, aber auch deren Leben gefährden Sie durch Ihr Verlangen."

„Ach, sie werden nicht todtgeschossen werden, Sie werden es sehen, Bürger," antworten sie Alle einstimmig.

Ich rief eine Ordonanz, und indem ich ihr einige Zeilen an den Commandanten der Barrikade mitgab, empfahl ich ihr Eile, um mit diesem unangenehmen Besuch bald fertig zu sein. Unglücklicherweise kanonirten die Versailler wieder fürchterlich. Jeden Augenblick explodirten Haubitzen in den oberen Etagen des Hauses, auf der Straße und im Garten.

„Sie sehen," sagte ich zu ihnen, „daß hier nicht gut weilen ist," und ich bat Tirard, an die Commandanten der Wallthore eine strenge Ordre zu richten, keine Frauen weder mit noch ohne Passirschein hindurchzulassen.

Die armen Weiber, die vor Sehnsucht nach Nachrichten von

ihren Männern, Söhnen oder Brüdern vergingen, begaben sich in die Kriegsbureaus, oder zu Herrn Henry, und die dortigen Stabsoffiziere, die gar nicht wußten, auf welcher Seite Neuilly lag, und wohl glaubten, daß man dort eben so sicher aufgehoben sei, wie bei ihnen, gaben Jedem, der darnach verlangte, Passirscheine. Die Frauen waren von der Kanonade ganz erschreckt und Eine darunter sagte, indem sie ihr Kind beruhigte: „Wahrhaftig, hätte ich das gewußt, so wäre ich nicht hergekommen. Wir können ja unseren Männern doch nicht helfen, wir thun also besser zu Hause zu bleiben und zu weinen.“ Endlich kamen die Nationalgarden und brachten auf unseren Wunsch die Frauen und Kinder bis an die Wälle. „Halt,“ sagte ich zu ihnen, bevor sie weggingen, „Sie können mir einen ähnlichen Liebesdienst erweisen, geben Sie beim Vorbeigehen meiner Frau diese Zeilen. Auch sie weiß seit gestern nichts von mir.“ Der Brief kam richtig an seine Adresse.

Nachmittags kamen 2 Artilleriesecondelieutenants von Garibaldi's Armee, denen es nach vielen Fährlichkeiten gelungen war, sich auf ihrer Reise nach Paris erst durch die Versailler und dann durch die Deutschen in das Hauptquartier zu schleichen. Sie hörten dort, das Dombrowski in Neuilly commandirte, ließen sich einen Passirschein geben und boten nun ihre Dienste in unserem Hauptquartier an.

Favy war mit diesem Zuwachs sehr zufrieden und fragte nach ihren Namen. Daszewski und Volkert, beide Polen, gaben dem Obersten ihre Papiere, die entschieden zu ihren Gunsten sprachen. Uebrigens war Daszewski von Garibaldi mit dem Kreuze der Ehrenlegion decorirt. (Also Orden! O, alter Garibaldi! Und noch dazu Ehrenlegion! wegen Auszeichnung in der Schlacht, in welcher der arme Bossak-Hauke fiel.)

„Wir brauchen Artillerieoffiziere sehr nöthig,“ sagte Favy, „und auf Ihren Wunsch können wir Sie gleich an der Bresche postiren. Ich sage Ihnen aber gleich“, fügte er lächelnd hinzu, „daß die Ihnen angebotenen Stellungen keine angenehmen sind, aber, wenn Sie dieselben bis heute Abend in guten Vertheidigungszustand setzen, so verspreche ich Jedem von Ihnen ein Kapitainspatent.“

„Schön,“ antwortete Volkert einfach. Er wie sein Kamerad waren junge stattliche Leute. „Aber,“ fügte er hinzu, „bevor wir etwas Anderes thun, müssen wir essen. Wir haben 24 Stunden nichts in den Magen bekommen.“

Sie erhielten, was da war, und als sie sich gesättigt hatten, ging Favy mit Daszewski und ließ diesem eine neue Batterie auf einer der im Kampfe eroberten Stellungen errichten, während ich und Volkert nach der Barrikade Peronné gingen, die in der letzten

Nacht total zerstört worden war. Durch die Höfe und Gärten kamen wir auf die Barrikade. Das Schauspiel welches sich uns hier darbot, war wenig unterhaltend. Unsere 4 Geschütze waren ganz demolirt; die einen waren umgestürzt, die anderen bildeten von ihren Lafetten heruntergeworfen, nur einen Trümmerhaufen. Drei Artilleristen und 4—5 Geniesoldaten lagen todt auf der Erde, einige von ihnen waren beim Bedienen der Geschütze gefallen, die übrigen bei den Erdarbeiten, welche von den feindlichen Haubitzen fast ganz dem Erdboden gleich gemacht worden waren.

„Hier ist Ihr Posten," sagte ich zu Volkert, „thun Sie, was Sie können, aber seien Sie vorsichtig. Die Stellung ist sehr gefährlich, Sie sehen die Beweise." „Ja," antwortete er, „und ich werde wohl bis zur Nacht warten müssen, um meine Kapitainstreffen zu verdienen. Inzwischen müssen wir diese Leichen wegräumen, die einen schlechten Eindruck auf die zu beschäftigenden Leute machen könnten."

Ich schickte sofort nach einer Bahre. Es kam ein alter Mann mit seiner Frau, beide mit der Armbinde der Genfer Convention versehen; außerdem hatten sie, wie jedesmal bei großer Gefahr, eine weiße Fahne mit rothem Kreuz an das Bett der Schmerzen und des Todes, das sie trugen, befestigt.

Ein Artillerieunteroffizier, der schon zwei Wochen dort war, und sie fortgehen sah, sagte zu mir: „Capitain, lassen Sie die Leute die Fahne höher stecken, sonst werden sie alle Beide getödtet." — Ich winkte Beiden, anzuhalten und gab nach reiflicher Ueberlegung Befehl, die Fahne abzunehmen, dann sagte ich zu dem Manne, der trotz seines langen schneeweisen Bartes sich für unsere Verwundeten opferte: „Werther Bürger! Ehe Sie sich alle Beide der Gefahr aussetzen, nehmen Sie lieber die Fahne, halten Sie dieselbe hoch und laufen Sie schnellstens bis mitten auf die Barrikade, damit der Feind gut sehen kann, was Sie thun wollen." „Aber lieber Gott," antwortete er, indem er die Fahne nahm, „solche Vorsicht ist ja nicht nöthig! Es sind ja auch Soldaten, sie werden nicht auf Leute schießen, die sich nur zur Linderung der Leiden in diese Streitigkeiten mischen. Wir tragen ja auch ihre Kameraden fort und thun dasselbe für sie, was wir hier für Euch thun." „Thun Sie nur, was ich sage," antwortete ich ihm, „in solchen Fällen ist immerhin zu viel Vorsicht besser als zu wenig."

Trotzdem der gute Mann die Versailler anders beurtheilte als ich, so handelte er dennoch genau nach meinen Befehlen. Er lief mit hochgehaltener Fahne in die Mitte der Straße, sprang auf einen Erdhaufen der zerstörten Barrikade und schwenkte die Fahne lebhaft hin und her. Einen Augenblick hielten wir alle Gefahr

im Kriegsministerium durch den Obersten Rossel ersetzt, und er selbst, Dombrowski, soeben zum Commandanten der Pariser Armee ernannt worden sei mit Beibehaltung seines Commando's über die Truppen zwischen St. Ouen und dem Point du Jour, welche die Bezeichnung „erste Armee“ erhielten. Außerdem traten die Generale La Cecilia und Wroblewski, Commandanten der 2. und 3. Armee, unter das Generalcommando Dombrowski's.

Der General wollte in Neuilly nur sehen, wie es bei uns stehe. Alle die Veränderungen erforderten seine Anwesenheit im Kriegsministerium, wo die Neuernannten zu Besprechungen zusammentraten.

Dombrowski machte sich zur Rückreise fertig und beim Expediren einer dringenden Ordre theilte er mir die Affaire des 40. Bataillons mit, die mir unbekannt war.

„Als ich an den Punkt kam, wo diese Feiglinge standen,“ so erzählte er, „hörte ich, daß Sie Ihnen Ordre zum Vormarsch gegeben hatten. Ich führte sie bis zur Mauerbresche, hinter welcher sie sich deckten, und ließ sie in den Park marschiren. Alsdann folgte ich ihnen und wollte mich eben an ihre Spitze stellen, als uns eine Abtheilung Krankenträger mit mehreren Todten und Verwundeten in den Weg kamen. Bei dem Anblick der Bahren bemächtigte sich Aller ein unbeschreiblicher Schrecken. Sie flohen in Unordnung, ohne daß ihnen auch nur eine einzige Kugel um die Ohren gepfiffen. Ich wollte sie aufhalten, warf mich in die Mauerbresche und verlegte ihnen den Weg. Aber das genirte diese Feiglinge nicht; sie warfen mich beim Fliehen über den Haufen, und ohne die Hilfe Borniewski's, der mir aufhalf und mich herausriß, hätten sie mich unter ihren Hasenfüßen zertreten. Als das 151. Bataillon sich im Stich gelassen sah, fing es an zu wanken, und hätten Favy und die Commandanten des 151. und 40. Bataillons (letzterer hielt allein bei uns aus) uns nicht ihren Beistand geliehen, so wären wir in unsere gestrigen Stellungen zurückgedrängt worden. Glücklicherweise gelang es, das Haus zu stürmen, das heute befestigt werden muß, und welches uns dann von großem Nutzen sein wird.“

Als einige Augenblicke später Potapenko und ich uns im Zimmer befanden, sagte Dombrowski zu mir: „Capitain, Sie begreifen, da ich das Generalkommando habe, kann ich nicht immer in Neuilly bleiben. Sie kennen die Wichtigkeit dieser Stellung und den Nutzen, den wir bei ihrer vollständigen Besetzung daraus ziehen werden. Ich muß Jemanden wählen, der der Aufgabe gewachsen ist. Ich kenne nur zwei Männer für diesen Posten: Sie und Favy. — Welchen von Ihnen beiden soll ich ernennen?

an der Zeit," erwiderte ich, „denn die Vergehen gegen die Subordination häufen sich bei uns mehr und mehr." Ich ging auf's Ministerium, wo ich die nöthige Munition bekam, was trotz der kolossalen, in den Depots aufgehäuften Vorräthe nicht eben leicht war. Keiner hatte Zeit, sich um solche Lumpereien zu bekümmern. Wenn man wissen will, wie oft unsere Soldaten ohne Ermüdung das mörderische feindliche Feuer aushalten mußten, so braucht man nur ihre Commandanten zu fragen. Als Alles besorgt war, ging ich nach meiner Wohnung. Kaum war ich vom Pferde gestiegen, so umgaben mich auch schon eine Menge Nachbarn, die mich alle nach den Vorgängen der letzten Nacht fragten. Meine Frau erzählte mir, daß die meisten Einwohner die ganze Nacht auf den Dächern gewesen wären und ausgeschaut hätten, da man noch niemals eine solche Kanonade gehört hätte. Neuilly hätte von Weitem ausgesehn, als stünde es in Flammen.

Wieder in Neuilly angelangt, suchte ich den General auf, der soeben von seiner Revision der Barrikade zurückkam. Er sagte mir, daß er und seine Begleitung Volkert bei Wiederaufrichtung der Barrikade in der Rue Peronné behülflich sein wollten. Dort angekommen traute ich kaum meinen Augen. Schon war ein Laufgraben von 1 Meter Tiefe fertig, man füllte Säcke und Fässer mit Erde und errichtete im Schutze des Laufgrabens eine furchtbare Barrikade mitten unter dem feindlichen Feuer, das uns gar nicht dabei störte. „Die Arbeit wäre schon fertig," sagte Volkert, „wenn ich genug Leute hätte, aber wir sind nur 10 Mann — das schafft nicht genug." „Nur immer zu," erwiderte der General, „wir sind ja hier 5—6 Mann, wir werden Ihnen helfen, Ihre Capitainstressen zu verdienen."

Mit diesen Worten machte er sich an die Arbeit und wir Alle halfen ihm dabei.

Vor Mitternacht waren 3 neue Geschütze in den Schießscharten aufgestellt, und das Feuer wurde gegen ein von den Versaillern stark besetztes Haus eröffnet. Unglücklicherweise war es zu nahe und unsere explodirenden Geschosse warfen ihre Splitter bis auf die Barrikade zurück. „Wir müssen den Feind aus diesem Hause vertreiben, aber nicht so," sagte Dombrowski zu dem jungen Secondelieutenant Borniewski, „nehmen Sie einige Leute und stürmen Sie die Stellung." Borniewski lief nach dem Hauptquartier und kam 20 Minuten darauf mit einer Compagnie zurück; durch die benachbarten Gärten hindurch umging er die Barrikade, und nach einigen Augenblicken stürmte er vorwärts. Geschossen wurde wenig, aber der Kampf mit blanker Waffe war schrecklich. Obgleich die Versailler sich gut hielten, wichen sie doch zuletzt der

Heftigkeit des Sturmes und wir waren nunmehr Herren des Hauses. —

Dombrowski kam gleich nach und ließ das Haus sofort befestigen; es beherrschte zwei in der Richtung des Schlosses liegende feindliche Batterien, die uns viel Schaden zufügten. Matratzen und Erdsäcke machten das Innere bald kugelfest, während zwei im ersten Stock aufgepflanzte Gebirgskonoņen den feindlichen Batterien Haubitzen zusandten.

Die Nacht verging ziemlich ruhig; von Zeit zu Zeit erinnerte uns Gewehr- und Geschützfeuer daran, daß wir dem Feinde gegenüberstanden. Als der General am andern Morgen wie gewöhnlich seine Tasse Bouillon von Liebig'schem Fleischextrakt und ein kleines Glas Rothwein zu sich nahm (das bildete während des ganzen Krieges seine Hauptnahrung), erhielt er eine Depesche aus dem Ministerium, nach deren Durchlesung er dem Chef der Escorte befahl, er möge die Pferde vorführen lassen. Darauf befahl er dem Lieutenant Potapenko, eine Ordre an den Obersten Durassier zu richten, welcher die Truppen in Asnières kommandirte, seitdem Theophil Dombrowski durch seine Wunden am Dienst verhindert war.

Die Ordre, die ich einige Augenblicke nachher in Händen hielt, lautete folgendermaßen: „Geben Sie dem Kapitän R. eines Ihrer besten Bataillone.“ Bei Uebergabe der Ordre sagte Dombrowski zu mir: „Tragen Sie diese Ordre an die Adresse. Bitten Sie Durassier noch einmal besonders, daß er Ihnen ein Bataillon gibt, auf das man rechnen kann, marschiren Sie damit durch Paris und hierher. Wir werden uns auf dem Wege treffen. Sie müssen sich beeilen, denn das Fort Issy ist von der Nationalgarde glücklich wiedererobert, die Versailler bereiten sich zum Sturm vor und es wird jeden Augenblick eine Hauptaktion erwartet.“ — Alsdann ertheilte er Favy noch einige Ordres. Ich sprang auf's Pferd und ritt im schnellsten Galopp nach Asnières. Dort fand ich Vieles verändert. Der Ort, wo Theophil Dombrowski mit seinen Offizieren stand, war zu gefährlich geworden. Das Hauptquartier war nach Levalois-Peré verlegt. Nach vielem Fragen bei den Soldaten fand ich endlich das Haus, in dem der Oberst Durassier seit zwei Tagen wohnte.

Oberstlieutenant Durassier empfing mich sehr herzlich, und trotzdem er mir versicherte, daß er selber Verstärkungen brauche, da er kaum genügend Truppen zur Besetzung seiner Stellungen habe, so stellte er doch sofort das 248. Bataillon zu meiner Verfügung.

Jedermann wußte, daß seine Tapferkeit über allem Zweifel erhaben war. An jenem Morgen nun erschien ihm all' das Laufen und Rennen, dessen Ursache Tirard gar nicht kannte, extra deshalb in Scene gesetzt, um ihn an der Arbeit zu hindern, trotzdem er nach seiner Ansicht Arbeit für Drei hatte.

Jeden Augenblick wollte man Proviantbons, Munitionsbons und vieles Andere von ihm haben, was ihn gar nichts anging. Jedesmal fertigte er die sich an ihn Wendenden nicht so ab, wie es vielleicht ein Anderer gethan hätte, sondern er gab ihnen Auskunft und schickte sie zu den betreffenden Beamten; aber alles Das kostete ihm viel Zeit und seine Arbeit kam nicht vom Fleck.

Ich ging gerade vorüber und sah, daß er förmlich belagert wurde; ich wollte einmal sehen, ob er nicht wenigstens einen Augenblick seine Kaltblütigkeit verlieren würde und sagte deshalb zu ihm: „Lassen Sie doch Ihre Schreiberei. Wer kann denn auch bei solchem Höllenlärm schreiben und rechnen?" Er sah mich wehmuthsvoll an, und als er mich lachen sah, ging er schweigend an seine Arbeit.

Nach der Abreise Dombrowski's legte sich Favy nach Ertheilung einiger Ordres in einem anstoßendem Zimmer ganz angekleidet auf ein Sopha. Das noch eben so geräuschvolle Hauptquartier war nun ganz einsam.

Nach einem Gange zu den Barrikaden kam ich sehr ermüdet nach Hause, und nachdem ich dem wachthabenden Unteroffizier Befehl ertheilt, mich, wenn nöthig, zu wecken, ging ich in die Stube, ohne daß Tirard, der in derselben mit seiner Schreiberei beschäftigt war, mich hörte, und legte mich dort auf ein Kanapee zur Ruhe.

Ich schlief noch nicht, als ein immer heftiger werdendes Pfeifen uns das Herannahen einer Haubitze verkündete. Einen Augenblick später bebte die Straße vom Donner der Explosion. Ein Fenster brach in Splitter und ein großes Stück des Geschosses schlug auf Tirards großes Bureau nieder. Ein darauf befindliches colossales Tintenfaß wurde zerbrochen und Tirard nebst seiner Schreiberei mit Tinte begossen.

Das war denn doch zu viel für den guten Mann. Er faßte nach dem Haubitzenstücke, und da es noch ganz heiß war, warf er es schnell fort, wobei er sagte: „Zum Teufel auch mit solchen Geschichten! Ist es nicht Das, so ist es etwas Anderes. Zum ruhigen Arbeiten kommt man aber gewiß niemals." Natürlich brach ich in lautes Gelächter aus. Tirard wandte sich schnell um, und da er mich in der Stube liegen sah, sagte er ganz bestürzt: „Ach, Sie sind auch hier?" „Ja, lieber Tirard," antwortete ich, „um Sie

offiziere vor die Front treten und hielt an dieselben eine kleine Ansprache, in der ich das ihnen vom Oberst Durassier geschenkte Vertrauen betonte, von dem sie, als das beste Bataillon seiner Abtheilung, ausgewählt worden seien.

Der Commandant Regère, der Sohn eines nach Neukaledonien Deportirten, dankte mir im Namen seines Bataillons und versprach mir, daß er und sein Bataillon, welches schon Bedeutendes geleistet hatte, sich auch künftig dieses Vertrauens würdig zeigen würde.

Unter Trommelwirbel und mit fliegenden Fahnen kamen wir nach einstündigem Marsche in Paris an. Wir marschirten quer durch die Stadt, dann nach der Rue Baugirard, und von hier wollte ich den Marsch durch das Wallthor selbigen Namens hindurch nach dem Dorfe Issy richten.

Da ich die geringe Disciplin bei der Nationalgarde kannte, so that ich Alles, um so schnell als möglich wieder aus dem Bereich der Stadt zu kommen. Besonders fürchtete ich den Durchmarsch durch das Pantheonquartier, aus dem sich das 248. Bataillon rekrutirte.

Meine Befürchtungen waren nicht unbegründet. Auf dem Boulevard St. Michel angekommen, rief man von allen Seiten: „Halt! Halt!“ u. s. w. Ich fragte den Commandanten, warum wir stille hielten. Regère antwortete mir, daß er das Bataillon nicht zum Fortmarschiren bringen könne, daß die Leute nach dreiwöchentlichem Dienst in den Laufgräben einen Ruhetag haben wollten und daß er mir nöthigenfalls ganz allein folgen würde, um seine Schuldlosigkeit an diesem Akte des Ungehorsams zu beweisen.

Nach reiflicher Ueberlegung, insbesondere weil ich keine Mittel zur gewaltsamen Durchführung meiner Befehle in Händen hatte, beschloß ich, auch keine solchen zu ertheilen. Regère sollte mir aber die Wünsche des Bataillons durch eine Deputation kund thun lassen, der ich dann antworten würde. Darauf stellten sich mir zehn Mann vor, die in geziemender Form ihr Anliegen vorbrachten. „Seit drei Wochen befinden wir uns fortwährend außerhalb von Paris in Schmutz und Regen, während andere Bataillone sich noch nicht von Paris weggerührt haben. Wir haben für die von uns gewählte Commune gekämpft, wir werden dies auch ferner thun, wir wollen jetzt aber eine Nacht zum Wäschewechseln und zur Ordnung unserer Angelegenheiten frei haben. Man darf nicht vergessen, daß wir fast Alle Familienväter sind, und daß wenigstens von Zeit zu Zeit unsere Anwesenheit im Hause nothwendig ist.“ Ich muß gestehen, hätte ich eine mit Kartätschen geladene Batterie zu

löschenden Augen, daß der schreckliche Augenblick des Sterbens herannahte. In einigen Minuten war er eine Leiche.

Feuchten Auges verließ ich die Ambulanz, darüber nachsinnend, was er wohl von mir gewollt habe? Was konnte er mir sagen wollen? Vielleicht eine Lebewohl an seine Mutter, an seine Braut, die gar keine Ahnung davon haben konnten, daß der, den sie lieben, allein, freundlos, trostlos, von feindlichen Kugeln durchbohrt, in Erfüllung seiner Pflicht gestorben war. In das Hauptquartier zurückgekehrt fand ich dort 3 Frauen mit 2 ganz kleinen Kindern vor. „Bürger," sagte die Eine zu mir, „wir möchten gern unsere Ehegatten sehen, die in dem und dem Bataillon stehen. Geben Sie uns doch einen Passirschein, damit wir zu ihnen gelangen können. Ich sah die Dislocationsliste nach und fand, daß das erwähnte Bataillon an einer sehr weit vorgeschobenen Barrikade postirt war, bis zu der man mehrere von den Kugeln der Versailler bestrichene Straßen passiren mußte. Ich gab ihnen also zu verstehen, daß ihr Verlangen zu erfüllen unmöglich sei und es sei schon sehr unvorsichtig von ihn gewesen, bis hierher zu kommen; mit ihren Kindern aber weiter zu gehen, um ihre Männer zu sehen, sei ein Wahnsinn. Trotzdem baten mich alle drei, ihnen dabei nicht hinderlich zu sein. Eine von ihnen sagte zu mir: „Glauben Sie mir, Bürger, ich habe eine Ahnung, daß, wenn ich meinen Mann heute nicht sehe, ich ihn wohl niemals wiedersehen werde, ich beschwöre Sie also, halten Sie uns nicht zurück."

„Warten Sie hier," sagte ich zu ihnen, „und nennen Sie mir die Namen Ihrer Männer, dann werde ich sie holen lassen. Ich erkläre Ihnen aber offen, daß der Mann, der dies ausrichtet, 10 mal sein Leben riskirt. Ihre Männer sind jetzt hinter der Barrikade fast ganz in Sicherheit, aber auch deren Leben gefährden Sie durch Ihr Verlangen."

„Ach, sie werden nicht todtgeschossen werden, Sie werden es sehen, Bürger," antworten sie Alle einstimmig.

Ich rief eine Ordonanz, und indem ich ihr einige Zeilen an den Commandanten der Barrikade mitgab, empfahl ich ihr Eile, um mit diesem unangenehmen Besuch bald fertig zu sein. Unglücklicherweise kanonirten die Versailler wieder fürchterlich. Jeden Augenblick explodirten Haubitzen in den oberen Etagen des Hauses, auf der Straße und im Garten.

„Sie sehen," sagte ich zu ihnen, „daß hier nicht gut weilen ist," und ich bat Tirard, an die Commandanten der Wallthore eine strenge Ordre zu richten, keine Frauen weder mit noch ohne Passirschein hindurchzulassen.

Die armen Weiber, die vor Sehnsucht nach Nachrichten von

den gethan und fragte ihn, ob er meinen Rapport von gestern Abend erhalten hätte. „Nein," entgegnete er in einem Tone, der mich beinahe niederschmetterte, „ich glaubte, Sie würden nicht wiederkommen." „Es thut mir leid, General, daß Sie eine so schlechte Meinung von mir hegten, und da das öfter vorkommen könnte, so halte ich es für besser, General, Ihnen meine Entlassung anzubieten." Dombrowski wollte antworten, als Tirard in's Zimmer trat. „General," sagte er, „trotz der Ordre, die ich dem Offizier du jour gab, Ihnen bei Ihrer Ankunft sofort alle Depeschen zu übergeben, finde ich dennoch auf dem Bureau eine, die Ihnen hätte gestern Abend übergeben werden müssen. Dombrowski nahm die Depesche und machte das Convert auf. Schon von Weitem erkannte ich meinen Abendrapport. Ich war begierig auf deren Wirkung und inwieweit Dombrowski's Antwort durch dieses unvorhergesehene Ereigniß modificirt werden würde. Nachdem der General meinen Rapport aufmerksam gelesen, sagte er zu Tirard: „Dem Offizier du jour 3 Tage Arrest;" dann wandte er sich zu mir: „Capitain, ich danke Ihnen für die sorgfältige Ausführung meiner Befehle. Mein nur wenige Augenblicke gehegtes Mißtrauen Ihnen gegenüber thut mir wahrhaft leid, und zum Beweise dessen bitte ich Sie, Ihre Demission, die mir jetzt wirklich Schmerz bereiten würde, zurückzunehmen."

Ich gebe in solchen Fällen ungern nach, aber die mir wohlbekannte traurige Erfahrung, die Dombrowski seit Beginn dieses Krieges gemacht, fiel mir ein, und ich sagte mir, daß ich bei so viel Schwäche, Feigheit und Vernachlässigung in der Pflichterfüllung, als vorgekommen waren, unter für mich so verhängnißvollen Umständen kein unbedingtes Vertrauen beanspruchen könne, und daß ich noch gar keine Zeit gehabt hätte, es zu verdienen. Ich erwiderte also: „General, ich bleibe auf meinem Posten."

Dombrowski drückte mir die Hand und wir gingen in den Kriegsrath, wo man uns erwartete. Die Sitzung dauerte mindestens 2 Stunden. Es handelte sich um die für die Reorganisation der Nationalgarde zu treffenden Maßregeln. Die Sache war von der höchsten Wichtigkeit, aber leider sehr schwer ausführbar. Die Nationalgarde, welche die Revolution vom 18. Mai ausführte, das Centralcomité und darauf die Commune ernannte, war noch allmächtiger durch die Wahl ihrer Offiziere. Bataillonscommandeure, Hauptleute u. s. w. — Alle hingen von ihren Wählern ab, und, wie es fast immer geht, so wollten sich die fähigen Leute nicht diesem Despotismus der großen Menge unterwerfen, und gaben das Commando ab, welches Intriguanten und Unfähige begierig übernahmen. Dieser Zustand der Dinge wurde immer

Nacht total zerstört worden war. Durch die Höfe und Gärten kamen wir auf die Barrikade. Das Schauspiel welches sich uns hier darbot, war wenig unterhaltend. Unsere 4 Geschütze waren ganz demolirt; die einen waren umgestürzt, die anderen bildeten von ihren Lafetten heruntergeworfen, nur einen Trümmerhaufen. Drei Artilleristen und 4—5 Geniesoldaten lagen todt auf der Erde, einige von ihnen waren beim Bedienen der Geschütze gefallen, die übrigen bei den Erdarbeiten, welche von den feindlichen Haubitzen fast ganz dem Erdboden gleich gemacht worden waren.

„Hier ist Ihr Posten," sagte ich zu Volkert, „thun Sie, was Sie können, aber seien Sie vorsichtig. Die Stellung ist sehr gefährlich, Sie sehen die Beweise." „Ja," antwortete er, „und ich werde wohl bis zur Nacht warten müssen, um meine Kapitains-tressen zu verdienen. Inzwischen müssen wir diese Leichen wegräumen, die einen schlechten Eindruck auf die zu beschäftigenden Leute machen könnten."

Ich schickte sofort nach einer Bahre. Es kam ein alter Mann mit seiner Frau, beide mit der Armbinde der Genfer Convention versehen; außerdem hatten sie, wie jedesmal bei großer Gefahr, eine weiße Fahne mit rothem Kreuz an das Bett der Schmerzen und des Todes, das sie trugen, befestigt.

Ein Artillerieunteroffizier, der schon zwei Wochen dort war, und sie fortgehen sah, sagte zu mir: „Capitain, lassen Sie die Leute die Fahne höher stecken, sonst werden sie alle Beide getödtet." — Ich winkte Beiden, anzuhalten und gab nach reiflicher Ueberlegung Befehl, die Fahne abzunehmen, dann sagte ich zu dem Manne, der trotz seines langen schneeweißen Bartes sich für unsere Verwundeten opferte: „Werther Bürger! Ehe Sie sich alle Beide der Gefahr aussetzen, nehmen Sie lieber die Fahne, halten Sie dieselbe hoch und laufen Sie schnellstens bis mitten auf die Barrikade, damit der Feind gut sehen kann, was Sie thun wollen." „Aber lieber Gott," antwortete er, indem er die Fahne nahm, „solche Vorsicht ist ja nicht nöthig! Es sind ja auch Soldaten, sie werden nicht auf Leute schießen, die sich nur zur Linderung der Leiden in diese Streitigkeiten mischen. Wir tragen ja auch ihre Kameraden fort und thun dasselbe für sie, was wir hier für Euch thun." „Thun Sie nur, was ich sage," antwortete ich ihm, „in solchen Fällen ist immerhin zu viel Vorsicht besser als zu wenig."

Trotzdem der gute Mann die Versailler anders beurtheilte als ich, so handelte er dennoch genau nach meinen Befehlen. Er lief mit hochgehaltener Fahne in die Mitte der Straße, sprang auf einen Erdhaufen der zerstörten Barrikade und schwenkte die Fahne lebhaft hin und her. Einen Augenblick hielten wir alle Gefahr

jedes für eigene Rechnung lebte, und deren Chefs machten, was sie wollten.

Der **Kriegsrath**, dem mehrere höhere Offiziere beiwohnten, hatte in Wirklichkeit gar nichts zu berathen.

Der General Dombrowski wollte uns nur die zwischen ihm und den Delegirten im Kriegsministerium, dem Obersten Rossel, vereinbarten Maßregeln mittheilen. Diese, die einem großen Theil der Anwesenden befriedigend erschienen, kamen mir in vieler Beziehung unannehmbar und der Nothlage keineswegs entsprechend vor. In Wirklichkeit waren wir ja nur eine Handvoll durch die Strapazen eines schrecklichen Krieges erschöpfter Menschen und standen einem Feinde gegenüber, der täglich durch Bismarck Verstärkungen erhielt, welcher letztere ihm viele Tausende der bis dahin in Deutschland festgehaltenen französischen Kriegsgefangenen zuschickte. Um uns zu helfen und unsere Reihen zu verstärken, wußte man nichts Besseres zu thun, als an Stelle der Legionen Regimenter zu bilden, deren Stärke 5000 Mann sein sollte. Die ganze Maßregel bestand aus einem Ministerialbefehl, der also lautete: „Die Bataillone Nr. so und so bilden das erste Regiment, Nr. so und so das zweite und so fort . . . . .“ Der Leser muß wissen, daß diese Bataillone, die am 18. März 600 oder 700, sogar 800 Mann zählten, jetzt nur aus 200—300 Soldaten bestanden und daß viele nur auf der Zahlungsliste figurirten, während andere ihren Bestand zusehends unter den feindlichen Kugeln dahinschwinden sahen. Die Maßregel war also illusorisch und zur Ausrottung des Uebels ganz untauglich. Auf einige Bemerkungen unsererseits antwortete der General Dombrowski: „Ich kenne so gut wie Sie, meine Herren, die Unzulänglichkeit dieser Beschlüsse. Ich habe dieselben auf dem Ministerium und auf der Commune energisch bekämpft. Meine Vorschläge zur Unterdrückung der Freikorps und zu ihrer Verschmelzung in eine einzige regelrecht organisirte bewaffnete Macht erschienen unvortheilhaft. Man behauptet, daß der Wetteifer in diesen Corps überraschende Wirkungen hervorrufen wird, aber Sie wissen so gut wie ich, ob es uns mehr an Wetteifer oder an Disciplin fehlt. Da ich nicht erhalten kann, was ich für nöthig halte, so muß ich nehmen, was ich bekomme. Wenn übrigens die fraglichen Maßregeln so ins Werk gesetzt werden könnten, wie der Kriegsminister glaubt, so sind wir der Lage gewachsen. Gedulden wir uns also ein wenig, ich habe das Wort des Oberst Rossel und des Wohlfahrtsausschusses, daß man die Sache beschleunigen wird.“

Darauf war nichts zu erwidern. Dombrowski stand auf und schloß die Sitzung, die einen peinlichen Eindruck bei mir zurück-

an der Zeit," erwiderte ich, „denn die Vergehen gegen die Subordination häufen sich bei uns mehr und mehr." Ich ging auf's Ministerium, wo ich die nöthige Munition bekam, was trotz der kolossalen, in den Depots aufgehäuften Vorräthe nicht eben leicht war. Keiner hatte Zeit, sich um solche Lumpereien zu bekümmern. Wenn man wissen will, wie oft unsere Soldaten ohne Ermüdung das mörderische feindliche Feuer aushalten mußten, so braucht man nur ihre Commandanten zu fragen. Als Alles besorgt war, ging ich nach meiner Wohnung. Kaum war ich vom Pferde gestiegen, so umgaben mich auch schon eine Menge Nachbarn, die mich alle nach den Vorgängen der letzten Nacht fragten. Meine Frau erzählte mir, daß die meisten Einwohner die ganze Nacht auf den Dächern gewesen wären und ausgeschaut hätten, da man noch niemals eine solche Kanonade gehört hätte. Neuilly hätte von Weitem ausgesehn, als stünde es in Flammen.

Wieder in Neuilly angelangt, suchte ich den General auf, der soeben von seiner Revision der Barrikade zurückkam. Er sagte mir, daß er und seine Begleitung Volkert bei Wiederaufrichtung der Barrikade in der Rue Peronné behülflich sein wollten. Dort angekommen traute ich kaum meinen Augen. Schon war ein Laufgraben von 1 Meter Tiefe fertig, man füllte Säcke und Fässer mit Erde und errichtete im Schutze des Laufgrabens eine furchtbare Barrikade mitten unter dem feindlichen Feuer, das uns gar nicht dabei störte. „Die Arbeit wäre schon fertig," sagte Volkert, „wenn ich genug Leute hätte, aber wir sind nur 10 Mann — das schafft nicht genug." „Nur immer zu," erwiderte der General, „wir sind ja hier 5—6 Mann, wir werden Ihnen helfen, Ihre Capitainstressen zu verdienen."

Mit diesen Worten machte er sich an die Arbeit und wir Alle halfen ihm dabei.

Vor Mitternacht waren 3 neue Geschütze in den Schießscharten aufgestellt, und das Feuer wurde gegen ein von den Versaillern stark besetztes Haus eröffnet. Unglücklicherweise war es zu nahe und unsere explodirenden Geschosse warfen ihre Splitter bis auf die Barrikade zurück. „Wir müssen den Feind aus diesem Hause vertreiben, aber nicht so," sagte Dombrowski zu dem jungen Secondelieutenant Borniewski, „nehmen Sie einige Leute und stürmen Sie die Stellung." Borniewski lief nach dem Hauptquartier und kam 20 Minuten darauf mit einer Compagnie zurück; durch die benachbarten Gärten hindurch umging er die Barrikade, und nach einigen Augenblicken stürmte er vorwärts. Geschossen wurde wenig, aber der Kampf mit blanker Waffe war schrecklich. Obgleich die Versailler sich gut hielten, wichen sie doch zuletzt der

Heftigkeit des Sturmes und wir waren nunmehr Herren des Hauses. —

Dombrowski kam gleich nach und ließ das Haus sofort befestigen; es beherrschte zwei in der Richtung des Schlosses liegende feindliche Batterien, die uns viel Schaden zufügten. Matratzen und Erdsäcke machten das Innere bald kugelfest, während zwei im ersten Stock aufgepflanzte Gebirgskonnonen den feindlichen Batterien Haubitzen zusandten.

Die Nacht verging ziemlich ruhig; von Zeit zu Zeit erinnerte uns Gewehr- und Geschützfeuer daran, daß wir dem Feinde gegenüberstanden. Als der General am andern Morgen wie gewöhnlich seine Tasse Bouillon von Liebig'schem Fleischextrakt und ein kleines Glas Rothwein zu sich nahm (das bildete während des ganzen Krieges seine Hauptnahrung), erhielt er eine Depesche aus dem Ministerium, nach deren Durchlesung er dem Chef der Escorte befahl, er möge die Pferde vorführen lassen. Darauf befahl er dem Lieutenant Potapenko, eine Ordre an den Obersten Durassier zu richten, welcher die Truppen in Asnières kommandirte, seitdem Theophil Dombrowski durch seine Wunden am Dienst verhindert war.

Die Ordre, die ich einige Augenblicke nachher in Händen hielt, lautete folgendermaßen: „Geben Sie dem Kapitän R. eines Ihrer besten Bataillone.“ Bei Uebergabe der Ordre sagte Dombrowski zu mir: „Tragen Sie diese Ordre an die Adresse. Bitten Sie Durassier noch einmal besonders, daß er Ihnen ein Bataillon gibt, auf das man rechnen kann, marschiren Sie damit durch Paris und hierher. Wir werden uns auf dem Wege treffen. Sie müssen sich beeilen, denn das Fort Issy ist von der Nationalgarde glücklich wiedererobert, die Versailler bereiten sich zum Sturm vor und es wird jeden Augenblick eine Hauptaktion erwartet.“ — Alsdann ertheilte er Favy noch einige Ordres. Ich sprang auf's Pferd und ritt im schnellsten Galopp nach Asnières. Dort fand ich Vieles verändert. Der Ort, wo Theophil Dombrowski mit seinen Offizieren stand, war zu gefährlich geworden. Das Hauptquartier war nach Levalois-Peré verlegt. Nach vielem Fragen bei den Soldaten fand ich endlich das Haus, in dem der Oberst Durassier seit zwei Tagen wohnte.

Oberstlieutenant Durassier empfing mich sehr herzlich, und trotzdem er mir versicherte, daß er selber Verstärkungen brauche, da er kaum genügend Truppen zur Besetzung seiner Stellungen habe, so stellte er doch sofort das 248. Bataillon zu meiner Verfügung.

Dennoch mußte ich warten. Das Bataillon lag gerade in einem sehr weit vorgeschobenen Laufgraben; es war also Zeit nöthig, um es zu sammeln und nach Levalois-Peré zu schicken. Mittags wartete ich noch immer. Ich wurde zu Tische gebeten. Nach dem Essen lud mich Oberst Durassier ein, mir den befestigten Eisenbahnzug anzusehen, mit welchem eine Recognoscirung nach Asnières vorgenommen werden sollte. In der Ueberzeugung, daß das erwartete Bataillon erst in zwei Stunden ankommen würde, nahm ich die Einladung an und wir gingen nach der Eisenbahnbrücke.

Den befestigten Zug hatte man während der ersten Belagerung gebaut, aber er wurde nie benutzt. Er bestand aus einer gedeckten Locomotive und zwei eisernen Waggons, Alles im colossalsten Maßstabe. Augenblicklich hing nur ein Waggon an der Locomotive. Ich stieg zur Besichtigung in diese bewegliche Festung. Inwendig standen 3 Geschütze starken Kalibers nach der Seite des Mont Valérien zu gerichtet. Die Dachfenster, welche geöffnet und verschlossen werden konnten, waren so eingerichtet, daß aus denselben gefeuert werden konnte. Nach genauer Prüfung kam ich zu der Ueberzeugung, daß dieser „verschanzte“ Eisenbahnzug sehr nützlich werden könnte, da er zugleich eine Vertheidigungs- und Angriffsstellung repräsentirte. Wie man sich desselben gegen die Deutschen bedienen wollte, die gar keine sie deckende Festung besaßen und die man von den Batterien unserer Forts aus beschießen konnte, blieb für mich immer ein Räthsel, das wahrscheinlich im Großen und Ganzen mit dem berüchtigten „Plan“ Trochus zusammenhing. Wir blieben auf der Brücke, während der Zug langsam vorwärts fuhr. Der Mont Valérien eröffnete sofort das Feuer gegen denselben, und einige Augenblicke später entlud der Zug seinerseits, in der gewünschten Entfernung angekommen, seine Geschütze. Mehrere Geschosse sah ich gegen den schweren Waggon schlagen, ohne ihm den geringsten Schaden zu thun. Leider schlug durch einen unglücklichen Zufall eine Haubitze durch ein Dachfenster, das man eben zum Vorrücken des Geschützes öffnete, in den Waggon ein. Selbst die sehr starke Explosion richtete keine großen materiellen Verluste an; leider verloren aber zwei Leute von der Geschützmannschaft, zwei Brüder, die zu der Artillerie des verschanzten Zuges gehörten, dadurch ihr Leben. Der eine blieb sofort todt, der Andere, dem beide Beine fortgerissen waren, überlebte ihn nur einige Stunden.

In's Quartier zurückgekehrt, fand ich das 248. Bataillon, an das man Munition vertheilte, vor. Den Augenblick benutzend, ließ ich auf Ordre des Commandanten die Offiziere und Unter-

Commandant Louis und ich waren eben dabei, die Papiere des Gefangenen zu revidiren, als auf der Treppe ein Schuß fiel, dem ein durchdringender Aufschrei folgte, worauf wieder Alles ruhig wurde.

Ich warf die Papiere auf den Tisch und lief nach der Treppe. Ungefähr zehn Menschen versperrten mir den Weg. Auf den ganz mit Blut bedeckten Stufen lag der Körper des Gefangenen, welcher uns eben verlassen hatte.

Von diesem Vorfall auf's Höchste empört, zog ich meinen Revolver aus dem Gürtel, wandte mich an die Leute auf der Flur und der Treppe und frug: „Was ist hier geschehen? Wer hat diesen Mann getödtet?" „Capitain," antwortete mir ein alter Matrose, „ich habe ihn mit einem Bajonettstich durchbohrt." „Also Sie! Sie, dem ich die Bewachung dieses Mannes anvertraute, Sie haben ihn niederträchtiger Weise ermordet?" „Capitain," brummte der alte Matrose, „ich bin Soldat, aber kein Mörder, das können mir Alle, die zugegen waren, bezeugen. Ich ging vor diesem Schufte her, als er plötzlich von hinten seinen völlig geladenen Revolver auf mich abschoß; meine Mütze ist durchbohrt; an seinem guten Willen lag es wahrlich nicht, daß er mich nicht tödtete. Ich hatte kaum Zeit, ihm das Bajonett in den Leib zu rennen, sonst hätte mich die zweite Ladung mitten in die Brust getroffen." Da gerade die Patrouille mit dem Offizier du jour ankam, so ließ ich den Matrosen arretiren und den Leichnam wegbringen. Eine halbe Stunde später ließ der Profoß den Matrosen wieder frei, nachdem er die Papiere des getödteten Individuums geprüft hatte.

Um auf das Papier, das mir der Getödtete erst gegeben und dann wieder fortnehmen wollte, zurückzukommen, so bestand es aus Zeugnissen höherer Gensdarmerieoffiziere, aus Aufforderungen an alle Freunde der Regierung, ihn nöthigenfalls zu unterstützen, und aus Empfehlungen, die ihn als einen der thätigsten Agenten schilderten. Eine besondere Notiz empfahl ihn an alle Telegraphenbeamte der Commune und verpflichtete diese, ihm alle mehr oder minder wichtigen Depeschen mitzutheilen. Nur unter dieser Bedingung versprach man ihnen Verzeihung, ja selbst Belohnungen.

Als Dombrowski auf den Vendômeplatz zurückgekehrt war, theilte er mir mit, daß morgen eine große Aktion auf der ganzen von der zweiten Armee besetzten Linie beginnen würde, und daß diese Bewegung den Zweck haben solle, das zu drei Vierteln von den Versaillern cernirte Fort Issy freizumachen.

„Jetzt werde ich mich ausruhen," sagte er zum Schluß, „ich falle fast vor Ermattung und Müdigkeit um." Dombrowski ging darauf, von uns begleitet, in sein Zimmer.

Wie schon erwähnt, hatte uns der Oberst Henry beim Ausziehen nur das Mobiliar für das Zimmer des Generals zurückgelassen, das aus einem Bette, einigen Stühlen, einem Tische und einem schönen, über den ganzen Fußboden ausgebreiteten Teppich bestand. Dombrowski legte sich, wie immer, ganz angekleidet zur Ruhe, während wir uns auf den Fußboden placirten. Es war 1 Uhr Nachts, als der Offizier du jour ins Zimmer trat. Auf meine Frage nach seinem Begehr sagte er mir, daß ein Mann in Civil sofort den General sprechen wolle. Ich stand auf und ging hinaus, um mir den Menschen anzusehen und zu hören, was er wolle, bevor ich Dombrowski weckte.

In dem großen Zimmer, wo sich der Offizier du jour aufhielt, und wohin alle die, die auf dem Vendômeplatze zu thun hatten, gewöhnlich zuerst geführt wurden, sah ich auf einem Stuhl neben dem großen runden Tisch in der Mitte ein Individuum mittleren Alters mit ergrauenden Haaren sitzen, dessen Physiognomie mir beim ersten Anblick mißfiel. Auf meine Frage nach seinem Begehr sagte er: „Ich habe eine Mission beim General, die ich Niemandem anvertrauen kann. Benachrichtigen Sie gefälligst den General; er erwartet mich. Sagen Sie nur, ich käme von St. Denis.“ Ich weckte Dombrowski und begleitete ihn in eine kleine Stube, die mit einigen Stühlen ausgestattet war; dann führte ich auf seine Ordre den Unbekannten hinein und ließ sie beide allein.

Nach einstündiger Unterhaltung rief mich Dombrowski und sagte zu mir: „Schreiben Sie diesem Herrn einen Passirschein zum Verlassen von Paris und lassen Sie den Wagen anspannen; wir gehen aufs Stadthaus.“

Bevor ich zu schreiben anfing, frug ich den Unbekannten nach seinem Namen. „Bürger Veysset!“ antwortete er. „Herr Veysset,“ fügte Dombrowski hinzu, als ob er sagen wolle, daß der ehrenvolle Beiname Bürger dieser Persönlichkeit nicht zukäme. Ich schrieb also „Herr“.

Das Individuum ging hinaus, indem es uns tausendmal bekomplimentirte, worauf der Wagen vorfuhr. — Ein einziges Mitglied des Wohlfahrtsausschusses, Bürger Girardin, war gegenwärtig. Dombrowski trat in dessen Kabinet, während ich ihn im Offizierssaale erwarten sollte. Die Unterhaltung dauerte schon mindestens eine Stunde, als der Bürger Delescluze dazu kam. Als er durchs Zimmer ging, nahm er seinen Hut ab und grüßte uns. Alle standen auf, um dem Greise ihre Huldigung darzubringen, der trotz seines Alters, seiner durch Arbeit und Leiden gebrochenen Gesundheit, immer in die Bresche trat, zu jedem Opfer, auch dem seiner Person bereit.

den gethan und fragte ihn, ob er meinen Rapport von gestern Abend erhalten hätte. „Nein,“ entgegnete er in einem Tone, der mich beinahe niederschmetterte, „ich glaubte, Sie würden nicht wiederkommen.“ „Es thut mir leid, General, daß Sie eine so schlechte Meinung von mir hegten, und da das öfter vorkommen könnte, so halte ich es für besser, General, Ihnen meine Entlassung anzubieten.“ Dombrowski wollte antworten, als Tirard in's Zimmer trat. „General,“ sagte er, „trotz der Ordre, die ich dem Offizier du jour gab, Ihnen bei Ihrer Ankunft sofort alle Depeschen zu übergeben, finde ich dennoch auf dem Bureau eine, die Ihnen hätte gestern Abend übergeben werden müssen. Dombrowski nahm die Depesche und machte das Convert auf. Schon von Weitem erkannte ich meinen Abendrapport. Ich war begierig auf deren Wirkung und inwieweit Dombrowski's Antwort durch dieses unvorhergesehene Ereigniß modificirt werden würde. Nachdem der General meinen Rapport aufmerksam gelesen, sagte er zu Tirard: „Dem Offizier du jour 3 Tage Arrest;“ dann wandte er sich zu mir: „Capitain, ich danke Ihnen für die sorgfältige Ausführung meiner Befehle. Mein nur wenige Augenblicke gehegtes Mißtrauen Ihnen gegenüber thut mir wahrhaft leid, und zum Beweise dessen bitte ich Sie, Ihre Demission, die mir jetzt wirklich Schmerz bereiten würde, zurückzunehmen.“

Ich gebe in solchen Fällen ungern nach, aber die mir wohlbekannte traurige Erfahrung, die Dombrowski seit Beginn dieses Krieges gemacht, fiel mir ein, und ich sagte mir, daß ich bei so viel Schwäche, Feigheit und Vernachlässigung in der Pflichterfüllung, als vorgekommen waren, unter für mich so verhängnißvollen Umständen kein unbedingtes Vertrauen beanspruchen könne, und daß ich noch gar keine Zeit gehabt hätte, es zu verdienen. Ich erwiderte also: „General, ich bleibe auf meinem Posten.“

Dombrowski drückte mir die Hand und wir gingen in den Kriegsrath, wo man uns erwartete. Die Sitzung dauerte mindestens 2 Stunden. Es handelte sich um die für die Reorganisation der Nationalgarde zu treffenden Maßregeln. Die Sache war von der höchsten Wichtigkeit, aber leider sehr schwer ausführbar. Die Nationalgarde, welche die Revolution vom 18. Mai ausführte, das Centralcomité und darauf die Commune ernannte, war noch allmächtiger durch die Wahl ihrer Offiziere. Bataillonscommandeure, Hauptleute u. s. w. — Alle hingen von ihren Wählern ab, und, wie es fast immer geht, so wollten sich die fähigen Leute nicht diesem Despotismus der großen Menge unterwerfen, und gaben das Commando ab, welches Intriguanten und Unfähige begierig übernahmen. Dieser Zustand der Dinge wurde immer

unerträglicher und machte begreiflicherweise jede ernsthafte Maßregel und jede als nöthig erkannte Combination vollständig illusorisch. Ich habe es schon gesagt und wiederhole es nochmals: was der militärischen Organisation der Pariser Nationalgarde fehlte, war Autorität, aber in den Händen eines Mannes, der sowohl von den Intriguen der Commune und des Centralcomité, als auch von einer unverdienten Popularität unabhängig war, die sich nur auf fortwährende Machtopfer stützte und deshalb in kurzer Zeit nur noch dem Scheine nach bestehen konnte.

Die Zeit drängte. Entweder mußte man durch energische Maßregeln das leider zu tief sitzende Uebel mit der Wurzel ausrotten oder mit den Händen im Schooße den unglücklichen Augenblick abwarten, der langsam, aber sicher dem unausbleiblichen Untergange entgegenführte.

Zwei Persönlichkeiten waren allein zu dieser schweren Unternehmung vorhanden, nämlich Rossel und Dombrowski. Der Erstere besaß unbestreitbar großes militärisches Talent, der Andere übertraf Rossel in dieser Beziehung noch, besaß aber außerdem noch eine wohlverdiente Popularität unter der Nationalgarde. Zuerst mußte man sich über die zu ergreifenden Maßnahmen verständigen und sich dann, was die Hauptsache war, die Mittel zu ihrer Ausführung sichern.

Reformen auf dem Papier wurden täglich dutzendweise fabricirt, aber an ihre Ausführung dachte Niemand. Uebrigens waren selbst die Pflichtgetreuen ohnmächtig, da sie ihre Absichten durch keine strenge Autorität geltend machen konnten.

Vor allen Dingen mußte also eine Stütze für die Regierung geschaffen werden. Am 18. März beschlossen die fortwährend vom Centralcomité chikanirte Commune und das Kriegsministerium die Bildung von Freischaaren. Der Gedanke war vortrefflich, aber seine Ausführung blieb mangelhaft. Man ertheilte Vollmachten zur Bildung von Freischaaren unter den lächerlichsten Benennungen an die ersten besten Hergelaufenen, ohne die geringste Rücksicht auf ihre Fähigkeiten, Ansichten und sogar auf ihre Moralität zu nehmen. Als Beispiel führe ich nur den Commandanten R . . . an, den Organisator der „Kinder von Paris“. Er war früher Bedienter bei einem Edelmann in Polen gewesen, besaß gar keine Bildung und commandirte das Bataillon. Unter ihm diente der Capitain Wirzbicki, ein früherer russischer Infanterieoffizier, der die Feldzüge von Sebastopol, den polnischen Feldzug von 1863 und den Krieg gegen die Deutschen 1870—71 mitgemacht hatte. Unter diesem System bildete sich bald eine ungeheure Zahl verschiedener Corps, die weder stark noch werthvoll waren, von denen

Combination im Gange ist; bald werden wir wissen, woran wir sind," entgegnete Dombrowski.

Bei der Rückkehr nach Paris gingen wir aufs Kriegsministerium, wo Dombrowski mit Rossel bis Mittag conferirte. Auf dem Vendômeplatze angekommen, hatten wir [illegible] uns nach dem Fort Issy begaben.

Dieses, nach Megy's Behauptung [illegible] Cluseret,*) nach Angabe Cluserets dagegen [illegible] lassene Fort, das durch den tapferen [illegible] worden war, bot nur noch den An[illegible] Zeit des Krieges von der deutschen [illegible] dann von den Versaillern länger als [illegible] bombardirt, bot es sowohl für die A[illegible] keinen Schutz mehr. Eine einzige K[illegible] war bewohnbar. Dort schlug der n[illegible] General Eude, sein Hauptquartier m[illegible] beten angefüllten Tischen und Bänken auf.

Der neue Commandant des Forts war dem f[illegible] ebenbürtig. Tapfer wie Megy, im Nothfall zu a[illegible] war er dennoch, wie dieser, zur Bekleidung dieses [illegible] Postens vollständig unfähig.

Wer, zum Teufel, hatte den Einfall, [illegible] danten des Forts Issy zu ernennen, das de[illegible] Seineufer bildete? Als die Polizei Megy 18[illegible] Gesetzes vor 6 Uhr früh in seiner Wohn[illegible] wol[illegible] weigerte er den Einlaß und tödtete den [illegible] der die [illegible] einstieß und zuerst eintrat, durch einen [illegible]schuß. Es ist anzunehmen, daß man aus diesen Gründen Denjenigen, der [illegible] Schlafzimmer mit so gutem Erfolg vertheidigte, auch zur [illegible] Vertheidigung des Fort Issy für fähig hielt. Ich wiederhole [illegible] mals, Megy und sein Nachfolger Eude thaten alles, was in [illegible] Kräften stand.

Weit entfernt davon, sie zu tadeln, lasse ich ihrer Tapf[illegible] ihrem Opfermuth und ihrer Intelligenz volle Gerechtigkeit w[illegible] fahren. Stelle ich mich indessen auf den Standpunkt unserer [illegible] dürfnisse, betrachte ich die Angelegenheit vom Standpunkt [illegible] Prinzipien, die uns das tiefste Pflichtgefühl auferlege[illegible] ich natürlich diese Art Bravour und Anmaßung nic[illegible]

*) Ich hatte oft Gelegenheit, Cluseret persönlich zu sehn, [illegible] Physiognomie nicht den Eindruck besonderer Geistesgröße auf mich [illegible], wozu das stereotype schlaue Lächeln am meisten beitrug.

Anm. d. Uebersetzers.

Der größte Theil Derjenigen, die ohne Sorge um die Last und die Art der nur zu oft leichtsinnig übernommenen Verpflichtung, dieselbe auf sich nehmen, besteht aus traurigen Abenteurern oder Ehrgeizigen*). Diese werden stets jede abnorme Lage auszubeuten suchen. Glücklicherweise sind sie leicht erkennbar, also auch leicht zu meiden und daher weniger schädlich und gefährlich. Aber ein Haupthinderniß jeder fortschrittlichen und revolutionären Bewegung sind gerade Leute wie Eude und Megy, die in der besten Absicht Dinge übernehmen, die über ihre Kräfte gehen, und die die Verantwortlichkeit, welche sie früher oder später doch unfehlbar trifft, nicht ernst genug erwägen. Sie kompromittiren durch ihre Unfähigkeit die große gemeinsame Sache und machen sie in den Augen der Massen lächerlich, die muthlos werden und schließlich das Vertrauen zu Allem verlieren. Man kann also im Tadel gegen solche schlecht placirte Eigenliebe nicht streng genug sein, damit Jeder an seiner richtigen Stelle steht. Megy und Eude hätten mit ihrem Muth, ihrer Energie und ihrer Popularität bei der Nationalgarde ausgezeichnete Subalternoffiziere abgegeben, die uns gerade fehlten. Als Commandanten des Fort Issy haben sie dasselbe zweimal glücklich im Stich gelassen, sich bei kompetenten Leuten lächerlich und bei Denjenigen verdächtig gemacht, die ihnen bei Uebernahme eines so wichtigen Commandos die nöthigen Fähigkeiten zutrauten. Megy sollte vor einem vom General Dombrowski präsidirten Kriegsgericht erscheinen, hielt es aber seiner Ehre angemessen, im Fort zu bleiben und die Gefahren mit dem neuen Commandanten, seinem Freunde, zu theilen. Beim Anblick Dombrowski's näherte er sich diesem und frug, wann sein Prozeß verhandelt würde? „Oberst," antwortete ihm der General, „Sie sehen, daß wir alle Hände voll zu thun haben, wir haben kaum die Zeit, alle Ihre Fehler wieder gut zu machen, wenn dies überhaupt noch gehen sollte."

Wir machten die Runde längs der Wälle, als ein Ingenieuroffizier zum General trat. „Ah! sind Sie hier, mein lieber R . . . t," sagte Dombrowski, „wir wollen einmal sehn, was hier zu machen ist."

Bei der Runde um die Wälle nahmen wir die Stellungen in Augenschein, die am meisten gefährdet waren. Hier und da funktionirte noch ein Geschütz, während ein ungeheures Material auf allen Seiten demontirt auf der Erde lag. Die Versailler schoben ihre Laufgräben immer weiter vor, und ihre gedeckten Batterien, ein von den Deutschen verschmähtes und den Versaillern will-

*) Hier fehlt im französischen Text Einiges, was ich im Deutschen ergänze. Der Uebersetzer.

sagte ich. „So fähig Rossel auch ist, so scheint er mir doch, wenn auch nicht schwach, so doch wenigstens unerfahren. Man mißtraut ihm, man fürchtet eine militärische Diktatur, man wird seine Handlungen paralysiren, — und wer hat dann die Schande? Wir, mein General! Nach wochenlangem Kampf, wie er in der Welt noch nicht dagewesen, nach Allem, was wir ausgestanden haben, wird man sich doch am Tage unserer Niederlage die Hände in Unschuld waschen, und uns wird man schließlich noch an den Pranger stellen."

Auf La Muette angekommen sprachen wir den Commandanten, und auf meinen Vorschlag beschloß Dombrowski, obgleich er das Hauptquartier nach diesem Ort verlegte, doch auch den Platz Vendôme nicht ganz zu verlassen. Das Schloß de la Muette war derartig von den Bureaux und der Verwaltung der Passy-Legion angefüllt, daß nur 2 große Zimmer und ein Stückchen Pferdestall für uns blieben, was ganz ungenügend war. Alles, was den General in's Feuer begleitete, seine Ordonnanzoffiziere, Escorte, Secretair Tirard, sollten auf La Muette untergebracht werden, die Uebrigen blieben unter dem Befehl des Commandanten Louis auf dem Platz Vendôme, wo wir unsere Pferdeställe, unsere Kasse und für den Nothfall auch eine kleine Ruhestätte behielten.

Gegen 10 Uhr kehrten wir nach Paris zurück, woselbst Dombrowski von dem Polizeipräfekten benachrichtigt wurde, daß Unordnungen auf den großen Boulevards in Aussicht stünden, und daß er Maßregeln zu deren Unterdrückung treffen solle.

Seit einigen Tagen war die Compagnie früherer Matrosen unserem Hauptquartier zugetheilt. Der dieselbe kommandirende Oberst gehörte gerade zu Denen, die mit ihrer Uniform nur in den Pariser Straßen paradiren wollten; der General stellte ihn zur Disposition des Kriegsministers und übergab das Commando provisorisch dem Secondelieutenant Rénier, einem jungen Matrosen, der am 18. März mit der Nationalgarde in Paris geblieben war. Diesen beorderte Dombrowski, einige Patrouillen auf die Boulevards zu führen und eventuell jeder vorkommenden Unordnung entgegenzutreten.

Dombrowski ging in Begleitung seines Escortechefs, Lieutenant Hutzinger, auf's Ministerium. Ich warf mich ermüdet auf ein Sopha, hatte aber kaum die Augen geschlossen, als ich auf dem Corridor Stimmen hörte; einige Augenblicke später trat Commandant Louis in's Zimmer. „Lieber R.," sagte er zu mir, „ich glaube, daß wir einen großen Schurken abgefaßt haben, da ich aber meiner Sache nicht sicher bin, so ließ ich ihn hierher bringen. Nehmen Sie ihn ins Verhör und sehen Sie zu, ob er auf Sie denselben

wandten uns nach Gentilly, dem Hauptquartier des Generals Wroblewski, des Commandanten der dritten Armee. Zum ersten Male seit Beginn des deutschen Krieges kam ich wieder in diese Gegend. Sie war nicht wieder zu erkennen. Als mein Pferd auf diesen Steintrümmern umhertrabte, machte es einen falschen Tritt; ich wollte sehen, woher das kam, und deckte die Trottoirschwellen auf. Ich befand mich mitten in einer der früher so blühenden zahlreichen kleinen Gemeinden, welche unter dem feindlichen Geschützfeuer zu Grunde gingen.

Wroblewski hatte, wie seit Jahren, seinen gewöhnlichen kastanienbraunen Ueberzieher mit den Generalsabzeichen an; er war sichtlich ärgerlich. Die Versailler hatten ihm soeben eine mit mehreren Geschützen armirte Schanze fortgenommen, die er aus Mangel an Truppen hatte verlassen müssen. Zwei seiner Stabsoffiziere fielen dabei, mehrere andere wurden bei der Vertheidigung schwer verwundet. „General," sagte er zu Dombrowski, „hoffte ich nicht etwas von Ihrer Ernennung zum Obercommandanten, so würde ich noch heute meine Entlassung einreichen. Ich bin ganz entmuthigt. Alle meine Reklamationen, alle meine Bemühungen nützen nichts. Statt der Truppen, die ich Tag und Nacht verlange, speist man mich immer mit Versprechungen ab, und mit denen kann man einem zehnmal stärkeren Feinde nicht Stand halten."

Nach einer Conferenz mit dem General Wroblewski, welcher nur noch zwei andere Generale beiwohnten, kehrten wir gegen 6 Uhr Abends nach dem Vendômeplatze zurück.

Als ich in's erste Zimmer trat, sah ich den Herrn Veyſſet in einer Ecke sitzen. Ich weiß nicht weshalb, aber sein Anblick wirkte auf mich wie der einer Schlange, die eben beißen will. Dombrowski ignorirte ihn beim Vorübergehn; als das Individuum das sah, kam es zu mir und bat mich, ihn dem General sofort zu melden. „Ich bringe ihm gute Nachrichten," sagte er mit süßlichem Lächeln zu mir. Ohne Erwiderung auf diese Vertraulichkeit ging ich zum General, und eine Minute später führte ich den Menschen in Dombrowski's kleines Cabinet. Eine Viertelstunde später rief der General seinen Escortechef, den Lieutenant Hatzinger. Diese Herren sprachen nun länger als eine Stunde mit einander, worauf Hatzinger und Veyſſet gemeinschaftlich hinausgingen und mich der General ins Cabinet rief. „Hören Sie, R., sagte er zu mir, „ich habe Ihnen sehr viel mitzutheilen; viel Zeit ist uns dazu nicht gegönnt; verlieren wir deshalb keine Minute, setzen Sie sich und hören Sie mir zu. Das Verlassen des Fort Issy wäre einer der tödtlichsten Schläge, die uns treffen könnten. Ist Issy

Commandant Louis und ich waren eben dabei, die Papiere des Gefangenen zu revidiren, als auf der Treppe ein Schuß fiel, dem ein durchdringender Aufschrei folgte, worauf wieder Alles ruhig wurde.

Ich warf die Papiere auf den Tisch und lief nach der Treppe. Ungefähr zehn Menschen versperrten mir den Weg. Auf den ganz mit Blut bedeckten Stufen lag der Körper des Gefangenen, welcher uns eben verlassen hatte.

Von diesem Vorfall auf's Höchste empört, zog ich meinen Revolver aus dem Gürtel, wandte mich an die Leute auf der Flur und der Treppe und frug: „Was ist hier geschehen? Wer hat diesen Mann getödtet?“ „Capitain,“ antwortete mir ein alter Matrose, „ich habe ihn mit einem Bajonettstich durchbohrt.“ „Also Sie! Sie, dem ich die Bewachung dieses Mannes anvertraute, Sie haben ihn niederträchtiger Weise ermordet?“ „Capitain,“ brummte der alte Matrose, „ich bin Soldat, aber kein Mörder, das können mir Alle, die zugegen waren, bezeugen. Ich ging vor diesem Schufte her, als er plötzlich von hinten seinen völlig geladenen Revolver auf mich abschoß; meine Mütze ist durchbohrt; an seinem guten Willen lag es wahrlich nicht, daß er mich nicht tödtete. Ich hatte kaum Zeit, ihm das Bajonett in den Leib zu rennen, sonst hätte mich die zweite Ladung mitten in die Brust getroffen.“ Da gerade die Patrouille mit dem Offizier du jour ankam, so ließ ich den Matrosen arretiren und den Leichnam wegbringen. Eine halbe Stunde später ließ der Profoß den Matrosen wieder frei, nachdem er die Papiere des getödteten Individuums geprüft hatte.

Um auf das Papier, das mir der Getödtete erst gegeben und dann wieder fortnehmen wollte, zurückzukommen, so bestand es aus Zeugnissen höherer Gensdarmerieoffiziere, aus Aufforderungen an alle Freunde der Regierung, ihn nöthigenfalls zu unterstützen, und aus Empfehlungen, die ihn als einen der thätigsten Agenten schilderten. Eine besondere Notiz empfahl ihn an alle Telegraphenbeamte der Commune und verpflichtete diese, ihm alle mehr oder minder wichtigen Depeschen mitzutheilen. Nur unter dieser Bedingung versprach man ihnen Verzeihung, ja selbst Belohnungen.

Als Dombrowski auf den Vendômeplatz zurückgekehrt war, theilte er mir mit, daß morgen eine große Aktion auf der ganzen von der zweiten Armee besetzten Linie beginnen würde, und daß diese Bewegung den Zweck haben solle, das zu drei Vierteln von den Versaillern cernirte Fort Issy freizumachen.

„Jetzt werde ich mich ausruhen,“ sagte er zum Schluß, „ich falle fast vor Ermattung und Müdigkeit um.“ Dombrowski ging darauf, von uns begleitet, in sein Zimmer.

Wie schon erwähnt, hatte uns der Oberst Henry beim Ausziehen nur das Mobiliar für das Zimmer des Generals zurückgelassen, das aus einem Bette, einigen Stühlen, einem Tische und einem schönen, über den ganzen Fußboden ausgebreiteten Teppich bestand. Dombrowski legte sich, wie immer, ganz angekleidet zur Ruhe, während wir uns auf den Fußboden placirten. Es war 1 Uhr Nachts, als der Offizier du jour ins Zimmer trat. Auf meine Frage nach seinem Begehr sagte er mir, daß ein Mann in Civil sofort den General sprechen wolle. Ich stand auf und ging hinaus, um mir den Menschen anzusehen und zu hören, was er wolle, bevor ich Dombrowski weckte.

In dem großen Zimmer, wo sich der Offizier du jour aufhielt, und wohin alle die, die auf dem Vendômeplatze zu thun hatten, gewöhnlich zuerst geführt wurden, sah ich auf einem Stuhl neben dem großen runden Tisch in der Mitte ein Individuum mittleren Alters mit ergrauenden Haaren sitzen, dessen Physiognomie mir beim ersten Anblick mißfiel. Auf meine Frage nach seinem Begehr sagte er: „Ich habe eine Mission beim General, die ich Niemandem anvertrauen kann. Benachrichtigen Sie gefälligst den General; er erwartet mich. Sagen Sie nur, ich käme von St. Denis.“ Ich weckte Dombrowski und begleitete ihn in eine kleine Stube, die mit einigen Stühlen ausgestattet war; dann führte ich auf seine Ordre den Unbekannten hinein und ließ sie beide allein.

Nach einstündiger Unterhaltung rief mich Dombrowski und sagte zu mir: „Schreiben Sie diesem Herrn einen Passirschein zum Verlassen von Paris und lassen Sie den Wagen anspannen; wir gehen aufs Stadthaus.“

Bevor ich zu schreiben anfing, frug ich den Unbekannten nach seinem Namen. „Bürger Veysset!“ antwortete er. „Herr Veysset,“ fügte Dombrowski hinzu, als ob er sagen wolle, daß der ehrenvolle Beiname Bürger dieser Persönlichkeit nicht zukäme. Ich schrieb also „Herr“.

Das Individuum ging hinaus, indem es uns tausendmal bekomplimentirte, worauf der Wagen vorfuhr. — Ein einziges Mitglied des Wohlfahrtsausschusses, Bürger Girardin, war gegenwärtig. Dombrowski trat in dessen Kabinet, während ich ihn im Offizierssaale erwarten sollte. Die Unterhaltung dauerte schon mindestens eine Stunde, als der Bürger Delescluze dazu kam. Als er durchs Zimmer ging, nahm er seinen Hut ab und grüßte uns. Alle standen auf, um dem Greise ihre Huldigung darzubringen, der trotz seines Alters, seiner durch Arbeit und Leiden gebrochenen Gesundheit, immer in die Bresche trat, zu jedem Opfer, auch dem seiner Person bereit.

dirte. „Ich und 9 Reiter,“ antwortete dieser. — „Nun schön!“ bemerkte Dombrowski, „wir sind mehr als genug, um es mit den Versaillern aufzunehmen. Lieutenant Favre,“ sagte er zu einem der Ordonnanzoffiziere, „gehen Sie zum Obersten Wetzel und sagen Sie, er soll uns ein Bataillon schicken, um die Barrikade zu besetzen, die wir wiedernehmen werden.“

Ich wußte wirklich nicht, was ich denken sollte, als ich den General so reden hörte. Wir waren mit dem General und den Offizieren nur 15 Reiter. Und es war doch von 2 feindlichen Compagnien, die hinter der allerdings schlecht gebauten, aber doch immerhin Schutz gewährenden Barrikade standen, die Rede; außerdem konnte das Haus, das dummerweise von uns nicht benutzt worden war, von oben bis unten mit Soldaten besetzt werden, denen wir nichts thun, die uns aber aus den Fenstern todtschießen konnten. „Es ist kein Augenblick zu verlieren,“ sprach Dombrowski auf polnisch zu mir. „Rangiren wir uns, die Reiter in der Mitte, die paar Fußsoldaten rechts und links; sie sollen uns nur dazu dienen, im Augenblick des Vorgehens eine einzige Salve abzugeben. Wer weiß? Vielleicht ist es schon zu spät, aber in einer Viertelstunde ist es sicher zu spät. Gelingt es uns, so geschieht dies nur durch plötzliche Ueberrumpelung, indem man den Feind nicht zur Besinnung kommen und nicht die nöthigen Maßregeln treffen läßt.“

Dies Alles dauerte nicht so lange, als ich es hier erzähle.

Dombrowski sprach noch mit mir, als ich schon die Plätze vertheilte und Jedem seine Ordres gab. Unser einziger Vortheil war die Dunkelheit der Nacht, die den Feind unsere wirkliche Schwäche nicht erkennen ließ.

„Es ist Alles bereit, General,“ sagte ich; dann bemerkte ich halblaut, daß es Niemand hörte: „Ich hoffe, daß Sie mir diese Unternehmung anvertrauen und deren Resultat hier abwarten.“ Als Antwort zog Dombrowski seinen Degen und commandirte den Reitern: „Säbel heraus!“

Das erste Glied bildeten der General und die Offiziere, hinter uns kamen die Reiter der Escorte, rechts und links die Fußsoldaten. Sie hatten Ordre, nur auf Commando zu feuern. Potapenko, der mir zur Seite ritt, sagte leise in seinem gewöhnlichen moquanten Tone zu mir: „Wenn man uns diesmal nicht das Genick bricht, so hat man uns ohne unser Wissen in eine Lebensversicherung eingekauft.“

„Ich bin wahrhaftig Ihrer Meinung,“ erwiderte ich.

Der um uns herum mit voller Kraft tobende Kanonendonner und die Dunkelheit erlaubten uns, der Barrikade auf 50 Schritt

dies aber thun, wollen wir längs der Wälle Parallelen zu ziehen suchen gegen die uns aus der Flanke beschießenden Batterien. Wenn uns das gelingt, was allerdings schwer ist, würden wir diesen Punkt noch recht lange halten können. Das wird viel Menschenleben kosten, aber es geht nicht anders. Seit ich auf diesem Posten bin, fordere ich täglich die Befestigung der Stadt. In Folge dieser Reclamation errichtete man eine Barrikadenkommission, aber was thut sie? Und aus welchen Personen besteht sie? Ich bezeichnete einige Männer, die zur Leitung dieser höchst wichtigen Arbeiten fähig waren; es wurde mir entgegnet, man hätte competente Leute. Wir sehen sie an der Arbeit!

„Statt zuerst die Wälle zu befestigen und beim Rückzug nach dem Mittelpunkt der Stadt mehrere Vertheidigungslinien zu schaffen, die ein zusammenhängendes Ganze bilden, ohne welches doch jeder Widerstand lokalisirt und dadurch unmöglich wird, befestigen sie den Vendômeplatz, die Rue Royal und alle anderen unwichtigen Punkte, während die dringendsten Arbeiten noch nicht einmal begonnen sind." — „Und Rossel?" fragte ich. „Er als Ingenieuroffizier mit der Macht in den Händen, was thut er denn?" „Unter uns gesagt," antwortete Dombrowski, „ich glaube, daß Rossel nicht mehr thun wird, als die Anderen. Obgleich ein ausgezeichneter Offizier und ehrlicher Mann, ist er noch zu jung und wird leicht entmuthigt. Statt sich die Macht zu nehmen, die in den unbefugtesten Händen verzettelt ist, wartet er ab, bis man sie ihm gibt. Ich kenne, fuhr er fort, keinen für diesen Posten geeigneteren Mann, d. h. unter einer regulären Verwaltung, und weil die jetzige Lage ihn entnervt, entmuthigt, ist er, wenn ich mich nicht sehr irre, nicht der Mann, den wir brauchen."

„Aber, General, was wird denn in diesem Wirbelwind von Unordnung, zu dem wir gar nichts thun können, aus uns werden? Dann werden wir wohl die ganze Verantwortung für alle wider unsern Willen begangenen Fehler, zu deren Sündenbock wir unfehlbar gemacht werden, auf uns nehmen müssen? An Ihrer Stelle, General, würde ich keinen Augenblick warten und eine Proklamation an die Nationalgarde erlassen. Ich würde alle Schwächen, alle Intriguen und allen Leichtsinn aufdecken, an denen wir leiden. Das Volk muß wissen, was vorgeht. Das Volk allein kann der Gefahr vorbeugen, die uns sonst direkt zum Abgrunde führt. Hilft das nichts, nun, dann ziehen wir uns zurück, das ist ganz einfach. Die öffentliche Meinung wird uns Recht geben und alle diese Schurken und Thoren richten, von denen die Hälfte sich so gern verkaufte und den Versaillern die Angelegenheiten arrangirte." — „Gedulden wir uns noch einige Tage. Ich sagte Ihnen schon, daß eine große

Stabes. Das Gerücht von dieser Affaire verbreitete sich in Dorf und Fort. Von allen Seiten begrüßte man uns mit dem Ruf: „Hoch Dombrowski! Hoch der Generalstab!“ „Hoch Paris!“ erwiderten wir der durch diesen kleinen Erfolg sichtlich ermuthigten Nationalgarde. Einige Minuten später stieß eine Compagnie des 80. Bataillons zu uns. Lieutenant Favre, der sie führte, sagte dem General, daß der Oberst Wetzel bis zum vollständigen Sammeln des Bataillons sie ihm einstweilen schicke.

„Capitän,“ sagte Dombrowski zu mir, „Sie bleiben hier und verlassen diese Stellung nicht, bevor dieselbe vor feindlichen Handstreichen geschützt ist. Treffen Sie alle nöthigen Maßregeln; für
Alles, was passirt, mache ich Sie ver[illegible]
Worten ritt er in Begleitung seiner E[illegible]
Die mir zugeführte Compagnie war 80 [illegible] mit
beritten gemachten Escorte und den N[illegible]n, [illegible]
Barrikade genommen, hatte ich höchstens [illegible]
sehr ungenügend war. Ich schickte also [illegible]
lieutenant an Wetzel ab mit einer im [illegible]
gezeichneten Ordre, mir den Rest des [illegible]
außerdem eine Ingenieurabtheilung mit e[illegible]
um sofort die mir unumgänglich nöthig[illegible]
arbeiten zu beginnen. — Inzwischen erö[illegible]
den Bewohnern requirirten Hacken un[illegible]
graben, der die Barrikade mit dem Park d[illegible]
sollte, den ich nach empfangener Verstärk[illegible] sof[illegible]
beschloß.

Um 2 Uhr Morgens versuchte der Feind drei[illegible]
auf die Barrikade. Dreimal wurde er mit [illegible]
zurückgeschlagen. Da ich bei seinem letzten [illegible]
pagnie Achtziger erhalten hatte, so macht[illegible]
verfolgte ihn bis zu den Laufgräben, die [illegible]
Clamaire errichtet hatte. 20 Gefangene f[illegible]
Diese Männer, die mit einem Muthe kämpf[illegible]
Sache würdig war, fielen bei der Entwaffn[illegible]
Verzweiflung, die uns unbegreiflich war. Ba[illegible]
lösung des Räthsels. Ich ging gerade an einer Gruppe Gefangener vorbei, als einer der Gefangenen die Hände nach mir ausstreckte und rief: „Capitän, Gnade! lassen Sie uns nicht erschießen!“ In der Meinung, es wäre irgend ein Feigling unter unseren Soldaten, der den Gefangenen mit Drohungen gegenübergetreten, rief ich: „Wo ist der Niederträchtige, der diesen Leuten von Erschießen zu sprechen gewagt hat?“ Der Unterofficier, welcher die Wache bei den Gefangenen hatte, antwortete mir, daß Keiner wegen des

Der größte Theil Derjenigen, die ohne Sorge um die Last und die Art der nur zu oft leichtsinnig übernommenen Verpflichtung, dieselbe auf sich nehmen, besteht aus traurigen Abenteurern oder Ehrgeizigen*). Diese werden stets jede abnorme Lage auszubeuten suchen. Glücklicherweise sind sie leicht erkennbar, also auch leicht zu meiden und daher weniger schädlich und gefährlich. Aber ein Haupthinderniß jeder fortschrittlichen und revolutionären Bewegung sind gerade Leute wie Eude und Megy, die in der besten Absicht Dinge übernehmen, die über ihre Kräfte gehen, und die die Verantwortlichkeit, welche sie früher oder später doch unfehlbar trifft, nicht ernst genug erwägen. Sie kompromittiren durch ihre Unfähigkeit die große gemeinsame Sache und machen sie in den Augen der Massen lächerlich, die muthlos werden und schließlich das Vertrauen zu Allen verlieren. Man kann also im Tadel gegen solche schlecht placirte Eigenliebe nicht streng genug sein, damit Jeder an seiner richtigen Stelle steht. Megy und Eude hätten mit ihrem Muth, ihrer Energie und ihrer Popularität bei der Nationalgarde ausgezeichnete Subalternoffiziere abgegeben, die uns gerade fehlten. Als Commandanten des Fort Issy haben sie dasselbe zweimal glücklich im Stich gelassen, sich bei kompetenten Leuten lächerlich und bei Denjenigen verdächtig gemacht, die ihnen bei Uebernahme eines so wichtigen Commandos die nöthigen Fähigkeiten zutrauten. Megy sollte vor einem vom General Dombrowski präsidirten Kriegsgericht erscheinen, hielt es aber seiner Ehre angemessen, im Fort zu bleiben und die Gefahren mit dem neuen Commandanten, seinem Freunde, zu theilen. Beim Anblick Dombrowski's näherte er sich diesem und frug, wann sein Prozeß verhandelt würde? „Oberst," antwortete ihm der General, „Sie sehen, daß wir alle Hände voll zu thun haben, wir haben kaum die Zeit, alle Ihre Fehler wieder gut zu machen, wenn dies überhaupt noch gehen sollte."

Wir machten die Runde längs der Wälle, als ein Ingenieuroffizier zum General trat. „Ah! sind Sie hier, mein lieber R . . . t," sagte Dombrowski, „wir wollen einmal sehn, was hier zu machen ist."

Bei der Runde um die Wälle nahmen wir die Stellungen in Augenschein, die am meisten gefährdet waren. Hier und da funktionirte noch ein Geschütz, während ein ungeheures Material auf allen Seiten demontirt auf der Erde lag. Die Versailler schoben ihre Laufgräben immer weiter vor, und ihre gedeckten Batterien, ein von den Deutschen verschmähtes und den Versaillern will-

*) Hier fehlt im französischen Text Einiges, was ich im Deutschen ergänze. Der Uebersetzer.

wandten uns nach Gentilly, dem Hauptquartier des Generals Wroblewski, des Commandanten der dritten Armee. Zum ersten Male seit Beginn des deutschen Krieges kam ich wieder in diese Gegend. Sie war nicht wieder zu erkennen. Als mein Pferd auf diesen Steintrümmern umhertrabte, machte es einen falschen Tritt; ich wollte sehen, woher das kam, und deckte die Trottoirschwellen auf. Ich befand mich mitten in einer der früher so blühenden zahlreichen kleinen Gemeinden, welche unter dem feindlichen Geschützfeuer zu Grunde gingen.

Wroblewski hatte, wie seit Jahren, seinen gewöhnlichen kastanienbraunen Ueberzieher mit den Generalsabzeichen an; er war sichtlich ärgerlich. Die Versailler hatten ihm soeben eine mit mehreren Geschützen armirte Schanze fortgenommen, die er aus Mangel an Truppen hatte verlassen müssen. Zwei seiner Stabsoffiziere fielen dabei, mehrere andere wurden bei der Vertheidigung schwer verwundet. „General," sagte er zu Dombrowski, „hoffte ich nicht etwas von Ihrer Ernennung zum Chefcommandanten, so würde ich noch heute meine Entlassung einreichen. Ich bin ganz entmuthigt. Alle meine Reklamationen, alle meine Bemühungen nützen nichts. Statt der Truppen, die ich Tag und Nacht verlange, speist man mich immer mit Versprechungen ab, und mit denen kann man einem zehnmal stärkeren Feinde nicht Stand halten."

Nach einer Conferenz mit dem General Wroblewski, welcher nur noch zwei andere Generale beiwohnten, kehrten wir gegen 6 Uhr Abends nach dem Vendômeplatze zurück.

Als ich in's erste Zimmer trat, sah ich den Herrn Veysset in einer Ecke sitzen. Ich weiß nicht weshalb, aber sein Anblick wirkte auf mich wie der einer Schlange, die eben beißen will. Dombrowski ignorirte ihn beim Vorübergehn; als das Individuum das sah, kam es zu mir und bat mich, ihn dem General sofort zu melden. „Ich bringe ihm gute Nachrichten," sagte er mit süßlichem Lächeln zu mir. Ohne Erwiderung auf diese Vertraulichkeit ging ich zum General, und eine Minute später führte ich den Menschen in Dombrowski's kleines Cabinet. Eine Viertelstunde später rief der General seinen Escortechef, den Lieutenant Hatzinger. Diese Herren sprachen nun länger als eine Stunde mit einander, worauf Hatzinger und Veysset gemeinschaftlich hinausgingen und mich der General ins Cabinet rief. „Hören Sie, R., sagte er zu mir, „ich habe Ihnen sehr viel mitzutheilen; viel Zeit ist uns dazu nicht gegönnt; verlieren wir deshalb keine Minute, setzen Sie sich und hören Sie mir zu. Das Verlassen des Fort Issy wäre einer der tödtlichsten Schläge, die uns treffen könnten. Ist Issy

genährtes Feuer gegen meine Pioniere eröffnet. In einer Viertelstunde hatte ich 5 Verwundete; einer erhielt eine Kugel in die Brust und starb nach einigen Augenblicken. Der Laufgraben war zwar begonnen, bot aber den Arbeitern noch keinen Schutz und konnte nicht soweit fortgesetzt werden, daß die Tiefe des Grabens das Weiterarbeiten erlaubte. Die Fab[illegible]
Preis genommen oder dem Feinde der [illegible]
gemacht werden. Da ich die Artillerie n[illegible]
Punkte auffahren lassen wollte, so befa[illegible]
des 80. Bataillons, sich ins Fort zu [illegible]
Artillerie die Fabrik zu bezeichnen, a[illegible]
eröffnen und erst nach deren völliger [illegible]

Eben wollte der Commandant die [illegible]
Mann aus der Escorte des Generals [illegible]
fort zu ihm zu kommen. „Commandan[illegible]
die Commission selbst aus; inzwischen üb[illegible]
mando der Stellung, und wie der Gene[illegible]
Sie für den Besitz dieses wichtigen Pun[illegible]

Ich stieg zu Pferde und beim Abreiten sah [illegible]
linie, dann eine Sturmcolonne im Laufschritt a[illegible]
Die letzte Compagnie des 80. Bataillons war [illegible]
Sie war noch nicht auseinandergegangen; ich co[illegible]dirte [illegible]
die ganze Abtheilung unters Gewehr, während [illegible] mit de[illegible]
rückenden Compagnie die Barrikade überschritt. [illegible] Gebü[illegible]
streut, eröffneten wir das Feuer. Als ich die Tir[illegible]ie [illegible]
ritt, traf eine Kugel mein Pferd in den Hals. [illegible]es großen Blutverlustes ging das arme Thier noch weiter, als eine gutgezielte Kugel es in den Kopf traf und niederriß.

Als die Versailler mich wiederaufstehen sahen, schossen sie unausgesetzt auf mich; glücklicherweise dauerte das nicht lange. Dombrowski beobachtete von den Wällen aus unsere Bewegungen und ließ die Geschütze einer Bastion gegen unsere Angreifer richten. Einige wohlgezielte Granatschüsse trieben sie in die Flucht, worauf ich mich, kein Pferd mehr besitzend, nun zu Fuß ins Fort begab.

Dombrowski erwartete mich auf den Wällen; er beobachtete die feindlichen Bewegungen, aus deren Lebendigkeit die Absicht eines letzten verzweifelten Angriffs hervorging. Als er mich sah, fragte er mich, ob ich schon von dem Ultimatum gehört hätte, welches der Commandant des Forts soeben von den Versaillern erhalten habe. Ich verneinte dies und darauf erzählte mir Dombrowski den Hergang.

Es kam ein Parlamentär in's Fort mit einem Ultimatum, das folgendermaßen lautete:

„Der Commandant des Laufgrabens vor dem Fort Issy an den Chef der Insurrectionsbanden dieses Forts. Es werden den Rebellen 2 Stunden zur Uebergabe des Forts und Auslieferung alles dort befindlichen Kriegsmaterials bewilligt. Im Weigerungsfalle wird die ganze Garnison über die Klinge springen.“ Es folgte die Namensunterschrift des Versailler Helden. Den Namen des Menschen habe ich vergessen, was wohl auch nichts zur Sache thut. Da der Commandant des Forts Dombrowski abwesend glaubte, und er nicht allein die Verantwortlichkeit einer Entscheidung tragen wollte, so schickte er das Versailler Schandschriftstück zur Beförderung ans Ministerium nach dem Dorfe. Rossel war gerade im Hauptquartier des Obersten Wetzel und antwortete auf das Ultimatum dem Versailler Flegel Folgendes: „An den Commandanten des Laufgrabens vor Fort Issy. Da ich gerade im Fort war, als Sie uns Ihre frechen, beleidigenden Ordres sandten, so übernehme ich, werther College, die Beantwortung. Kommt uns noch einmal eine so wenig mit den Kriegsgebräuchen übereinstimmende Zuschrift zu, so werde ich die sich unklugerweise mit solchen Aufträgen befassenden Boten sofort erschießen lassen. Der Delegirte für den Krieg: Oberst Rossel.“

Einige Stunden später stand diese Correspondenz an allen Mauern von Paris. Die dadurch hervorgerufene allgemeine Entrüstung ist leicht begreiflich.

Doch kehren wir zu meiner Unterhaltung mit dem General zurück. — „Ich ließ Sie kommen, Capitän“, sagte er, „um Ihnen nochmals zu zeigen, was wir versuchen wollen. Bei der soeben von Ihnen vertheidigten Barrikade soll unser Angriff anfangen. Wetzel hat Ordre von mir, Ihnen noch 3 Bataillone zu schicken, mit denen Sie die Fortnahme der Laufgräben nach dem Bahnhof Clamart zu versuchen werden. Wir werden sehen, was wir beim Feinde für Widerstand finden werden, da gleichzeitig vom General Cécilia von der anderen Dorfseite aus angegriffen werden wird. Könnten wir den Bahnhof selber nehmen, ihn stark befestigen und dort eine Batterie postiren, welche die Stellungen zwischen Issy und Vanvres direct bestreichen würde, dann könnten wir möglicherweise das Fort ganz freimachen. Sie werden den Angriff leiten; im Nothfalle komme ich zu Ihnen. Inzwischen werde ich persönlich für Ihre wirksame Unterstützung durch die Artillerie sorgen.“ „Bleiben Sie ruhig hier, General,“ erwiederte ich, „ich werde Ihre Ordres pünktlich ausführen, und offen gestanden, wenn ich Sie hier weiß, bin ich sicherer, eventuell unterstützt zu werden.“ Dombrowski drückte mir die Hand und sagte nur: „Gehen Sie.“

Nach dem Dorfe konnte man einen kleinen Feldweg einschlagen, af dem man bedeutend rascher ans Ziel kam. Da aber die dem ort gegenüberliegenden feindlichen Laufgräben sehr nahe waren, hätte man den ganzen Weg unter dem Feuer der Versailler irailleure zurückzulegen gehabt. Nach einiger Ueberlegung schlug ich, um Zeit zu gewinnen, diesen Weg ein. Als ich, im Dorf angekommen, ganz nahe bei der großen Kirchenbarrikade vorbeiging, erkundigte ich mich, ob der Oberst Wetzel, der Tag und Nacht die bedrohtesten Stellungen inspicirte, nicht dort wäre. Da der Barrikadencommandant mir erwiederte, daß Wetzel eben in's Hauptquartier gegangen sei, wollte ich meinen Weg fortsetzen, als ich auf einem Stein einen Artillerieunterofsizier sitzen sah, dessen Kopf stark blutete und der eben von einem Krankenwärter verbunden wurde. Unwillkürlich näherte ich mich dem Verwundeten und fragte, veranlaßt durch die auf seinem Gesicht lagernde Todesblässe, den Wärter, ob die Verwundung eine schwere wäre. „Nein," sagte dieser, „ginge er nach der Ambulanz, so wäre es in 3 Wochen abgemacht, aber das will er nicht, er will hier bleiben und das schadet ihm natürlich sehr." „Ach," meinte der Unterofsizier, „es hat gar nichts zu sagen, es ist eine Lumperei und es lohnt sich nicht der Mühe, deshalb seinen Posten zu verlassen. Warten Sie, Sie sollen gleich sehen, daß ich noch dienstfähig bin." Nach diesen Worten erhob er sich, ging auf das eben geladene Geschütz zu und zielte; in demselben Augenblicke aber, in dem er zurücktreten und Feuer commandiren wollte, traf ihn eine Kugel mitten in die Brust. Er taumelte und rief, auf die Kanone gestützt, mit lauter deutlicher Stimme: „Hoch die Commune!" dann stürzte er zu Boden. Wir wollten ihn aufheben, aber er hatte leider schon zu leben aufgehört.

Tief ergriffen wollte ich gehen, als ich abermals einen Verwundeten in Ausübung des Dienstes bemerkte. Es war ein Nationalgardenlieutenant, der ebenfalls seinen Posten nicht verlassen wollte. Trotz meiner Vorstellungen, trotz seiner sichtlichen Schmerzen hielt er wacker aus und blieb auf der Barrikade. Ich nahm meine Schreibtafel, die ich noch besitze, und schrieb schnell:

„Issy, 4. Mai. Kirchenbarrikade. Sergeant Grobonval und Ingenieurlieutenant Vitrée, die verwundet sind, wollten nicht nach der Ambulanz gehen. Grobonval starb mit dem Rufe: „Es lebe die Commune!" Dies ist im Tagesbefehl der Nationalgarde zu erwähnen."

Am selbigen Abend schickte ich einen von Dombrowski unterzeichneten Bericht an den Kriegsminister, aber ich hatte nie Gelegenheit, mich zu überzeugen, ob der „Moniteur" den Bericht

pflichtgemäß in seine Spalten aufgenommen hat oder nicht. Fast glaube ich letzteres, denn von 100 Rapporten Dombrowski's kam kaum einer hinein.

Im Grunde hatten die Herren im Kriegsministerium Recht, wenig Aufhebens von uns zu machen. Es waren so viele Protégés jeder Art und Gattung vorhanden, daß man wirklich keine Zeit hatte, sich um die Leute zu kümmern, die nur ihre Schuldigkeit thaten.

Im Dorfe Issy angelangt, sprach ich Oberst Wetzel, der mir schwarz auf weiß bewies, daß ihm die Ausführung der von mir mitgebrachten Ordres unmöglich sei. „Ich habe im Ganzen zwei Bataillone disponibel. Allerdings erwarten wir die Ankunft mehrerer anderer, aber ich kann keine Truppen wegschicken, weil ich dieselben vielleicht jeden Augenblick nöthig brauchen kann. Sie können aber das Bataillon bekommen, welches Sie mir vor zwei Tagen zuführten. Sobald übrigens von Paris Verstärkung ankommt, werde ich Ihnen alles Verfügbare schicken. Sehen Sie jetzt zu, was zu machen ist.“ „Herr Oberst,“ erwiederte ich, „meine Ordres in Bezug auf den Beginn des Sturmes sind genau präcisirt. Ich werde mit oder ohne diese Truppen vorrücken. Ich nehme also das 248. Bataillon und fange die Schlacht an. Sie Ihrerseits werden thun, was Sie für gut halten. Ein Bataillon ist gewiß viel zu wenig für die mir aufgetragene Arbeit.“

Der kaum genesene Commandant Régère befand sich an der Spitze seines Bataillons. Wir drückten uns die Hände und gingen ohne Säumen auf die Barrikade los.

Es war 9 Uhr Morgens. Das Wetter war prächtig, die Sonne schien in hellstem Glanze und wurde nur mitunter durch den Pulverrauch verdunkelt. Auf der Barrikade angelangt, sah ich mit Befriedigung, daß man keine Zeit verloren hatte. Der mich im Commando ersetzende Bataillonschef setzte die von mir eingeleiteten Laufgräbenarbeiten erfolgreich fort. Die Nationalgarde, welche den Vortheil einsah, den die Arbeit schon jetzt brachte, half den Pionieren bestens dabei. Auch der General hielt sein Versprechen, denn schon während meiner kurzen Anwesenheit blieben von der mit Versailler Tirailleurs gespickten Fabrik nur noch Ruinen übrig. Mehrere gut gezielte Haubitzen zerstörten fast den ganzen Bau. Das auf der Chaussee aufgestellte 248. Bataillon schien nur auf das Commando zum Vorrücken zu warten; ich wollte diesen Eifer benutzen und kommandirte die erste Compagnie zum Ueberschreiten der Barrikade und zum Schwärmen gegen die feindlichen Laufgräben; die zweite Compagnie, unter dem Commandanten Régère, sollte der Schützenlinie folgen und nöthigen-

falls ihre Bewegung unterstützen, während ich selber mit der dritten und vierten Compagnie nach rechts zwischen Fort Issy und den feindlichen Werken abschwenkte. Meine Absicht dabei war, mich im gegebenen Augenblicke auf einen Theil dieser Verschanzungen zu werfen, die erste Linie der Belagerer zu durchschneiden und so einen Theil desjenigen Terrains zu [illegible] Bahnhof Clamart war.

Unter einem wahren Kugelhagel [illegible] die Action ein. Die Schützenlinie [illegible] serve folgte ihr auf dem Fuße, wäh[illegible] abschwenkte. Dombrowski beobachtet[illegible] Bewegungen und eröffnete, nachdem e[illegible] Feuer gegen die meinen Marsch h[illegible] dieser Hülfe nahmen wir 20 Min[illegible] schanzungen, aus denen die Versailler [illegible] befestigungen zurückwichen; sie versuchten [illegible] der rechten Flanke zu fassen, aber das [illegible] unserer Artillerie vom Fort aus trieb sie [illegible] dieser Seite geschützt griff ich mit voller [illegible] zurückweichenden Feind an. Als Régère a[illegible] zungen kam, bildete er eine Sturmcolonne und gi[illegible] wärts. So blieb denn dem in der Front und in der [illegible] gleich angegriffenen Feinde nichts übrig, als der Rückz[illegible] letzten Befestigungen beim Bahnhofe von Clamart. [illegible] sammelte er sich wieder und leistete uns heftigen Wider[illegible] galt keine Zeit zu verlieren, denn zu unsern Gegnern ko[illegible] Augenblick Verstärkung stoßen, während ich meinerseits nicht [illegible] auf das Versprechen des Obersten Wetzel rechnete, der doch [illegible] das Menschenmögliche thun konnte.

In dem vorletzten Laufgraben des Bahnhofs, welchen ich eben besetzte, trafen wir mit Régères beiden Compagnien zusammen; es blieb jetzt nur noch ein Laufgraben und der Bahnhof zu erobern. Die Sache war aber nicht leicht. Dreimal führte ich eine Colonne zum Angriff, dreimal mußten wir vor dem mörderischen Feuer des Feindes zurückweichen. Beim vierten Male verjagten wir die Versailler aus dem Laufgraben und, ihnen auf dem Fuße folgend, griffen wir den Bahnhof an. Hier wurde der Kampf schrecklich. Ich kann nicht mehr genau angeben, wie oft der Feind aus dem Gebäude herausgeworfen wurde und wie oft wir uns zurückziehen mußten. Zuletzt trat man nur noch auf Todte und Verwundete. Diese Schlächterei dauerte mindestens schon 20 Minuten, als endlich das 248. Bataillon durch eine letzte Kraftanstrengung Herr der Stellung wurde.

gereizten Zustandes, in dem sich die Meisten befänden, mit ihnen gesprochen hätte. „Ach, Herr Capitän," sagte einer der Gefangenen zu mir, „hier hat uns noch Keiner mit dem Tode gedroht. Aber leider kennen wir das Schicksal unserer Kameraden, die man vorige Nacht gefangen nahm." „Und was wißt Ihr darüber?" fragte ich lächelnd, da ich die Sache jetzt zu begreifen anfing. Der Soldat sah nun auch ein, daß sie Alle schändlich belogen worden seien, und er sagte deshalb in ziemlich vertrauensvollem Tone zu mir: „Man hat uns immer vorerzählt, daß die Pariser alle ihre Gefangenen tödten. Noch heute sagte unser Oberst zu uns: „„Ergebt euch nicht; es ist noch besser, im Kampfe getödtet zu werden, als sich von diesen Banditen abschlachten zu lassen. Unsere unglücklichen Kameraden, welche vorige Nacht in ihre Hände fielen, wurden ins Dorf geschleppt und dort mit Kolbenhieben und Gewehrschüssen getödtet. Nicht wahr, Capitän, wir hatten Grund, beunruhigt zu sein?""

Von dieser Niederträchtigkeit der Versailler tief empört, hielt ich folgende Ansprache an die Gefangenen, die Vertrauen zu mir faßten und mich von allen Seiten umstanden: „Soldaten, Bei meiner Ehre, bei meiner militärischen Vergangenheit, beim Andenken an unsere Todten, die bei der Vertheidigung der allgemeinen Volkssache, die auch die Eurige ist, fielen, schwöre ich Euch zu, daß Euch nichts geschieht und daß Ihr mit allen dem besiegten Feinde schuldigen Rücksichten behandelt werden sollt. Indem Ihr gegen uns fechtet, begeht Ihr ein Verbrechen, über das aber die Meisten von Euch sich gar keine Rechenschaft geben können. Euch täuscht man und uns verläumdet man, indem man Eure tiefe Unwissenheit benutzt. Nein! Obgleich das Volk Euch Alle bekämpfen wird, solange Ihr seine Feinde unterstützt, so sieht es in Euch doch nur verirrte Brüder. Mit den Waffen in der Hand sind wir Eure Feinde; entwaffnet seid Ihr nur Gefangene und daher bemitleidenswerth. Nur von Euch hängt es ab, zu werden, was Ihr früher gewesen, nämlich unsere Brüder und die Söhne des Volkes. Weit entfernt, Euch zu morden, öffnen wir Euch bereitwillig unsere Bruderarme."

Unterdessen traf die Ingenieurabtheilung ein und der Laufgraben wurde in Arbeit genommen. Wir waren nur noch ungefähr 30 Meter vom Park, als uns ein Posten meldete, daß in der verlassenen Fabrik vor dem Park stark hin- und hergelaufen würde. Um mich davon zu überzeugen, ging ich nach dem Garten des Hauses, in dessen Mauern man soeben Schießscharten machte. Während meiner Beobachtung schlugen einige Kugeln gegen die Mauer. Dann wurde aus allen Fenstern der Fabrik ein wohl-

Tage, aber auch niemals schossen die Versailler schlechter. Wir verloren höchstens 10 Mann. Im Augenblick, wo wir zum Sturm auf den sichtbar schwankenden Feind übergehen wollten,
ritt ein Stabsoffizier in gestrecktem [illegible]
tain," fragte er, „commandiren Sie [illegible]
reichte er mir ein Stück Papier. Ich [illegible]
las folgende Ordre: „Ordre an den [illegible]
Bahnhof von Clamart commandirend[illegible]
Dorfeingange befindlichen Barrikade ret[illegible]
sofort ins Hauptquartier nach Issy [illegible]
Posten zum General Dombrowski zu [illegible]
ersten Armee. Unterzeichnet für den [illegible]
seinen Befehl. Der Adjutant (der [illegible]

„Lieutenant," sagte ich zu dem m[illegible]
Offizier, „es ist mir unmöglich, die überbrachte [illegible]
Erstens ist mir diese Bewegung vom Obergeneral [illegible]
den, und ich kann daher nur auf seinen Oberbefehl [illegible]
zweitens sehen Sie wohl die von uns errungene[illegible]
wäre ein Verbrechen, ein so wichtiges Terrain [illegible]
das uns das Blut unserer Soldaten gekostet. [illegible]
so freundlich sein, ins Hauptquartier zurückzureiten, [illegible]
recht treffend zu schildern, und in meinem Namen die [illegible]
sendung eines höheren Offiziers zu verlangen, dem ich [illegible]
mando übergeben werde. Hält dieser das Retiriren für [illegible]
so mag er es thun; ich meinerseits verweigere es durchaus, [illegible]
ich keine geschriebene Ordre des Obergenerals erhalte." Der [illegible]
zier ritt im Galopp ab. Ich sah nach meinen zerstreuten Sol[illegible]
von denen drei Viertel nach dem Bahnhofe zurückgegangen [illegible]
Mit schwerem Herzen befahl ich den bei mir gebliebenen Tap[illegible]
den Rückzug. — Wäre dieser Abgesandte der Hölle 10 Min[illegible]
später gekommen, so war ich im Besitz des stärksten Versa[illegible]
Laufgrabens auf dieser Seite.

Als der schon im Weichen begriffene Feind uns zurück[illegible]
sah, stellte er sich wieder und sandte uns ein fürchterliches [illegible]
nach; Rézère, den ich auf seinem Posten fand und der von [illegible]
uns zugekommenen Befehle nichts wußte, kam, ganz roth vor [illegible]
zu mir und sagte: „Zeigen Sie mir den Elenden, der zue[illegible]
und ich lasse ihn auf eigene Verantwortung ersch[illegible]." „[illegible]
rad," erwiderte ich, „Ihre Leute sind muthig [illegible] gege[illegible]
ich kann Keinem Vorwürfe machen, der Fehler [illegible]
seine Erforschung hängt nicht von uns ab." [illegible]
ihm den Hergang. Eine halbe Stunde später [illegible]
Stabsoffizier an, der mich im Commando ablöste und mi[illegible]

„Der Commandant des Laufgrabens vor dem Fort Issy an den Chef der Insurrectionsbanden dieses Forts. Es werden den Rebellen 2 Stunden zur Uebergabe des Forts und Auslieferung alles dort befindlichen Kriegsmaterials bewilligt. Im Weigerungsfalle wird die ganze Garnison über die Klinge springen.“ Es folgte die Namensunterschrift des Versailler Helden. Den Namen des Menschen habe ich vergessen, was wohl auch nichts zur Sache thut. Da der Commandant des Forts Dombrowski abwesend glaubte, und er nicht allein die Verantwortlichkeit einer Entscheidung tragen wollte, so schickte er das Versailler Schandschriftstück zur Beförderung ans Ministerium nach dem Dorfe. Rossel war gerade im Hauptquartier des Obersten Wetzel und antwortete auf das Ultimatum dem Versailler Flegel Folgendes: „An den Commandanten des Laufgrabens vor Fort Issy. Da ich gerade im Fort war, als Sie uns Ihre frechen, beleidigenden Ordres sandten, so übernehme ich, werther College, die Beantwortung. Kommt uns noch einmal eine so wenig mit den Kriegsgebräuchen übereinstimmende Zuschrift zu, so werde ich die sich unklugerweise mit solchen Aufträgen befassenden Boten sofort erschießen lassen. Der Delegirte für den Krieg: Oberst Rossel.“

Einige Stunden später stand diese Correspondenz an allen Mauern von Paris. Die dadurch hervorgerufene allgemeine Entrüstung ist leicht begreiflich.

Doch kehren wir zu meiner Unterhaltung mit dem General zurück. — „Ich ließ Sie kommen, Capitän“, sagte er, „um Ihnen nochmals zu zeigen, was wir versuchen wollen. Bei der soeben von Ihnen vertheidigten Barrikade soll unser Angriff anfangen. Wetzel hat Ordre von mir, Ihnen noch 3 Bataillone zu schicken, mit denen Sie die Fortnahme der Laufgräben nach dem Bahnhof Clamart zu versuchen werden. Wir werden sehen, was wir beim Feinde für Widerstand finden werden, da gleichzeitig vom General Cécilia von der anderen Dorfseite aus angegriffen werden wird. Könnten wir den Bahnhof selber nehmen, ihn stark befestigen und dort eine Batterie postiren, welche die Stellungen zwischen Issy und Vanvres direct bestreichen würde, dann könnten wir möglicherweise das Fort ganz freimachen. Sie werden den Angriff leiten; im Nothfalle komme ich zu Ihnen. Inzwischen werde ich persönlich für Ihre wirksame Unterstützung durch die Artillerie sorgen.“ „Bleiben Sie ruhig hier, General,“ erwiederte ich, „ich werde Ihre Ordres pünktlich ausführen, und offen gestanden, wenn ich Sie hier weiß, bin ich sicherer, eventuell unterstützt zu werden.“ Dombrowski drückte mir die Hand und sagte nur: „Gehen Sie.“

Tage, aber auch niemals schossen die Versailler schlechter. Wir verloren höchstens 10 Mann. Im Augenblick, wo wir zum Sturm auf den sichtbar schwankenden Feind übergehen wollten, ritt ein Stabsoffizier in gestrecktem Galopp auf mich zu. „Capitain," fragte er, „commandiren Sie hier?" Auf meine Bejahung reichte er mir ein Stück Papier. Ic[illegible] die [illegible] las folgende Ordre: „Ordre an den [illegible] Bahnhhof von Clamart commandiren[illegible] Dorfeingange befindlichen Barrikade [illegible] sofort ins Hauptquartier nach Issy [illegible]en Posten zum General Dombrowski zu[illegible] ersten Armee. Unterzeichnet für den [illegible] seinen Befehl. Der Adjutant (der [illegible]

„Lieutenant," sagte ich zu dem [illegible] Offizier, „es ist mir unmöglich, die überb[illegible] Ordre [illegible] Erstens ist mir diese Bewegung vom Obergeneral üb[illegible] den, und ich kann daher nur auf seinen Oberbefehl [illegible] zweitens sehen Sie wohl die von uns erungenen [illegible] wäre ein Verbrechen, ein so wichtiges Terrain im [illegible] das uns das Blut unserer Soldaten gekostet. [illegible] so freundlich sein, ins Hauptquartier zurückzureit[illegible] recht treffend zu schildern, und in meinem Namen [illegible] sendung eines höheren Offiziers zu verlangen, den[illegible] mando übergeben werde. Hält dieser das Retiriren für [illegible] so mag er es thun; ich meinerseits verweigere es durchaus, [illegible] ich keine geschriebene Ordre des Obergenerals erhalte." Der [illegible] zier ritt im Galopp ab. Ich sah nach meinen zerstreuten Sold[illegible] von denen drei Viertel nach dem Bahnhofe zurückgegangen wa[illegible] Mit schwerem Herzen befahl ich den bei mir gebliebenen Tapf[illegible] den Rückzug. — Wäre dieser Abgesandte der Hölle 10 Min[illegible] später gekommen, so war ich im Besitz des stärksten Versailler Laufgrabens auf dieser Seite.

Als der schon im Weichen begriffene Feind uns zurückgehen sah, stellte er sich wieder und sandte uns ein fürchterliches Feuer nach; Régère, den ich auf seinem Posten fand und der von dem uns zugekommenen Befehle nichts wußte, kam, ganz roth vor Wuth, zu mir und sagte: „Zeigen Sie mir den Elenden, der zuerst floh, und ich lasse ihn auf eigene Verantwortung erschießen." „Kamerad," erwiderte ich, „Ihre Leute sind muthig vorwärts gegangen, ich kann Keinem Vorwürfe machen, der Fehler liegt anderswo und seine Erforschung hängt nicht von uns ab." Dann erzählte ich ihm den Hergang. Eine halbe Stunde später kam ein Cavallerie-Stabsoffizier an, der mich im Commando ablöste und mir neben-

pflichtgemäß in seine Spalten aufgenommen hat oder nicht. Fast glaube ich letzteres, denn von 100 Rapporten Dombrowski's kam kaum einer hinein.

Im Grunde hatten die Herren im Kriegsministerium Recht, wenig Aufhebens von uns zu machen. Es waren so viele Protégés jeder Art und Gattung vorhanden, daß man wirklich keine Zeit hatte, sich um die Leute zu kümmern, die nur ihre Schuldigkeit thaten.

Im Dorfe Issy angelangt, sprach ich Oberst Wetzel, der mir schwarz auf weiß bewies, daß ihm die Ausführung der von mir mitgebrachten Ordres unmöglich sei. „Ich habe im Ganzen zwei Bataillone disponibel. Allerdings erwarten wir die Ankunft mehrerer anderer, aber ich kann keine Truppen wegschicken, weil ich dieselben vielleicht jeden Augenblick nöthig brauchen kann. Sie können aber das Bataillon bekommen, welches Sie mir vor zwei Tagen zuführten. Sobald übrigens von Paris Verstärkung ankommt, werde ich Ihnen alles Verfügbare schicken. Sehen Sie jetzt zu, was zu machen ist.“ „Herr Oberst,“ erwiederte ich, „meine Ordres in Bezug auf den Beginn des Sturmes sind genau präcisirt. Ich werde mit oder ohne diese Truppen vorrücken. Ich nehme also das 248. Bataillon und fange die Schlacht an. Sie Ihrerseits werden thun, was Sie für gut halten. Ein Bataillon ist gewiß viel zu wenig für die mir aufgetragene Arbeit.“

Der kaum genesene Commandant Rézère befand sich an der Spitze seines Bataillons. Wir drückten uns die Hände und gingen ohne Säumen auf die Barrikade los.

Es war 9 Uhr Morgens. Das Wetter war prächtig, die Sonne schien in hellstem Glanze und wurde nur mitunter durch den Pulverrauch verdunkelt. Auf der Barrikade angelangt, sah ich mit Befriedigung, daß man keine Zeit verloren hatte. Der mich im Commando ersetzende Bataillonschef setzte die von mir eingeleiteten Laufgräbenarbeiten erfolgreich fort. Die Nationalgarde, welche den Vortheil einsah, den die Arbeit schon jetzt brachte, half den Pionieren bestens dabei. Auch der General hielt sein Versprechen, denn schon während meiner kurzen Anwesenheit blieben von der mit Versailler Tirailleurs gespickten Fabrik nur noch Ruinen übrig. Mehrere gut gezielte Haubitzen zerstörten fast den ganzen Bau. Das auf der Chaussee aufgestellte 248. Bataillon schien nur auf das Commando zum Vorrücken zu warten; ich wollte diesen Eifer benutzen und kommandirte die erste Compagnie zum Ueberschreiten der Barrikade und zum Schwärmen gegen die feindlichen Laufgräben; die zweite Compagnie, unter dem Commandanten Rézère, sollte der Schützenlinie folgen und nöthigen-

falls ihre Bewegung unterstützen, während ich selber mit der dritten und vierten Compagnie nach rechts zwischen Fort Issy und den feindlichen Werken abschwenkte. Meine Absicht dabei war, mich im gegebenen Augenblicke auf einen Theil dieser Verschanzungen zu werfen, die erste Linie der Belagerer zu durchschneiden und so einen Theil desjenigen Terrains zu isoliren, dessen Angelpunkt der Bahnhof Clamart war.

Unter einem wahren Kugelhagel trat das 248. Bataillon in die Action ein. Die Schützenlinie eröffnete das Feuer, die Reserve folgte ihr auf dem Fuße, während ich im Laufschritt rechts abschwenkte. Dombrowski beobachtete von den Wällen aus meine Bewegungen und eröffnete, nachdem er meine Absicht durchschaut, das Feuer gegen die meinen Marsch hindernden Stellungen. Dank dieser Hülfe nahmen wir 20 Minuten später die ersten Verschanzungen, aus denen die Versailler nach links in die Bahnhofsbefestigungen zurückwichen; sie versuchten zwar zweimal, mich in der rechten Flanke zu fassen, aber das gut unterhaltene Feuer unserer Artillerie vom Fort aus trieb sie beide Mal zurück. Auf dieser Seite geschützt griff ich mit voller Kraft den in Unordnung zurückweichenden Feind an. Als Régère an die ersten Verschanzungen kam, bildete er eine Sturmcolonne und ging kräftig vorwärts. So blieb denn dem in der Front und in der Flanke zugleich angegriffenen Feinde nichts übrig, als der Rückzug in seine letzten Befestigungen beim Bahnhofe von Clamart. Erst dort sammelte er sich wieder und leistete uns heftigen Widerstand. Es galt keine Zeit zu verlieren, denn zu unsern Gegnern konnte jeden Augenblick Verstärkung stoßen, während ich meinerseits nicht stark auf das Versprechen des Obersten Wetzel rechnete, der doch nur das Menschenmögliche thun konnte.

In dem vorletzten Laufgraben des Bahnhofs, welchen ich eben besetzte, trafen wir mit Régères beiden Compagnien zusammen; es blieb jetzt nur noch ein Laufgraben und der Bahnhof zu erobern. Die Sache war aber nicht leicht. Dreimal führte ich eine Colonne zum Angriff, dreimal mußten wir vor dem mörderischen Feuer des Feindes zurückweichen. Beim vierten Male verjagten wir die Versailler aus dem Laufgraben und, ihnen auf dem Fuße folgend, griffen wir den Bahnhof an. Hier wurde der Kampf schrecklich. Ich kann nicht mehr genau angeben, wie oft der Feind aus dem Gebäude herausgeworfen wurde und wie oft wir uns zurückziehen mußten. Zuletzt trat man nur noch auf Todte und Verwundete. Diese Schlächterei dauerte mindestens schon 20 Minuten, als endlich das 248. Bataillon durch eine letzte Kraftanstrengung Herr der Stellung wurde.

Die uns folgenden Lazarethgehilfen suchten das Terrain ab, während wir sofort den Bahnhof besetzten. Der Feind hatte sich auf seine zweite Belagerungslinie zurückgezogen, von wo aus er uns mit Gewehr- und Artilleriefeuer nach Möglichkeit zusetzte. Zur Sicherung der Stellung mußte um jeden Preis vorgerückt und versucht werden, die Versailler soweit als möglich zurückzuwerfen. Da ich es für unmöglich hielt, den Kampf mit einem einzigen, noch dazu von den feindlichen Kugeln decimirten Bataillon fortzuführen, so übergab ich dem Commandanten Régère den Oberbefehl und sah mich nach Succurs um.

Ich begab mich in's Dorf, wo ich einen Stabsoffizier der zweiten Armee antraf. Auf mein Befragen, wie es mit dem Angriff des rechten Flügels gehe, versicherte er mir, daß bezüglich der Bewegung Contreordre ertheilt sei wegen eines Sturzes mit dem Pferde, den der General La Cécilia erlitten habe.

Ich begriff dies damals nicht recht und ich muß gestehen, es ist mir noch heute nicht klar, was die Ausführung eines vorher beschlossenen und schon in Ausführung begriffenen Planes mit dem Sturze eines Generals vom Pferde zu schaffen hatte, der sogar im Falle einer Verwundung, die glücklicherweise nicht vorlag, sofort durch seinen Generalstabschef, oder durch den ersten besten zur Stelle befindlichen höheren Offizier ersetzt werden konnte. Jedenfalls steht fest, daß der Angriff, den ich so erfolgreich begann, durch die Unthätigkeit unseres rechten Flügels gefährdet ward. Ohne viel Gewicht auf das eben Gehörte zu legen und nur von dem Gedanken beseelt, die neu eroberte Stellung zu halten, ging ich weiter, um den Oberst Wetzel aufzusuchen, als eine Bataillonsabtheilung — die Nummer ist mir entfallen — mir in der nach dem Hauptquartier führenden großen Straße begegnete. Ich fragte den commandirenden Offizier, wohin er dieses Detachement führe, und als ich hörte, daß er nach der Barrikade auf der zum Fort führenden Chaussee commandirt sei, kehrte ich schnellstens wieder auf meinen Posten zurück.

Nach Verstärkung der Besatzung von Clamart bat ich Régère, aus dem 248. Bataillon, zu dem ich mehr Vertrauen besaß als zu den Neuhinzugekommenen, ein kleines Detachement Freiwilliger zu formiren, mit welchem ich die Laufgräben vor dem Bahnhof erobern wollte. Das ganze Bataillon und dessen Commandant wollte mit. Auf meine Bemerkung, daß wir die besetzte Stellung nicht entblößen dürften, ließ man mich mit vielleicht 100 Mann abmarschiren. Ich befahl Régère, mir eventuell zu Hilfe zu kommen, aber höchstens eine Compagnie zu riskiren. Nie in meinem Leben habe ich einen stärkeren Kugelregen ausgehalten, als an jenem

Tage, aber auch niemals schossen die Versailler schlechter. Wir verloren höchstens 10 Mann. Im Augenblick, wo wir zum Sturm auf den sichtbar schwankenden Feind übergehen wollten, ritt ein Stabsoffizier in gestrecktem Galopp auf mich zu. „Capitain," fragte er, „commandiren Sie hier?" Auf meine Bejahung reichte er mir ein Stück Papier. Ich entfaltete die Botschaft und las folgende Ordre: „Ordre an den die kämpfenden Truppen beim Bahnhof von Clamart commandirenden Capitain. Bis zur am Dorfeingange befindlichen Barrikade retiriren, das 248. Bataillon sofort ins Hauptquartier nach Issy zurückschicken und auf seinen Posten zum General Dombrowski zurückkehren. Commandant der ersten Armee. Unterzeichnet für den General Cécilia und auf seinen Befehl. Der Adjutant (der Name ist mir entfallen)."

„Lieutenant," sagte ich zu dem meine Antwort erwartenden Offizier, „es ist mir unmöglich, die überbrachte Ordre zu befolgen. Erstens ist mir diese Bewegung vom Obergeneral übertragen worden, und ich kann daher nur auf seinen Oberbefehl zurückgehen; zweitens sehen Sie wohl die von uns errungenen Vortheile. Es wäre ein Verbrechen, ein so wichtiges Terrain im Stich zu lassen, das uns das Blut unserer Soldaten gekostet. Sie werden also so freundlich sein, ins Hauptquartier zurückzureiten, meine Lage recht treffend zu schildern, und in meinem Namen die sofortige Absendung eines höheren Offiziers zu verlangen, dem ich das Commando übergeben werde. Hält dieser das Retiriren für nöthig, so mag er es thun; ich meinerseits verweigere es durchaus, wenn ich keine geschriebene Ordre des Obergenerals erhalte." Der Offizier ritt im Galopp ab. Ich sah nach meinen zerstreuten Soldaten, von denen drei Viertel nach dem Bahnhofe zurückgegangen waren. Mit schwerem Herzen befahl ich den bei mir gebliebenen Tapferen den Rückzug. — Wäre dieser Abgesandte der Hölle 10 Minuten später gekommen, so war ich im Besitz des stärksten Versailler Laufgrabens auf dieser Seite.

Als der schon im Weichen begriffene Feind uns zurückgehen sah, stellte er sich wieder und sandte uns ein fürchterliches Feuer nach; Régère, den ich auf seinem Posten fand und der von dem uns zugekommenen Befehle nichts wußte, kam, ganz roth vor Wuth, zu mir und sagte: „Zeigen Sie mir den Elenden, der zuerst floh, und ich lasse ihn auf eigene Verantwortung erschießen." „Kamerad," erwiderte ich, „Ihre Leute sind muthig vorwärts gegangen, ich kann Keinem Vorwürfe machen, der Fehler liegt anderswo und seine Erforschung hängt nicht von uns ab." Dann erzählte ich ihm den Hergang. Eine halbe Stunde später kam ein Cavallerie-Stabsoffizier an, der mich im Commando ablöste und mir neben-

bei sagte, daß General Dombrowski eiligst nach Paris berufen und das Chefcommando aufgehoben worden wäre. Da mir das Alles unbegreiflich war, so drückte ich Régière die Hand und ging ins Dorf. Im Hauptquartier traf ich Oberst Wetzel. Als er mich sah, sagte er: „Um Gotteswillen, was haben Sie denn gethan? Man ist wüthend auf Sie. Ich hörte den General sagen, daß er Sie arretiren lassen und vor ein Kriegsgericht stellen werde.“ — „Und weshalb?“ fragte ich, „wahrscheinlich, weil ich die vom Obergeneral erhaltenen Ordres ausführte? Ach!“ fügte ich hinzu, entrüstet über das eben Gehörte, „wenn es gegen den Feind gehen soll, so fällt man vom Pferde und marschirt nicht, stellt womöglich Diejenigen vor's Kriegsgericht, die vorwärts gehen und handeln. Lieber Oberst, sagen Sie nur dem General, daß er mir nur Zeit und Ort bestimmen möchte, wo und wann ich mich meinen Richtern stellen soll. Inzwischen sagen Sie mir doch, wo General Dombrowski ist; ich möchte ihn so schnell als möglich sprechen und ihm meine Entlassung geben.“

„Ach, regen Sie sich nicht unnütz auf,“ sagte der brave Wetzel zu mir, „und erzählen Sie mir einmal die Dinge, wie sie wirklich waren.“ — Als Wetzel Alles vernommen hatte, wurde er roth vor Zorn. „Das ist ja niederträchtig,“ sagte er, „aber der General weiß gar nichts von alledem. Er wollte das 248. Bataillon haben, um es anderswo hinzuschicken. Man sagte ihm, daß Sie den Gehorsam verweigerten; aber von dem Bahnhofe von Clamart und von Laufgräben, die dem Feinde genommen waren, weiß kein Mensch etwas.“ „Desto schlimmer für die, die es nicht wissen. Aber,“ setzte ich hinzu, „ich gehe nach Paris. Will der General sich von der Richtigkeit des Gesagten überzeugen, so braucht er nur den Commandanten des 248. Bataillons zu fragen.“ Ich salutirte Wetzel und ging, da ich kein Pferd hatte, zu Fuß nach Paris. Nach wenigen Schritten traf ich einen Krankenwärter, der mich frug, ob ich zu Dombrowski's Stabe gehörte. Auf meine Bejahung sagte er zu mir: „Einer Ihrer Officiere wurde verwundet; derselbe liegt in jenem Hause; er bat mich, ihm Jemanden von seinen Kameraden zu schicken.“ Ohne Zögern begab ich mich in das Haus, wo ich in einem Saale mitten unter vielen Verwundeten unsern jungen Magnan erkannte. Er war sehr blaß. Als ich kam, lächelte er und sagte zu mir: „Jetzt ist die Reihe an mir.“ Eine Kugel, die man eben herauszog, hatte ihm den rechten Arm zerschmettert. Er litt viel und bat mich, ihn nach der Ambulanz am Platz Vendôme bringen zu lassen. Ich versprach ihm, sofort einen Wagen zur Abholung zu schicken, und umarmte ihn, da ich die Hand des jungen tapfern Mannes nicht

drücken konnte. Dann ging ich mit schwerem Herzen hinweg. Als ich bei einem Verwundeten vorbeiging, der, ins Bein geschossen, halb auf dem Bette saß, erhob sich dieser ein wenig, und, nachdem er mich genau betrachtet, schrie er mit all seinen schwachen Kräften: „Hoch Dombrowski! hoch sein Generalstab!" Und aus allen Ecken des Saales ertönte der Ruf aus vielen Kehlen, von denen mehr als eine bald für immer verstummen sollte. Tief gerührt von diesem Zeichen der Sympathie und Erkenntlichkeit und durch die Aufregung vollständig sprachlos, grüßte ich ehrerbietig und trat auf die Straße hinaus.

Wie groß war meine Verwunderung, als ich das 248. Bataillon vor dem Hause aufmarschirt fand. Régère war im Hauptquartier; ich wandte mich also an einen Offizier, von dem ich erfuhr, daß man den Bahnhof von Clamart aufgegeben und hinter die Barrikade retirirt war.

Ohne ein Wort zu erwidern, richtete ich meinen Weg nach Paris, wo ich Beruhigungsmittel für die mich erstickende Wuth zu finden hoffte.

Der Mairie von Vaugirard gegenüber stieg ich in den Omnibus und sagte dem Conducteur, daß er mich auf dem Vendômeplatze absetzen solle. Dann drückte ich mich in eine Wagenecke und, übermüdet, moralisch gebrochen, wie ich war, schlief ich ein, sobald der Wagen in Gang kam. Fast eine Minute lang hörte ich, wie mir der Conducteur ins Ohr schrie: „Wir sind auf dem Vendômeplatz, wachen Sie doch auf!" Aber trotz aller Anstrengung konnte ich weder die Augen öffnen, noch eine Bewegung machen. Es schien beinahe eine Art Starrkrampf, nicht bloßer Schlaf zu sein, in den ich versunken war. — Endlich gelang es dem Manne mit äußerster Anstrengung, mich aus dem Wagen herauszubekommen. Im ersten Augenblick wußte ich weder wo ich war, noch wo ich hingehen sollte. Hätte einer der angeblichen „Ordnungsfreunde" mich oben aus seinem Fenster oder von seinem Balkon herab betrachtet, so hätte es ihn sicherlich befriedigt, mit eigenen Augen einen Stabsoffizier der Commune zu sehen, der sich kaum auf den Beinen halten konnte und fast bei jedem Schritt strauchelte. Gewiß hätte er zu seiner Frau oder seinen Freunden gesagt: „Das ist auch Einer von denen, die in den Weinkellern von Neuilly oder anderswo sich gütlich gethan haben. Wenn man mit diesen Banditen nicht anders fertig wird, so werden sie zuletzt am Trunke zu Grunde gehen." Aber fürwahr, Ihr „Freunde der Ordnung" hättet Euch diesmal geirrt. Ich sah zwar aus wie ein Betrunkener, hatte aber seit 24 Stunden keinen Tropfen Wein über meine Lippen bekommen. Wieviel Betrunkene dieser Art haben die Versailler

erschossen? Und, Ihr Herren Journalisten, wieviel Geifer habt Ihr aus Euren Tintenfässern auf Männer gespritzt, die, wie ich, wegen Erschöpfung aller physischen Kräfte, Euch betrunken erschienen sein werden?

Beim Eintritt in das große Zimmer im Kriegsministerium sah ich Borniewski auf einer Matratze an der Erde liegen. Ich trat näher, als in demselben Augenblick auch Louis eintrat. Bei meinem Anblick frug Letzterer, wo der General sei? Auf meine Antwort, daß ich diesen gerade suchte, erwiderte er mir, daß er auch nichts von ihm wisse, und gekommen sei, sich bei Borniewski nach ihm zu erkundigen. Dieser sei aber wie todt, und man könne ihn trotz aller Mühe nicht aufwecken. Wir versuchten es beide gemeinschaftlich nochmals, aber jede Anstrengung war vergeblich. „Commandant," wandte ich mich an Louis, „da ich den General nicht aufsuchen kann, so werde ich ihn hier erwarten. — So wie er kommt, lassen Sie mich gefälligst wecken." Mit diesen Worten legte ich mich neben Borniewski auf die Erde und schlief sofort ein.

Es mochte 3 Uhr Nachmittags sein, als man mich weckte. Der General wollte mich sehen. Ich fand ihn allein und sehr traurig, ja noch mehr: man sah, daß seine Kräfte auf die Neige gingen und daß, ohne den moralischen Halt, sein Körper solchen Ueberanstrengungen nie gewachsen wäre. „General," redete ich ihn an, „ich wollte Sie sofort nach meiner Rückkehr sprechen, aber Niemand konnte mir Ihren Aufenthalt angeben; zu abgespannt, verzichtete ich auf ferneres Suchen in dem Glauben, daß Sie meiner nicht bedürften." „Auch ich," sagte Dombrowski, „konnte mich nicht mehr auf den Beinen halten. Von Issy zurückgekehrt, ging ich zu meiner Frau und meinen Kindern, welche heute Abend abreisen. Ich befahl Borniewski, mich mit dem Wagen abzuholen. Wahrscheinlich hat er es vergessen und deshalb bin ich allein hier. Aber hören Sie, lieber R., da wir schon längst hätten mit einander sprechen sollen und keinen günstigen Augenblick finden konnten, — Sie wissen doch, was heute Morgen passirte?" „Nein, General," erwiderte ich, „aber ich glaube, daß Sie auch nicht wissen, was mir passirt ist." Nun erzählte ich ihm von den Vorgängen am [illegible] von Clamart, und daß ich vom Stabe der zweiten Armee [illegible] erhalten hätte. Ferner daß das 248. Bataillon zurückgekehrt sei und folglich die von uns eroberten Stellungen hätten aufgegeben werden müssen. „General," fügte ich hinzu, „mein Entschluß bezüglich meines Abschieds steht fest. So wenig Sie mich auch kennen, so sind Sie doch persönlich überzeugt, daß weder die bei [illegible] gemeinsam überstandene beständige Gefahr, noch

der Gedanke, mich den Repressalien des Feindes zu entziehen, der uns in unsern jetzigen Stellungen übrigens nicht besiegen kann, mich zu diesem Schritt veranlassen — Alles das liegt mir fern; der einzige Grund zur Aufgabe meiner Stellung ist meine tiefe Ueberzeugung, daß der Sieg unmöglich ist, daß alle Versprechungen energischer nothwendiger Maßregeln, wie in der Vergangenheit so auch jetzt noch, leere Worte sind. Mein großes Vertrauen in Sie, General, blendet mich nicht. Leider muß ich sehen, daß alle Ihre Bemühungen der Böswilligkeit, der Eifersucht und noch mehr der Unwissenheit unserer Regierenden gegenüber ohnmächtig sind. Ich sagte es Ihnen schon einmal, ich mag die Verantwortung für die Fehler und Verbrechen Anderer nicht tragen."

Dombrowski wurde noch trauriger; ich begann zu bereuen, daß ich ihm gerade jetzt meinen Entschluß mitgetheilt. Nach kurzem Stillschweigen sagte der General zu mir: „Alles, was Sie mir da sagen, überrascht mich nicht. Das Benehmen von heute Morgen gegen Sie ist nicht schlimmer, als die Lage, in welche man mich gebracht hat. Noch vorgestern zwang man mich förmlich, das Generalcommando zu übernehmen, während man es mir heute unter nichtigen Vorwänden wieder abnimmt, und mir das auch nur einige Stunden nachher mittheilt. Bis jetzt setzte ich Alles auf Rechnung unserer persönlichen Feinde, leider sehe ich nun, daß es die unversöhnlichen Feinde unserer großen Sache sind, die sich wieder hervorwagen. Man will meine Entlassung erzwingen. Gälte es nur meiner Person, wäre es nur das bischen Eifersucht auf meinen Posten, mit welchem Wonnegefühl wollte ich ihnen diese Generalsuniform hinwerfen, aber, wie schon erwähnt, ist meine Ehre dabei im Spiel. Gäbe ich meine Entlassung, so hieße es, ich hätte mich den Versaillern verkauft. Sie werden es nicht nur sagen, sie werden es gegebenen Falls scheinbar beweisen, weil sie mich in eine Lage brachten, in der ich nicht Alles sehen konnte, was um mich geschah. Hören Sie genau zu, R....., urtheilen Sie, ob ich übertreibe. — Der Mensch, der schon mehrmals mit mir conferirte, ist Ihnen gewiß aufgefallen. Nun wohl! Es ist ein geschickter Versailler Agent, der den Muth hatte, mir verschiedene Vorschläge zu machen. Wie Sie leicht begreifen, wollte ich den Schurken zuerst erschießen lassen, aber nachher sagte ich mir, daß ich diese Gelegenheit zum Besten unserer großen Sache ausbeuten könne. Ich begab mich in den Wohlfahrtsausschuß, theilte dort Alles mit und bat um Verhaltungsmaßregeln. Nachdem sich der Wohlfahrtsausschuß und der Sicherheitsausschuß mit den bedeutendsten Mitgliedern der Commune berathen, ersuchten sie mich, die Besprechungen fortzusetzen, einen leitenden Plan auszuarbeiten und ihn dem Kriegs-

ministerium vorzulegen. Das war leicht. Veysset, der Versailler Agent, verlangte unter Anderem die Räumung eines Wallthores, welches dann sofort von feindlichen Soldaten besetzt worden wäre. Man bewilligte mir für diese Bagatelle, wie er es lächelnd nannte, anderthalb Millionen, einen Paß für mich und andere von mir Erwählte, und, um jedes Mißtrauen zu beseitigen, bot man mir einen Wechsel des Hauses Rothschild auf die Londoner Rothschilds an. Ich schlug der Regierung vor, mir 20,000 Mann zu geben und mir einen Agenten zur Controlle beizugesellen; dann berieth ich mich mit Rossel und Wroblewski, die mit mir der Meinung waren, dem Feinde das Thor Maillot zu öffnen, nach getroffenen Cernirungsmaßregeln aber entweder Alle zu Kriegsgefangenen zu machen, oder im Falle des Widerstandes Alle über die Klinge springen zu lassen. Trotz aller Verzögerungen erwarten die Versailler noch immer meine Antwort. Man hat mir zwar gesagt, ich solle bejahend antworten, aber man macht mir nur Versprechungen, statt mir die nöthigen Truppen zu geben. Die Sache wird wohl schon compromittirt sein, da sie versuchen, mich auf andere Weise loszuwerden." „Hier," fügte er hinzu, indem er mir einen Brief gab, „lesen Sie das, Sie kennen den, der das schreibt, Sie werden sehen, ob die Sache ernsthaft ist."

Ich nahm den Brief und beim Entfalten sah ich die Unterschrift. Der Schreiber war ein guter Bekannter von mir. Ein Mann von Ehre und Charakter. Der Brief enthielt ungefähr Folgendes: „Gestern ließ mich Herr Ernst Picard rufen. Ich hatte nicht die leiseste Ahnung, was er wollte. Nach einigen Phrasen und auf Umwegen erkundigte er sich, ob ich Ihre Umgebung kenne. Er sagte mir im mitleidigen Tone, daß Sie sich ins Verderben stürzen, aber daß Sie der Einzige wären, der den Versaillern den Weg versperrte, und daß es ihn betrübe, einen so bedeutenden Mann einer so undankbaren Sache dienen zu sehen; seinerseits sei alles Mögliche zu Ihrer Rettung geschehen, Sie wären aber eigensinnig und deshalb ließe sich nichts mit Ihnen machen. Indessen Ihre Umgebung, deren beste Mitglieder Polen wären, bereitete ihm Kummer. Er möchte diese Opfer ihrer Ueberzeugung um jeden Preis schonen. Deshalb, da er meinen Patriotismus und den Einfluß, oder vielmehr den Credit kenne, den ich bei meinen Mitbürgern genöße, hätte er an mich gedacht und wolle er mich zu dem großen Rettungswerke, wie er es nannte, heranziehen, welches ihm ohne mich schwerfallen würde. Es würde sich darum handeln, auf die Leute zu wirken, welche sich Ihres Vertrauens erfreuten, und sie zu bestimmen, den Dienst der Commune zu quittiren. Gelingt uns dies, sagte er, so wird Dom-

browski, von all den Seinigen verlassen, und sich unter allen diesen Leuten, die ihn nicht verstehen, sich einsam fühlend, seinerseits die Fahne verlassen, die ihn nur ins unvermeidliche Verderben stürzen kann.“ Der Brief schloß folgendermaßen: „Theurer General! Ich glaubte Ihnen diese Machinationen mittheilen zu müssen, welche Ihnen wahrscheinlich unbekannt sind, und welche Sie vielleicht im Nutzen der großen Sache verwenden können, die Sie das Glück genießen, vertheidigen zu dürfen. Ich kann Ihnen sogar sagen, daß man nach Allem, was ich beobachten konnte, noch auf andere Weise versuchen wird, denselben Zweck zu erreichen. Sie sind also benachrichtigt, und wenn Sie Mißtrauen gegen einen Ihrer Untergebenen fühlen, so treffen Sie Ihre Maßregeln zur Vereitelung der Intriguen, und hüten Sie sich besonders vor allen Denjenigen, welche aus Unwissenheit Ihre Lage compromittiren könnten. Weder Geld noch andere Mittel werden zur Bestechung gespart werden. Da ich Ihre Umgebung nicht kenne, so muß ich Sie vorher warnen.“

Der Leser wird sich ungefähr eine Idee von meiner Bestürzung machen können.

Außer der schwierigen Lage Dombrowski's, die Allen, welche diese loyale und ehrliche Seele kannten, den größten Schmerz bereiten mußte, begriff ich, daß ich im nämlichen Augenblick, wo ich mein freier Herr zu werden glaubte, an meinen Posten festgebannt war. Dombrowski aus irgend welchem Grunde verlassen, hieß die Versailler Pläne unterstützen und ihr Mitschuldiger werden.

Bis zu jenem Tage hatte ich, trotz meiner festen Ueberzeugung, daß eine Katastrophe herannahte, die Hoffnung noch nicht ganz aufgegeben. Der Glaube an Dombrowski, die Tapferkeit der Nationalgarde, der beständige Umgang mit Favy, Wetzel und so vielen Anderen, die nur ihre Pflicht erfüllen und der großen Sache dienen wollten, alles dieses war begreiflicherweise im Stande, auch den Mißtrauischsten sittlich zu erheben. Von diesem Tage an sah ich ein, daß ich mich Illusionen hingab. Unser Fall war für mich nur noch eine Frage der Zeit. Früher oder später mußten wir unterliegen und zu sterben wissen oder, was hundertmal ärger ist, das strafende Gesetz des Siegers gegen uns anwenden lassen. Dieses „Recht“ des Siegers war mir leider schon lange nur zu gut bekannt. In Rußland, in Polen, in Oesterreich wie in Frankreich ist es überall dasselbe. Unerbittlich gegen Alles, was zu Boden geworfen ist, voller Verachtung gegen den Gegner, den sie noch einige Minuten vorher fürchteten, mitleidslos und herzlos gegen Alles, was man für feindlich hält, Benutzung aller Waffen, der schrecklichsten wie der gemeinsten, so sah das Ungeheuer aus

welches sich vor unsern Augen erhob. Da für mich jede Hoffnung vorüber war, faßte ich den Vorsatz, die Erfolge den Gegner so theuer als möglich erkaufen zu lassen. Als entschiedener Feind der Compromisse und Arrangements, die den Kampf nur unnütz verlängern, ohne ernsthafte und zu den Opfern im Verhältniß stehende Resultate zu erzielen, und weil ich den Sieg unsere Reihen fliehen sah, so hielt ich darauf, ihn unsern Unterdrückern recht zu erschweren.

Nach längerem Schweigen sagte Dombrowski zu mir: „Nun, wie denken Sie hierüber —?“ „General,“ erwiderte ich, „mein Grundsatz ist, zu sagen, was ich denke, und auch heute kann ich nicht anders handeln. Meine Meinung also ist, daß durch ein Zusammenwirken unglücklicher, fast unbegreiflicher Umstände ein so klarer und erfahrener Geist, wie der Ihrige, sich in eine der verhängnißvollsten Intriguen hat verstricken lassen. Von meinem Standpunkt aus erscheint sie doppelt verhängnißvoll. Erstens kann ich, trotzdem ich von d n Versailler Militärchefs keine hohe Meinung habe, dennoch kaum glauben, daß sie sich auf so ungeschickte Weise hätten anführen lassen, und wenn dann selbst von dieser Seite der Erfolg sicher gewesen wäre, können wir ernsthaft auf die Versprechungen unserer Regierung rechnen? Woher sollen Sie die von Ihnen geforderten 20,000 Mann nehmen, die doch nur das Minimum sind, welches wir zu solcher Unternehmung brauchen? Haben Sie schon vergessen, General, daß eine Stellung, wie die von Neuilly, trotz unserer Bitten um Verstärkung, nur durch die Tapferkeit und Intelligenz Favy's und einiger vor Mattigkeit zusammenbrechender Nationalgardenbataillone gehalten wird? Glauben Sie, daß wir im Augenblick der Noth hier glücklicher als dort sein werden? Was mich betrifft, so möchte ich Ihnen rathen, nur auf sich selber zu rechnen. Wären die Versailler wirklich dumm genug, die Wälle zu überschreiten, so muß man nicht darauf rechnen, ihnen eine Macht entgegenzustellen, die man nur finden kann, wenn man sich an die ganze Pariser Bevölkerung wendet, ohne Rücksicht auf die Commune und das Ministerium, was wegen des bei solch' delicater Affaire nöthigen Geheimnisses ganz unmöglich wäre. Man muß also sofort alle nur möglichen Mittel zu ihrer vollständigen Vernichtung vorbereiten. Die Pulvermühle der Rue Beethoven hat mehr Pulver, als wir zum Unterminiren von einer oder zwei Bastionen brauchen. Wir müssen schnell und vorsichtig handeln. Gelingt es uns, so ergreift vielleicht ein heilsamer Schrecken unsere Gegner, vielleicht wird dann unsere zur rechten Zeit aus dem Schlaf erwachte Regierung die Sache richtiger ansehen. Jedenfalls würde dieser Schritt der ganzen Welt zeigen, auf welche Weise wir Vorschläge zum Verrath acceptiren.“

holen; als ich auf meinem Wege auf die Chaussee kam, stieß ich jeden Augenblick auf die Leichen von Nationalgarden, die aus irgend einem Grunde vom Dorf nach der Barrikade oder von dieser nach dem Dorfe gegangen waren und auf der Chaussee ihren Tod gefunden hatten. Das ist ja ein beständiger Hinterhalt, in den sie fielen, sagte ich mir, und ich sann über die Mittel zur Eroberung des Parks. Im Hauptquartier fand ich Niemand. Wetzel war fortgegangen und die Anwesenden schliefen fest. Im Augenblick, wo ich auf die Straße hinaustrat, wollte ein Miethswagen eben nach Paris abfahren. „Kutscher," sagte ich zu dem Wagenführer, „ich will nach dem Vendômeplatz." „Capitain," entgegnete eine Stimme aus dem Wagen, „steigen Sie ein, es ist Platz für Sie." Beim Oeffnen des Wagenschlags erkannte ich einen Chirurgen der Nationalgarde, der dem Hauptquartier in Issy attachirt war.

Am Wallthor angelangt, sah ich erst, daß ich keinen Passirschein hatte. Glücklicherweise kannte mich der Commandant genau, und ich durfte nach Paris hinein.

Auf dem Vendômeplatze war es ungewöhnlich lebhaft. Der Oberstlieutenant Mayer, der gerade das Commando hatte, sagte, als er mich sah, zu mir: „Also zurück? Das ist schön, daß Sie kommen, der Commandant Louis bedarf Ihrer!" „Meiner? das wundert mich, weil er mich beim General glaubt." „Das thut nichts, kommen Sie nur mit mir," erwiderte Mayer, indem er voranschritt. Nachdem mich der Commandant Louis gefragt, wo ich gewesen sei, und meine Antwort gehört hatte, sagte er zu mir, daß sich das sehr schön träfe, denn es würden gleich 2 Compagnien Franctireurs und 1 Compagnie Matrosen, die der General bei der Hand haben wolle, eintreffen, und ich könnte dieselben daher nach Issy führen, wenn ich es für nöthig hielte. Mein Plan war sofort gefaßt. Ich wollte den Park der Irren angreifen und nochmals die Chaussée und die Barrikade des Forts freimachen. „Aber," fügte Louis lachend hinzu, „Sie müssen uns einen Gefallen thun, bevor Sie abmarschieren. Es handelt sich um Folgendes: Ein Offizier, ein Italiener, der zum Truppenwerbebureau gehört, bringt uns eben eine Ordre des Obersten Henry bezüglich der Bataillone, die den Platz besetzt halten. Da die dienstthuenden Offiziere sich im zweiten Stock zu Tische setzten, und einige Marineoffiziere auch gerade aßen, so lud ich den Neuangekommenen ein, ein Glas Wein mit uns zu trinken. Der Italiener, der, wie er sagte, keine Eile hatte, nahm die Einladung an. Indeß während er sich mit den andern Anwesenden noch unterhielt, habe

zog, da man sich draußen selbst beim stärksten Schreien nicht verständigen konnte — so arg war der Lärm oder vielmehr das Gebrüll der dutzendweise platzenden Bomben. Nachdem ich mich überzeugt, daß Alles in Ordnung war und daß der Commandant meiner nicht bedurfte, drückte ich ihm die Hand und ritt schnell nach dem Vendômeplatze. Als ich in das große Zimmer trat, fand ich Alles bei Tische. Dombrowski forderte mich zur Eile auf, denn wir mußten sofort wegreiten. „General," sagte ich ihm, „wenn Sie mir kein anderes Pferd geben lassen, so werde ich Ihnen unmöglich folgen können." Dombrowski ließ den Stallinspector rufen, und nachdem er ihn gefragt, ob sein Schimmel, der vor 14 Tagen verwundet worden war, marschfähig sei, sagte er lachend zu mir: „Sie verdienen ihn nicht, denn Sie lassen ihn todtschießen, aber trotzdem sollen Sie ihn haben; er ist eines meiner besten Pferde. Wir werden ja sehen, wie lange er leben wird." Dann sagte er zu dem Stallinspector, der seine Befehle erwartete: „Sie werden den Schimmel meinem Ordonnanzcapitain übergeben. Legen Sie einen guten Sattel auf und Alles, was dazu gehört." Ich dankte ihm für diesen Freundschaftsbeweis; dann gingen wir hinaus und rüsteten uns zur Abreise.

Wer schon einmal recht ermüdet oder vielmehr nahezu aufgerieben gewesen ist, wird wissen, daß sich die Ermattung am meisten nach dem Essen fühlbar macht. Der Kopf wird schwer, man zweifelt an seinen Kräften, man schläft — Alles bei scheinbarem Wachen, mit offenen Augen. Wir stiegen also schwerfällig die Treppen hinab. Jeder bestieg sein Pferd stillschweigend, und erst auf dem Place-de-la-Concorde riß mich die Bewegung meines vorzüglichen Pferdes aus dieser unerträglichen Lethargie.

„Wohin reiten wir?" fragte ich den General. „Nach Dorf Issy zu Rossel, welcher mich dort erwartet; von dort, wenn wir Zeit haben, wollen wir Favy aufsuchen; wir waren schon 2 Tage nicht in Neuilly." Im Dorf angelangt, fanden wir die Straße mit 5—6 Trainwagen, die Munition geladen hatten, versperrt. Wir traten ins Hauptquartier, wo man uns mittheilte, daß der Oberst Rossel sich wegen starken Kopfschmerzes zur Ruhe niedergelegt hätte, daß er aber befohlen, ihn sofort bei Ankunft Dombrowski's zu wecken.

Der General befahl uns, ihn in der Stube, wo wir waren, zu erwarten, während er zu Rossel ging.

Kaum saß ich auf einem Stuhl, so schlossen sich meine Augen. Borniewski und Potapenko machten es ebenso und benutzten die wenigen Minuten zum Ausruhen. Das dauerte aber nicht lange. „Meine Herren, zu Pferde!" sagte Dombrowski, als er wieder ins

denn das bin ich nicht, aber als Mann, der einer großen Sache dient, die Sie bestehlen und verrathen."

Das Individuum, welches mich sofort bei meinem Eintritt erkannt hatte, erhob sich, so feig es war, drohend gegen mich. Ohne ihm Zeit zum Sprechen zu lassen, faßte ich es beim Arm und sagte zu ihm: „Im Namen der Commune, Sie sind mein Gefangener. Geben Sie Ihren Säbel ab und widersetzen Sie sich nicht. Bei der ersten Bewegung verlassen Sie dieses Zimmer nicht mehr lebendig. Vier Soldaten nebst einem Unteroffizier traten in die Stube. Ich löste selbst den Säbelgürtel; der Mensch war wie gelähmt, und konnte sich nicht rühren. Einige Minuten später führte ihn ein wohlbewachter Wagen nach der Präfectur. — Was wurde aus diesem Schurken? Ich weiß es nicht; ich weiß nur, daß ich ihn nicht mehr wiedersah. Die bei der Verhaftung anwesenden Offiziere waren, nachdem ich Ihnen die Verhaftung desselben Individuums bei Beginn der Revolution in der Caserne Lobau erzählt hatte, die der Leser wohl nicht vergessen hat, wie begreiflich sehr entrüstet. Man fragte sich, wie ein als Dieb arretirter Mensch es zum dienstthuenden Offizier des Oberst Henry und sogar zum Stabscapitain bringen konnte.

Dieses Räthsel blieb wie viele andere unaufgeklärt.

Auf derartigen Vorkommnissen beruhen leider die schlimmsten Uebelstände aller unserer Revolutionen.

Nachdem ich mit den an der Tafel sitzenden Offizieren angestoßen und ihnen die Geschichte des Italieners von unserer ersten Bekanntschaft an erzählt hatte, wollte ich mich bis zur Ankunft der Truppen, die mir folgen sollten, niederlegen, als mir plötzlich meine Lage ins Gedächtniß zurückkam. „Commandant Louis, ich brauche ein Käppi und ein gutes Pferd. Wo finden wir das?" „Und wo ist denn Ihr Pferd?" sagte Louis mit komisch-vorwurfsvollem Ton. „Auf dem Felde der Ehre gefallen," antwortete ich lächelnd. „Aber auf diese Weise, mein Capitain," sagte der Vorsteher des Marstalls, der zugegen war, „lassen Sie uns binnen 3 Tagen all unsere Pferde tödten; für den Augenblick habe ich — auf Ehre — kein Pferd zu Ihrer Verfügung." „Gut, dann marschiren wir zu Fuß," sagte Regnier, der gerade eintrat. „Herr Leutnant," erwiderte ich, „ich glaube, daß ich von Ihnen keine Befehle zu empfangen habe; wenn dies ein Scherz sein soll, so ist er um so übler angebracht, als Sie nicht wissen, ob ich stark genug bin, um bis Issy zu gehn." Regnier entschuldigte sich, ich reichte ihm die Hand zum Zeichen, daß ich nicht ärgerlich war, aber — das alles verschaffte mir kein Pferd. Indeß der Zufall, der mir so oft behülflich gewesen, ließ mich auch diesmal nicht im Stich. Ein

diesen Weg genau an. Wir werden Sie hier erwarten.“ Obgleich schon im Voraus überzeugt, daß ich nur vorfinden würde, was ich heute Morgen schon gesehen hatte, nämlich kleine Pfade durch die Mauern und Hecken hindurch, auf denen ein Munitionswagen nicht fahren konnte, so ritt ich doch ab, um mich nochmals davon zu überzeugen. Mein guter Araber übersprang die Löcher und Gräben, als mich plötzlich eine Infanteriesalve zum Stehen brachte. Abgesehen von der vorausgesehenen Unmöglichkeit, diesen Weg zu benutzen, machte ich die traurige Entdeckung, daß auch auf dieser Seite der Feind an Terrain gewonnen hatte. Das Fort war also fast cernirt!

Ich kehrte so schnell als möglich zum Zuge zurück und stattete meinen Bericht ab. „Da es nicht anders geht,“ sagte der General, „so werden wir versuchen, durch die Versailler Kugeln hindurch zu passiren.“ Dann wendete er sich an die Begleitmannschaften und befahl ihnen, uns so schnell als möglich zu folgen, um den von den feindlichen Tirailleuren bestrichenen Raum zu durchschreiten.

Um eine, wenn auch unwahrscheinliche, Ueberrumpelung von Seiten der Versailler zu verhindern, eröffneten der General und die Offiziere den Zug, während die wenigen Reiter an den Seiten ritten und den Nachtrab bildeten. Ich ritt zur Linken Dombrowski's und kommandirte erst Trab, dann Galopp. Kaum hatten wir 20 Schritte gemacht, als ein schreckliches Gewehrfeuer aus der Mauer hervorschmetterte, hinter welcher die Versailler sich verbargen.

Die Nacht war ziemlich hell; mein armer Schimmel bot ein bequemeres Ziel als die anderen Pferde, und wir waren daher kaum auf der Chaussee, als das arme Thier sich überschlug. Es hatte eine Kugel ins linke Bein erhalten. Da ich nicht weiter reiten konnte, sprang ich ab. Wagen und Pferde sprengten im schnellsten Galopp seitwärts an mir vorbei. Wie es kam, daß ich und mein Pferd nicht umgestoßen und unter den Rädern und Pferdehufen zermalmt wurden, bleibt mir bis jetzt ein Räthsel. Allein auf der Chaussee zurückgeblieben, versuchte ich vergebens, mein Pferd fortzuschaffen. Die Kugeln trafen es fortwährend; aber ein arabisches Pferd hat ein zähes Leben. Vielfach verwundet blieb es aufrecht stehn, trotzdem es vor Schmerz wieherte. Eine Kugel streifte meine Haare und riß mir das Käppi ab, und eine andere riß ein Stück meines Paletots fort. Blieb ich länger, so wurde ich augenscheinlich getödtet, ohne mein Pferd zu retten, welches nicht mehr fortkonnte. Etwas unschlüssig über mein Vorhaben wollte ich mir bei Wetzel ein Pferd und ein neues Käppi

holen; als ich auf meinem Wege auf die Chaussee kam, stieß ich jeden Augenblick auf die Leichen von Nationalgarden, die aus irgend einem Grunde vom Dorf nach der Barrikade oder von dieser nach dem Dorfe gegangen waren und auf der Chaussee ihren Tod gefunden hatten. Das ist ja ein beständiger Hinterhalt, in den sie fielen, sagte ich mir, und ich sann über die Mittel zur Eroberung des Parks. Im Hauptquartier fand ich Niemand. Wetzel war fortgegangen und die Anwesenden schliefen fest. Im Augenblick, wo ich auf die Straße hinaustrat, wollte ein Miethswagen eben nach Paris abfahren. „Kutscher," sagte ich zu dem Wagenführer, „ich will nach dem Vendômeplatz." „Capitain," entgegnete eine Stimme aus dem Wagen, „steigen Sie ein, es ist Platz für Sie." Beim Oeffnen des Wagenschlags erkannte ich einen Chirurgen der Nationalgarde, der dem Hauptquartier in Issy attachirt war.

Am Wallthor angelangt, sah ich erst, daß ich keinen Passirschein hatte. Glücklicherweise kannte mich der Commandant genau, und ich durfte nach Paris hinein.

Auf dem Vendômeplatze war es ungewöhnlich lebhaft. Der Oberstlieutenant Mayer, der gerade das Commando hatte, sagte, als er mich sah, zu mir: „Also zurück? Das ist schön, daß Sie kommen, der Commandant Louis bedarf Ihrer!" „Meiner? das wundert mich, weil er mich beim General glaubt." „Das thut nichts, kommen Sie nur mit mir," erwiderte Mayer, indem er voranschritt. Nachdem mich der Commandant Louis gefragt, wo ich gewesen sei, und meine Antwort gehört hatte, sagte er zu mir, daß sich das sehr schön träfe, denn es würden gleich 2 Compagnien Franctireurs und 1 Compagnie Matrosen, die der General bei der Hand haben wolle, eintreffen, und ich könnte dieselben daher nach Issy führen, wenn ich es für nöthig hielte. Mein Plan war sofort gefaßt. Ich wollte den Park der Irren angreifen und nochmals die Chaussée und die Barrikade des Forts freimachen. „Aber," fügte Louis lachend hinzu, „Sie müssen uns einen Gefallen thun, bevor Sie abmarschieren. Es handelt sich um Folgendes: Ein Offizier, ein Italiener, der zum Truppenwerbebureau gehört, bringt uns eben eine Ordre des Obersten Henry bezüglich der Bataillone, die den Platz besetzt halten. Da die dienstthuenden Offiziere sich im zweiten Stock zu Tische setzten, und einige Marineoffiziere auch gerade aßen, so lud ich den Neuangekommenen ein, ein Glas Wein mit uns zu trinken. Der Italiener, der, wie er sagte, keine Eile hatte, nahm die Einladung an. Indeß während er sich mit den andern Anwesenden noch unterhielt, habe

ich folgende Depesche vom Kriegsministerium erhalten." Dabei zeigte mir Louis einen Befehl, welcher die sofortige Verhaftung des Italieners anordnete, der vom Sicherheitscomité als mit dem Feinde im Einverständniß befindlich bezeichnet worden war. „Nun?" sagte ich, als ich dieselbe gelesen. „Nun denn," sagte Louis, „es handelt sich um seine Verhaftung. Der die Ordre überbringende Offizier sagte uns, daß das Individuum sehr gefährlich sei, und daß man sich mit ihm vorsehen müsse, denn sähe er sich entdeckt, so wäre er zu Allem fähig. Wollen Sie diese Operation übernehmen, die uns sehr peinlich ist, da wir soeben freundschaftlich mit ihm tranken?" „Ich danke Ihnen für Ihr Vertrauen," antwortete ich, „ich bin aber Soldat und nicht Polizeicommissar. Uebrigens erhielt nicht ich die Ordre. Wollen Sie dieselbe nicht selbst ausführen, so können Sie dies ja durch den ersten besten Offizier thun lassen." Man schickte nach dem Offizier du jour und gab ihm die Ordre. Da ich aber sah, daß dieser noch sehr jung war, so folgte ich ihm. Wir kamen auf einen Corridor, an dessen Ende das kleine Speisezimmer der dienstthuenden Offiziere lag. Die weitgeöffnete Thür erlaubte den Einblick nach Innen. Ich sah hinein und den voranschreitenden Offizier schnell am Arm festhaltend, wandte ich mich an den uns folgenden Louis und fragte ihn leise: „Jener dort?" „Ja," antwortete Louis. „Dann, Lieutenant," sagte ich zu dem Offizier, „können Sie auf Ihren Posten zurückkehren, ich werde Alles besorgen." Der junge Mann verschwand, glücklich, so leicht der fatalen Sache ledig geworden zu sein. Als ich Louis, der nicht wußte, wie ihm geschah, ganz erstaunt sah, flüsterte ich ihm ins Ohr: „Das ist ein guter, alter Bekannter von mir. Lassen Sie mich nur machen, Sie werden sehen, welche Comödie das werden wird." Mit diesen Worten trat ich in die Stube, und, nachdem ich die anwesenden Offiziere begrüßt hatte, sprach ich, halb zu dem Italiener, halb zu den anderen Gästen gewandt: „Meine Herren, es thut mir leid, Sie in Ihrer Unterhaltung zu stören, aber der Dienst geht vor. Ich habe einen Auftrag, der peinlich wäre, kennte ich nicht die betreffende Person zu gut. Es handelt sich darum, einen unter Ihnen von diesem Tisch wegzuschleppen und der Gerechtigkeit zu überliefern. Seine Blässe macht ihn schon kenntlich." Dann wandte ich mich zu dem Italiener: „Capitain, wir kennen uns, schon einmal habe ich Sie beim verbrecherischen Diebstahl von Staatspferden betroffen und den Behörden überliefert. Diesesmal thue ich es wiederholt und auf Ordre, aber ich sage Ihnen, wenn Sie durch Protection wieder entwischen, so hüten Sie sich, mir wieder nahe zu kommen. Das dritte Mal würde ich Sie selbst abthun, nicht als Richter,

denn das bin ich nicht, aber als Mann, der einer großen Sache dient, die Sie bestehlen und verrathen."

Das Individuum, welches mich sofort bei meinem Eintritt erkannt hatte, erhob sich, so feig es war, drohend gegen mich. Ohne ihm Zeit zum Sprechen zu lassen, faßte ich es beim Arm und sagte zu ihm: „Im Namen der Commune, Sie sind mein Gefangener. Geben Sie Ihren Säbel ab und widersetzen Sie sich nicht. Bei der ersten Bewegung verlassen Sie dieses Zimmer nicht mehr lebendig. Vier Soldaten nebst einem Unteroffizier traten in die Stube. Ich löste selbst den Säbelgürtel; der Mensch war wie gelähmt, und konnte sich nicht rühren. Einige Minuten später führte ihn ein wohlbewachter Wagen nach der Präfectur. — Was wurde aus diesem Schurken? Ich weiß es nicht; ich weiß nur, daß ich ihn nicht mehr wiedersah. Die bei der Verhaftung anwesenden Offiziere waren, nachdem ich Ihnen die Verhaftung desselben Individuums bei Beginn der Revolution in der Caserne Loban erzählt hatte, die der Leser wohl nicht vergessen hat, wie begreiflich sehr entrüstet. Man fragte sich, wie ein als Dieb arretirter Mensch es zum dienstthuenden Offizier des Oberst Henry und sogar zum Stabscapitain bringen konnte.

Dieses Räthsel blieb wie viele andere unaufgeklärt.

Auf derartigen Vorkommnissen beruhen leider die schlimmsten Uebelstände aller unserer Revolutionen.

Nachdem ich mit den an der Tafel sitzenden Offizieren angestoßen und ihnen die Geschichte des Italieners von unserer ersten Bekanntschaft an erzählt hatte, wollte ich mich bis zur Ankunft der Truppen, die mir folgen sollten, niederlegen, als mir plötzlich meine Lage ins Gedächtniß zurückkam. „Commandant Louis, ich brauche ein Käppi und ein gutes Pferd. Wo finden wir das?" „Und wo ist denn Ihr Pferd?" sagte Louis mit komisch-vorwurfsvollem Ton. „Auf dem Felde der Ehre gefallen," antwortete ich lächelnd. „Aber auf diese Weise, mein Capitain," sagte der Vorsteher des Marstalls, der zugegen war, „lassen Sie uns binnen 3 Tagen all unsere Pferde tödten; für den Augenblick habe ich — auf Ehre — kein Pferd zu Ihrer Verfügung." „Gut, dann marschiren wir zu Fuß," sagte Regnier, der gerade eintrat. „Herr Lieutnant," erwiderte ich, „ich glaube, daß ich von Ihnen keine Befehle zu empfangen habe; wenn dies ein Scherz sein soll, so ist er um so übler angebracht, als Sie nicht wissen, ob ich stark genug bin, um bis Issy zu gehn." Regnier entschuldigte sich, ich reichte ihm die Hand zum Zeichen, daß ich nicht ärgerlich war, aber — das alles verschaffte mir kein Pferd. Indeß der Zufall, der mir so oft behülflich gewesen, ließ mich auch diesmal nicht im Stich. Ein

Wagen mit Lebensmitteln, der nach dem Dorfe Issy fuhr, wurde entdeckt, ich weiß nicht von wem; ich richtete mich so gut es ging oben auf den Laiben Brod und den Reissäcken ein, und hatte dabei noch den Vortheil, bis zur Ankunft an unseren Bestimmungsort schlafen zu können. Die Franctireurs und Marinesoldaten, welche auf dem Platz angetreten waren, erhielten jeder ein Glas Wein und brachen dann sofort auf.

Wir durcheilten Paris im Geschwindschritt, beinahe Laufschritt, und ohne ein einziges Mal anzuhalten und kamen nach anderthalb Stunden im Dorfe Issy an. Ich erkundigte mich im Quartier, ob der General nicht aus dem Fort zurückgekehrt sei, und als ich erfuhr, daß er noch dort war, setzte ich meinen Weg fort. Am Ende des Dorfes traf ich eine Truppenabtheilung, die längs der Straße aufgestellt war, und die ich sofort erkannte. Es war ein von Oberst Wetzel in Person kommandirtes Detachement Nationalgarde, das sich gerade zum Angriff auf den Park der Irren vorbereitete; ich kam also gerade zur rechten Zeit.

Nach einem kurzen Meinungsaustausch zwischen Wetzel, Regnier und mir wurde beschlossen, daß die Marinesoldaten zuerst in den Park eindringen sollten. Gedacht, gethan. Durch Gärten und abgelegene Höfe gelangten wir zum Park. Mit aufgepflanztem Bajonnet und unter dem Ruf: Hoch die Commune! stürmten die Marinesoldaten vor, rechts und links ausschwärmend. Die Nationalgarde unterstützte die Bewegung, indem sie an der mit Schießscharten versehenen Mauer entlang marschirte, welche der Feind besetzt hielt, und die es ihm möglich machte, uns so viel Schaden zuzufügen. Der Gesammtangriff, an dessen Spitze sich der brave Regnier befand, erwies sich so unwiderstehlich, daß die Versailler, denen der Angriff ganz unerwartet gekommen war, sich in Unordnung, um nicht zu sagen in Auflösung, aus dem Park zurückzogen. Erst an der anderen Seite des Parks machten sie einen Widerstandsversuch, der allerdings fruchtlos blieb und nur einen Augenblick dauerte, uns aber doch an zwanzig Todte und Verwundete kostete.

Im Besitz des Parks, den die Nationalgarde sofort besetzt hatte, gab ich Regnier Befehl, den General im Quartier des Dorfes Issy zu erwarten, während ich mich durch die Gärten nach dem Fort verfügte. Ich fand Dombrowski nicht mehr, er war über die Barrikade hinweg und auf dem Fußpfad, wo ich einige Stunden zuvor mein Pferd verloren hatte, in das Dorf zurückgekehrt.

Es war 6 Uhr Morgens, als ich ins Fort zurückkehrte. Eine furchtbare Kanonade, die schon die ganze Nacht ohne Unterbrechung gewüthet hatte, schien eher an Heftigkeit zuzunehmen. Ach! unsere

Batterien antworteten nicht mehr; die Geschütze waren fast sämmtlich zerschossen, größtentheils unter den Trümmern begraben. Das Gewölbe des großen Thors im Inneren des Forts und die einzige Casematte, von der ich früher gesprochen, waren buchstäblich mit Verwundeten angefüllt, während die massenhaften Leichen dicht übereinander geschichtet, an den ungeschützten Stellen herumlagen und von den Versailler Bomben, die ihnen zum Glück keinen Schaden mehr thun konnten, auf's grauenhafteste zerrissen wurden. Niemals wird die Erinnerung an dieses entsetzliche Schauspiel in meinem Gedächtniß erlöschen.

Das Fort, welches den Tag zuvor bereits eine Ruine gewesen, war jetzt nur noch ein wüster Haufe von Steinen, Mörtel, Geschossen und Bombensplittern — Hunderte von gräßlich verstümmelten Leichen darüber hingestreut. In dieser einzigen Nacht hatten wir im Fort Issy sechshundert Todte und Verwundete!

Mit Einem Blick sah ich, daß alle unsere Anstrengungen, diese wichtige Position zu halten, vergeblich sein und blos zu unnützem Blutvergießen führen würden. Die Räumung war unerläßlich; die Fortsetzung des Widerstandes wäre ein Fehler gewesen, weil unsere Kräfte dadurch geschwächt wurden, ohne daß der geringste Vortheil zu erwarten. General Eudes, wie immer auf seinem Posten, schaute so finster und hoffnungslos drein, daß ich ihn nicht anzureden wagte; er erwiderte meinen Gruß mit einer Miene, als wollte er sagen: „Sehen Sie, ob wir unsere Pflicht gethan haben und ob wir noch mehr thun können!" Nachdem ich erfahren, daß Dombrowski sich entfernt hatte, verließ ich das Fort und wandte meine Schritte der Barrikade zu. Hunderte von Versailler Kugeln, welche mir um die Ohren pfiffen, gaben mir das Geleite; ach! sie kamen aus den Laufgräben, die ich Tags zuvor mit dem 248. Bataillon den Versaillern abgenommen hatte. Zu behaupten, die Capitulation des Forts sei überhaupt zu vermeiden gewesen, mag vielleicht gewagt sein; allein so viel ist gewiß: wäre ich, statt zurückgerufen zu werden, in der vom Bahnhof von Clamart aus so glücklich begonnenen Bewegung wirksam unterstützt worden, so hätte die Katastrophe unzweifelhaft weit hinausgeschoben werden können. Wir waren im Stande, das durch diese Bewegung auf einer Seite freigewordene Fort zu befestigen; und drang man weiter vor auf dem Weg, den das 248ste mit seinem Blut bezeichnet hatte, so ließen sich wenigstens andere Resultate erreichen, als die, welche sich mir beim Hinuntergehen ins Dorf darboten. An der Barrikade fand ich meine Ordonnanz, die mich im Augenblick, wo mein Pferd getödtet worden war, aus den Augen verloren, mich dann mit Borniewski längere Zeit fruchtlos gesucht und sich dann ent-

schlossen hatte, hatte der [illegible] auf mich [illegible] von mir zu warten. Der Bauer zeigte mir das Pferd Dembrowski's, welches ganz in der Nähe am Boden lag. Das arme Thier war von einer Kugel [illegible] worden, es hatte aber noch die Kraft gehabt, seinen Herrn bis hierher zu tragen, wo es, wie vom Blitz getroffen, zusammenbrach.

Ich bestieg das Pferd meiner Ordonnanz, die ich [illegible] in ein leeres Fuhrwerk legte, welches vor dem Dorfe gehalten, und sprengte weg, um möglichst bald den General zu erreichen, den ich auf dem Verbandplatz vermuthete. Wie groß war aber meine Ueberraschung, als ich dort erfuhr, daß er noch gar nicht zurückgekehrt war. Todtmüde, [illegible] ich [illegible], zu bleiben. Nach etwa einer Viertelstunde kam Dembrowski in das Zimmer, wo ich, völlig angekleidet auf einige Stühle ausgestreckt, ihn erwartete. Als er mich erblickte, eilte er auf mich zu und drückte mir die Hand mit den Worten: „O wie glücklich bin ich, Sie wiederzusehen! Wir hatten schon geglaubt, Sie wären gefallen — Borniewski hatte Sie zweimal vergeblich gerufen. Was war denn aus Ihnen geworden?" Ich erzählte ihm den Hergang; wir begaben uns dann in sein Schlafzimmer und warfen uns auf ein paar Matratzen, deren Härte uns nicht hinderte sofort einzuschlafen.

Ich habe mich seitdem oft gefragt: wie ist es möglich, daß ein Mensch, und noch dazu Leute gleich Dembrowski, Borniewski und mir, die doch wahrlich keine Athleten waren, so außerordentliche Strapazen ertragen und dabei im Besitz ihrer geistigen Fähigkeiten bleiben konnten! Wir schliefen durchschnittlich nicht mehr als 3 bis 4 Stunden in 24 Stunden; wir aßen nur, wenn wir Zeit hatten, und das war selten und immer blos auf wenige Augenblicke; wir waren fast beständig zu Pferd, der fortwährenden Lebensgefahr gar nicht zu erwähnen, an die man sich zwar gewöhnt, die aber doch für die meisten Naturen etwas Aufreibendes hat. Wohlan — ich habe mich im Ganzen nie wohler gefühlt, als während der Zeit jener Anstrengungen und Entbehrungen, welche menschliche Kräfte zu übersteigen schienen. Nach einer Stunde bleischweren Schlafs, der zu fieberhaft war, um zu erfrischen, erhob ich mich müder als ich mich niedergelegt hatte. Wir mußten, das brauche ich kaum zu bemerken, mit den Stiefeln an den Füßen schlafen, weil man andernfalls beim Ausziehen die Stiefeln nicht leicht wieder an die geschwollenen Füße gebracht hätte. Das Alles nahm uns natürlich nicht die gute Laune — man thut zu gern, was die Pflicht erheischt und was man Andere, die man achtet, thun sieht; und statt zu klagen, lachten wir manchmal auf's hei-

terste, wenn wir am Ende unserer Kriegerkräfte angelangt zu sein glaubten. Wie oft verlangte Dombrowski, wir sollten abwechselnd unseren Dienst verrichten. Man antwortete: Ja! aber — es waren unser zu Wenige, als daß wir hätten abwechseln können. Und sahen wir denn nicht ihn Tag und Nacht auf dem Posten, seine Kräfte vervielfältigend, um überall sein zu können, wo man seiner bedurfte. Und wo bedurfte man seiner nicht?

Den folgenden Tag, oder richtiger den nämlichen Tag, an dem wir uns in dieser Weise „ausgeruht", gingen wir in unser Hauptquartier im Schloß de la Muette. Von jetzt an kamen wir nur noch selten nach Paris; wir richteten uns im Schloß ein, so gut es ging, und trafen alle nöthigen Maßregeln, damit stets einer von uns an diesem Punkt anwesend war, der bei der Nähe des Point-du-Jour, von Auteuil, Passy und anderen Positionen für uns von der höchsten Wichtigkeit war.

Um den Lesern einen Begriff davon zu geben, wie wenig wir Herren unserer Zeit waren, wie sehr uns dieser unaufhörliche Kampf, den wir Tag und Nacht bestanden, von den Ereignissen, die um uns her vorgingen, fernhielten, hätte ich nur eine Thatsache anzuführen.

Seit einigen Tagen waren Gerüste an die Vendôme-Säule angelegt, an der wir mehrmals täglich vorbeikamen. Einmal ging ich nach dem Stadttheil Batignolles um frische Wäsche anzuziehen und meine Frau zu sehen; da fragte mich eine Nachbarin, die gekommen war, um von mir Neuigkeiten zu erfahren: „Und die Vendômesäule, ist sie herunter?" Ich wußte nicht, von was sie mit mir sprechen wollte und sperrte die Augen weit auf. Da reichte mir meine Frau eine Zeitung, in der ich das Dekret lesen konnte, welches die Niederreißung des bonapartistischen Denkmals anordnete. Des Abends, als ich zu Pferde saß, ritt ich zum General heran, und während ich im Schritt ritt, fragte ich ihn, ob er von dem Decret der Commune Kenntniß habe. „Auf mein Wort", antwortete Dombrowski, „ich höre zum ersten Male davon reden. Haben Sie selbst das Decret gelesen?" Auf meine bejahende Antwort fügte er hinzu: „Dem mag sein wie ihm wolle, ein Geschlecht, das nichts konnte, als seine Kanonen zu übergeben, sollte ein wenig mehr Achtung für die Vorahnen haben, die deren genug eroberten, um ein solches Denkmal zu errichten." „Mein General," antwortete ich, „die Commune handelt recht, indem sie diese ewige Herausforderung zum Haß zwischen zwei großen Nationen wie Franzosen und Deutschen für immer schleift. Das ist ein heilsames Beispiel und ich für meinen Theil kann, nachdem ich die Erwägungsgründe, die das Decret angibt, gelesen habe, dem-

selben nur Beifall zollen. Uebrigens werden Sie, wenn Sie es gelesen haben, gewiß auch meiner Meinung sein.“ Einige Tage später kam Dombrowski auf den Gegenstand zurück und sagte zu mir: „Ja, die Franzosen können sich eine große Nation nennen, denn sie sind im Stande, aus Princip sogar ihren Ruhm, sogar ihre Selbstliebe aufzuopfern.“

Als sich Dombrowski im Schloß La Muette eingerichtet hatte, verlangte er von der Regierung, daß sie ein Mitglied der Commune dorthin beordere, um ihn als Civilcommissär zu unterstützen. Ich glaube schon oben bemerkt zu haben, daß man uns den Bürger Dereure, Mitglied der Commune und des Wohlfahrtsausschusses sandte. Die Größe dieses einfachen Charakters, seine festen Principien, sein klares und stets richtiges Urtheil verdient, daß ich Einiges über ihn spreche. Vor Allem bemerke ich Denjenigen, die behaupten, das Volk sei nicht reif genug, sich selbst zu regieren, daß Dereure vor der Revolution vom 18. März ein einfacher Schuhmacher war und daß das Volk, das — immer nach den Behauptungen unserer Gegner — bei der Auswahl seiner Leute im Finstern tappt, diesen Mann doch zu finden gewußt hat, um ihm einen Theil seines Schicksals anzuvertrauen. Dereure, ein intelligenter, unterrichteter, tüchtiger Mann nahm den Auftrag an, und alle Die, die ihn auf den Wällen gesehen haben, wie er Tag und Nacht marschirte, die Arbeiten überwachte, die Erschöpften ermuthigte, die Feigheit rügte, alle Die, die ihm dann bis auf das Aeußerste folgten, wo sich die Handvoll der noch Lebenden vom Schloß La Muette nach den Höhen des Père Lachaise flüchtete, — Alle werden gern bezeugen, daß er sein Wort gehalten und seine Pflicht gethan hat; Dombrowski schätzte ihn hoch. Was uns betraf, die wir ihn umgaben, so hatten wir nicht Mittel genug, um ihm unsere Achtung, unsere Bewunderung zu bezeugen. — Wenn ich Dereure sah, glaubte ich den wiederauferstandenen Schatten Heberts zu sehen, nur sanfter und mehr zu unserer Zeit und unseren Sitten passend.

Die Zeit, die uns vom 21. Mai, dem Tage des Einrückens der Versailler Truppen in Passy trennte, bietet nicht viel Interessantes. Ich führe aus derselben nur Thatsachen an, die über das Gewöhnliche hervorragen. — Tag und Nacht entweder auf den Wällen oder in Neuilly, stets dem Feinde gegenüber, rechneten wir unser Dasein nur nach Erfolgen oder Niederlagen der einen oder der anderen Seite. Die definitive Aufgebung des Forts Issy machte unsere Stellung am Point-du-Jour, am Thore Auteuil und bis zum Thore Maillot ganz unhaltbar. Der Feind besäete uns buchstäblich mit seinen Geschossen, indem er sie uns von vorn und

von Hirten zuschickte. Alle Werke, die wir aufwarfen, stürzten wie Kinderspiele bei der ersten Anstrengung der Versailler Artillerie zusammen. Noch ein Wort betreffs Issy. Am Tage, nachdem wir zum letztenmal dort gewesen waren, fiel der tapfere Oberst Wetzel bei der an der Kirche befindlichen Barrikade an der Spitze seiner Leute. Eine explodirende Kugel traf ihn gerade auf die Stirn und zerschmetterte seinen schönen und edlen Kopf zur Unkenntlichkeit. Die französischen Soldaten haben keine explodirbaren Kugeln. Ich habe mich deshalb oft gefragt, wo diese hergekommen sein mag, die uns einen der besten Offiziere, der tapfersten Soldaten raubte, einen Mann, der in jeder Hinsicht den Namen eines Helden verdiente. Nach vielen Vermuthungen bin ich endlich zu der Gewißheit gelangt, daß jedenfalls ein Offizier, der sich hinter der Barrikade langweilte, seine Jagdflinte herbrachte, und da fast alle Waffen dieser Art explodirbare Kugeln für das Großwild haben, so hat dieser Herr sich allem Kriegsrecht zum Hohn, das Vergnügen gemacht, Geschosse abzusenden, die der russische Czar allzu barbarisch gefunden und abzuschaffen beantragt hat. Alle Regierungen haben ihre Zustimmung dazu gegeben, bis auf das Großherzogthum Baden, das allein diese Kugeln beibehielt, deren einziges Verdienst darin besteht, schwerere Wunden zu machen und die armen Verwundeten doppelt leiden zu lassen. Einige Versailler Offiziere haben bewiesen, daß sie eben so roh sein können als die rohen Leute anderer Völker. —

Die Hand, welche bis hierher geschrieben, wurde durch den Tod am Weiterschreiben gehindert. Am 3. Juni dieses Jahres (1876) starb zu Rödelheim bei Frankfurt a. M. Wladimir Rosalowski, der Verfasser von: Leben und Thaten des Generals Dombrowski. Der „Volksstaat“ vom 11. Juni 1876 widmete ihm folgenden Nachruf:

„Wladimir Rosalowski, ein Communeflüchtling, der unter dem angenommenen Namen Grece seit einigen Jahren in Rödelheim bei Frankfurt a. M. lebte, ist am Sonnabend, dem 3. d. M., nach längerem Leiden gestorben und am 5. Nachmittags unter Geleitung der in Rödelheim beschäftigten französischen Arbeiter und deutscher Sozialisten aus Frankfurt und Umgegend in einfacher und würdiger Weise beerdigt worden. Rosalowski war während der Commune Eskadronschef im Stabe Dombrowski's und ist Verfasser der im „Volksstaat“ veröffentlichten Artikel „Leben und Thaten des Generals Dombrowski“. Der Verstorbene wurde nur

38 Jahre alt und hinterläßt eine Wittwe, eine geborene Lothringerin. Am Grabe sprach der sozialistische Reichstagscandidat Frankfurts, Herr Frohme, einige ergreifende Worte der Erinnerung und pries den Verblichenen als „einen Soldaten der Menschheit". Sein Name und seine revolutionäre Vergangenheit — nach dem polnischen Aufstande wurde er in Oesterreich gefangen genommen und zwei Jahre auf die Festung Krakau geschickt — waren den deutschen Behörden bekannt; ohne sein Wissen wurde er polizeilich überwacht, da er sich aber vom Parteileben fernhielt, nicht weiter belästigt".

Wir hatten ursprünglich die Absicht, durch einen anderen Adjutanten Dombrowski's die Biographie vollenden zu lassen, allein es traten Verzögerungen ein, und wir mußten, um den Schluß nicht noch länger zu verzögern, von diesem Versuch abstehen.

Zum Glück gelangte ein Aktenstück in unsere Hände, welches die Rosalowski'sche Arbeit ergänzt: ein authentischer Bericht über den Tod Dombrowski's. Blos wenige Tage sind auszufüllen. Und über sie ist wenig zu sagen. Nach dem Einrücken der Versailler galt es zu kämpfen. Die Centralleitung war bald unmöglich geworden. Dombrowski that, was er konnte, um die Vertheidigung nach einem einheitlichen Plan zu organisiren, allein er scheiterte an der unübersteiglichen Macht der Umstände. Jeder mußte kämpfen, wo er stand — und Dombrowski konnte nicht viel mehr thun. Was die Umstände verschuldeten, legten Unverständige ihm zur Last. Er wurde seines Commando's enthoben. Die Schmach, den Untergang der Commune, wollte er nicht überleben.

Das Weitere sagt unser Bericht:

Der Tod Dombrowski's. Dombrowski starb am 23. Mai 1871. Zwei Tage vorher waren die Versailler Truppen, geleitet von dem Verräther Ducatel, der sie vom Wall des Thores von St. Cloud herab benachrichtigt hatte, in Paris eingedrungen. Das Corps des Generals Clinchant rückte vom Mittelpunkte der Stadt aus gegen den Montmartre vor, den zwei von General Ladmirault befehligte Divisionen zu umgehen sich anschickten. Bei Vertheidigung der Barrikade der Straße Myrrha, im Kampf gegen Truppen des Clinchant'schen Corps, wurde Dombrowski tödtlich verwundet.

General Trochu, welcher den Bonapartisten Vinoy und Ducrot das unbedingteste Vertrauen schenkte, hatte während der ersten Belagerung gegen Dombrowski die Anklage erhoben, er sei ein preußischer Spion, und dieser Verdacht war, trotz der heldenmüthigen Aufopferung des jungen Feldherrn, im Stadthause wieder

aufgetaucht. Gebrochenen Herzens, entschlossen zu sterben, verließ Dombrowski am Morgen des 23. Mai das Stadthaus. Denselben Tag, wie schon bemerkt, wurde er auf der Barrikade der Straße Myrrha (Ecke der Straße Poissonnière) verwundet und nach dem Hospital Lariboisière gebracht, wo er Nachmittags 3 Uhr im Saal St. Honoré, Nr. 5, starb.

Im Hospital sprach Dombrowski nur wenige Worte, er forderte Eis, und fügte hinzu, er fühle sich tödtlich verwundet. Einen Augenblick später sagte er noch: „Diese Menschen klagten mich an, ein Verräther zu sein!“ Kurz darauf starb er, im Todeskampf von seiner Frau und seinem Kinde redend. Als die Truppen der Versailler sich dem Hospital näherten, wurde die Leiche Dombrowski's in eine verschlossene Droschke mit herabgelassenen Vorhängen gebracht; acht Reiter gaben das Geleite, und im Galopp bewegte sich der traurige Zug die Magenta-Straße entlang nach dem Stadthaus. Hier wurde die Leiche in den großen Saal der Quästur getragen und, mit dem Rothhemd der Garibaldianer bekleidet, auf einem Paradebett ausgestellt. Da die feindlichen Truppen immer näher kamen, so wurde der Leichnam bald darauf nach der Mairie des 11. Arrondissements geschafft und schließlich im Père Lachaise beerdigt, unter dem Donner der Kanonade und dem grellen Schein der Feuersbrünste. Die Grabrede Dombrowski's hielt August Vermorel, der, ebenfalls des Verraths angeklagt, sich ebenfalls kurz nachher auf einer Barrikade tödten ließ. —

Wir veröffentlichen nun noch, theils um den Leser zu entschädigen, theils um das Bild jener Zeit zu vervollständigen, nachstehende authentische, meist französischen Blättern, namentlich den „Menschenrechten“ entnommene Aktenstücke, welche die Geschichte der blutigen Woche beleuchten:

Der Tod Raoul Rigault's. Es war Mittwoch den 24. Mai 1871, drei Tage nachdem die Versailler Truppen in Paris eingedrungen. Auf dem linken Ufer der Seine okkupirten sie die Militärschule, das Marsfeld, Grenelle, Vaugirard, Montrouge und einen großen Theil des Faubourg St. Germain; auf dem rechten Ufer: die Elyseischen Felder, den Industriepalast, die Madeleinekirche, Montmartre, den Nordbahnhof, die neue Oper.

Die Niederlage der Commune war gewiß. Hinter den Soldaten kamen von Versailles diejenigen, welche die „République Française“ (Gambetta's Organ) im Jahre 1871 „die Blutjournalisten“ nannte. Aus allen Ecken und Winkeln strömten, toll vor Haß und Angst, die Denunzianten herbei, welche sich während

des Kampfes verstickt gehalten hatten und nun die Leidenschaften entflammten, die Rachsucht schürten.

Die Verfolgung wurde organisirt; man begann die Nachforschungen. Die Polizei mit ihrer Horde von Mouchards, unterstützt von den freiwilligen Spionen, ging an die Arbeit. In langen Reihen wurden Gefangene nach Versailles geführt, unter dem Wuthgeschrei der sie umdrängenden Menge (des Ordnungspöbels) und dem mitleidslosen Lächeln der Frühlingssonne. Und durch den Donner der Kanonade, durch das Geknatter der Kleingewehrsalven hindurch, hörte man das unheimliche Schießen der „summarischen Hinrichtungen“. Am 23. oder 24. Mai — die Notiz steht in dem „Gaulois“ des 25. Mai — wurde der erste der falschen Billioray erschossen. „An der Madeleinekirche“, schreibt der „Soir“ vom 25. Mai, „hörten die Truppen erst auf, als alle Insurgenten getödtet waren, die meisten mit Bajonettstichen. Kein Insurgent kam lebendig aus der Kirche.“ An der Ecke der Straße Rochechouart und des Boulevard lagen die Leichen hoch aufgeschichtet und bildeten jenen grauenhaften Hügel, von welchem der große Dichter (Victor Hugo) dieser Tage im Senat (in der Amnestiedebatte) sprach.

Am Abend des 24. Mai waren auf dem rechten Ufer das neunte und zehnte Arrondissement, und auf dem linken die Barrière d'Enfer, das Luxembourg, das Pantheon in der Gewalt der Truppen.

Den 24. Mai fand Raoul Rigault seinen Tod. Der Eigenthümer des Hotels, in welchem das Communemitglied verhaftet wurde, hat in einem Brief an den „Petit Moniteur“ die näheren Umstände wie folgt erzählt:

„Paris, den 29. Mai 1871. Mein Herr! In Ihrer Nummer vom 28. d. haben Sie einen Artikel des „Siècle“ über die Verhaftung Raoul Rigault's abgedruckt. Dieser Artikel enthielt mehrere Ungenauigkeiten, die ich Sie zu berichtigen bitte.

„Ein anständig gekleideter junger Mann kam am 18. April in mein Hotel, um ein Zimmer zu miethen. Er sagte, daß er aus der Provinz komme, und bemerkte, „die Dinge machten sich“ (que les affaires s'arrangent), er werde sich bald eine Wohnung möbliren können. Er bezahlte für 14 Tage voraus. Er gab als seinen Namen an: August Varenne, 27 Jahre alt, Geschäftsmann, geboren in Spanien; Wohnsitz und letzter Wohnort Pau. Ein Brief, den ein Dienstmann in Abwesenheit des angeblichen Varenne überbrachte und der an Raoul Rigault adressirt war, flößte mir Verdacht ein, in welchem ich dadurch bestärkt ward, daß der junge Mann nur sehr selten in seinem Zimmer anwesend war. Dieses

Zimmer wurde nur von ihm bewohnt, nicht auch von einer Schauspielerin.

„Die Jäger (Chasseurs) des 19. Regiments, welche auf Raoul Rigault geschossen haben und ihn verhaften wollten, kamen durch die Straße Gay-Lussac und nicht durch die Straße der Feuillantines. Raoul Rigault trug die Uniform des Commandirenden des 142. Bataillons.

„Anfangs hielt man mich allerdings für ihn, aber das Haus wurde nicht durchsucht. Als Raoul Rigault hörte, daß er verfolgt wurde, stieg er in den sechsten Stock hinauf, wo ich ihn aufsuchte und ihm sagte, er müsse wieder heruntergehn, oder ich werde an seiner Statt erschossen werden. Er erklärte, sich über die Dächer flüchten zu wollen. Dem widersetzte ich mich aber. Darauf sagte er zu mir: „Ich bin kein Schuft, kein Feigling, ich gehe hinunter!“ (Je ne suis ni un c.... [das Wort ist nicht ausgeschrieben: couard?], ni un lâche, et je descends.)*)

„Ich ging wieder hinunter und holte die Jäger, welche sofort hinaufeilten und ihn im zweiten Stock verhafteten.

„Raoul Rigault präsentirte sich mit den Worten: „„Da bin ich! Ich bin es!““ und überreichte dem Korporal seinen Degen und Revolver.

„Das sind die genauen Einzelnheiten der Verhaftung Raoul Rigault's. Ergebenst 2c. Chretien, Eigenthümer des Hotels Gay-Lussac, Rue (Straße) Gay-Lussac, 29.“

„Man führte“, erzählt der „Siècle“ vom 27. Mai, „man führte Raoul Rigault in die Straße Gay-Lussac, um ihn ins Luxembourg zu bringen. An der Ecke der Straße Royer-Collard wenige Schritte vom Boulevard St. Michel, begegnet die Escorte einem Oberst des Generalstabs (colonel d'état-major), der sich nach dem Namen des Gefangenen erkundigt. Dieser antwortet mit dem Ruf: „Es lebe die Commune! Nieder mit den Mördern!“

„Sofort wird er gegen eine Mauer gestellt und niedergeschossen. Die Leiche blieb bis zum Nachmittag auf dem Platze liegen.“

---

*) Raoul Rigault hat also den Versuch, sich zu retten, nur aufgegeben, um den Wirth des Hotels nicht in Gefahr zu bringen! Und dieser Mann ist von dem Ordnungsbanditenthum als roher, erbarmungsloser Bluthund verschrieen worden. Die Geschichte wird wenig Fälle ähnlicher Selbstaufopferung aufzuweisen haben.

Der Tod Delescluze's. In der Commune war ein Mann, dessen heroisches Leben und heroischer Tod jeder Verleumdung Trotz geboten haben. Charles Delescluze wird selbst von Denen, die ihn tödteten, geachtet und geehrt. Man kann uns nicht verhindern, der Bewunderung, die wir für seinen unbeugsamen Muth seine unerschütterliche Prinzipientreue empfinden, Ausdruck zu geben Wir veröffentlichen daher den einfachen Bericht der letzten Augenblicke dieses Mannes, dessen ganzes Leben dem Sieg der Republik gewidmet war:

Treu seiner Pflicht als Mitglied der Commune und Delegirter des Kriegs, hatte Delescluze beschlossen, für die Sache zu sterben, der er sich geweiht.

Die Commune war in die Mairie (Bürgermeisterei) des 11. Arrondissements auf dem Voltaire-Platz, geflüchtet; dort schrieb er an seine Schwester nachstehenden Brief:

Meine gute Schwester!

Ich will und kann nicht der siegreichen Reaktion zum Opfer oder zum Spielzeug dienen.

Verzeihe mir, daß ich vor Dir gehe, die Du mir Dein Leben geopfert hast!

Aber ich fühle nicht den Muth in mir, noch eine Niederlage nach so vielen zu ertragen.

Ich küsse Dich tausendmal zärtlich, wie ich Dich liebe. Dein Andenken wird das letzte sein, welches meine Gedanken beschäftigt, ehe ich zur Ruhe gehe.

Ich segne Dich, meine heißgeliebte Schwester, die Du seit dem Tod unserer armen Mutter meine einzige Familie gewesen.

Lebewohl! Lebewohl! Noch einen Kuß!

Dein Bruder, der Dich lieben wird bis zum letzten Augenblick.

Ch. Delescluze.

Freunde, die an dem Kampfe nicht Theil genommen, begaben sich in die Mairie, um einen letzten Versuch bei ihm zu machen. Sie drangen in ihn, baten, beschworen ihn, ein Asyl bei ihnen anzunehmen.

Er antwortete:

„Als ich in die Commune eintrat, brachte ich, was mir vom Leben noch übrig, als Opfer dar. Ich will nicht, daß man von mir sage, was man von Denen sagen wird, die sich retten werden. Delegirter des Kriegs, will ich dem Schicksal der Soldaten der Commune treu bleiben. Nach all' meinen Schmerzen, nach all meinen Mühen, ist der Tod für mich die Befreiung."

Er hatte seine ganze Energie aufgeboten, um die Anerbietungen seiner Freunde zurückzuweisen. Er legte seine Schärpe an, und

nahm seinen Spazierstock; festen Fußes durchschritt er das Boulevard Voltaire. Unbewegt, geradeaus wandelnd, gelangte er inmitten eines Orkans von Kartätschen, Bomben und Gewehrkugeln zur Barrikade, welche das Boulevard vom Platz des Chateau d'Eau trennte.

Er stieg auf die Barrikade, oben hinauf — trotz der flehentlichen Vorstellungen der Föderirten, welche sie vertheidigten; und hier, aufrecht stehend, umtost von dem Feuersturm, erwartete er ruhig den Tod. Einige Minuten lang eilte dieser an ihm vorüber, ohne ihn zu erreichen.

Dann fiel er — er war todt.

Einer seiner Freunde neigte sich auf den Leichnam herab und wollte ihn forttragen — er wurde getödtet.

Auf derselben Barrikade fiel Vermorel, von einer Kugel in die Weichen getroffen. Man ließ die Leiche Delescluze's liegen, um den Verwundeten zu retten.

Als die Barrikade genommen war, brachte man den Leichnam auf die Stufen des Dejazet-Theaters; er hatte die Schärpe noch um.

Von da wurde er auf die Stufen der Kirche der heil. Elisabeth geschafft, wo er mit den anderen Leichen zusammengeworfen ward.

So starb Delescluze.

Die Ermordertung Millière's. Vor dem Civiltribunal von Versailles spielte am 30. Juli (1873) ein Prozeß, dem eine der scheußlichsten Episoden der „blutigen Maiwoche" des Jahres 1871 entwachsen ist. Die Wittwe Millière's, der am 26. Mai, wie kaum zu bezweifeln, auf geheime Veranlassung des von ihm entlarvten Fälschers, Erbschleichers, Ehebrechers und Gesellschaftsretters Jules Favre ohne Urtheil summarisch erschossen ward, klagte auf Entschädigung gegen den Offizier, welcher den Mord hatte vollziehen lassen — den Bataillons-Chef (Commandant) Garcin. Lassen wir den Anwalt der Wittwe, Maillard, reden: „— — Nach dem unheilvollen Krieg zum Volks-Vertreter erwählt, blieb Millière in Bordeaux, so lange die Nationalversammlung dort ihren Sitz hatte; und nach den Ereignissen des 18. März erfüllte er in Versailles ununterbrochen sein Deputirtenmandat bis zum 27. April, das heißt bis zu dem Tag, wo jede Communikation zwischen Paris und Versailles aufgehoben wurde. Was that Millière vom 27. April bis zum 26. Mai? Gleich einer großen Anzahl von Bürgern, die mit ihm in Paris

eingeschlossen waren, dachte er nur darauf, Mittel und Wege zu finden, um Frankreich die Schrecknisse des Bürgerkriegs zu ersparen. Abgeordneter von Paris, glaubte er, daß sein Platz unter seinen Wählern sei; aber auch nicht das leiseste Zeugniß hat ihm Betheiligung an der Insurrektion und an der Commune Schuld gegeben. Niemand hat gesagt, daß er mit der Commune etwas zu thun gehabt habe; Niemand hat ihn in den Reihen der föderirten Nationalgarde kämpfen sehn.

„Trotzdem bemächtigten sich am 26. Mai, als fast ganz Paris, wie dies aus einer Depesche des Hrn. Thiers, Präsidenten der Republik, an die Bevölkerung der Departements hervorgeht, in der Gewalt der regulären Armee war — trotzdem bemächtigten sich am 26. Mai Soldaten, welche Leo Meillet suchten, der Person Millières, auf den sie zufällig stießen. Man hat behauptet, er sei mit den Waffen in der Hand ergriffen worden; allein seine Wittwe stellt dies auf das Bestimmteste in Abrede, und ihre Erklärung kann durch Zeugen bekräftigt werden. Wie dem nun sei, Millière wird fortgeschleppt und nach dem Luxembourg gebracht. Was dort geschah, lasse ich Hrn. Garcin selbst erzählen, der vor der Untersuchungscommission über den Aufstand des 18. März wie folgt aussagte:

> „Millière wurde gegen 10 Uhr Vormittags in einem Haus, welches, glaube ich, das seinige war, verhaftet. Er hatte dem Sergeant und dem Corporal, welche ihn verhafteten, einen gewissen (!!) Widerstand entgegengesetzt (opposé une certaine résistance); er hatte einen Revolver gezogen, und wurde von zwei sehr übermäßig erregten (! trés-surexcités) Personen weggeführt. Die Menge (der Ordnungsfreunde! Andere waren nicht da!) schäumte vor Wuth (était frémissante) und wollte ihn in Stücke zerreißen.
>
> „Millière wurde vorgeführt. Wir waren beim Frühstück mit dem General (es scheint Cissey gewesen zu sein; genannt ist er nicht) in der Straße Tournon, neben dem Luxembourg. Wir hörten einen großen Lärm und eilten hinaus. Man sagte mir: „das ist Millière!“ Ich wachte darüber, daß die Menge nicht selber Justiz übte (!). Er trat nicht in das Luxembourg ein — er wurde an der Thür aufgehalten. Ich sagte ihm: „Sie sind doch Millière?“ „Ja, aber es wird Ihnen auch bekannt sein, daß ich Deputirter bin.“ „Das ist möglich, aber ich glaube, daß Sie Ihre Eigenschaft als Deputirter verloren haben; übrigens ist hier in unserer Gesellschaft ein Deputirter, Hr. von Quinsonas, der Sie erkennen wird.“

„Ich sagte Millière, die Ordre des Generals laute dahin, daß er erschossen werde. Er antwortete mir: „Warum?“ Ich erwiderte ihm: „Ich kenne Sie nur dem Namen nach. Ich habe Artikel von Ihnen gelesen, die mich empört haben; Sie sind eine Viper, die man mit dem Fuß zertreten muß. Sie verabscheuen die Gesellschaft. „Ja, unterbrach er mich mit einer bezeichnenden Miene (d'un air significatif), ja ich hasse diese Gesellschaft!“ „Wohlan, die Gesellschaft wird Sie aus ihrem Busen reißen — Sie werden über die Klinge zu springen haben (vous allez être passé par les armes).“ „Das ist summarische Justiz, das ist Barbarei! Grausamkeit!“ „Und alle Grausamkeiten, die Sie begangen haben, ist das nichts? Doch genug: vom Augenblick an, wo Sie sagten, daß Sie Millière sind, ist nichts weiter zu thun!“

Der General hatte befohlen, daß Millière am Pantheon erschossen würde, und zwar auf den Knieen, um der Gesellschaft das Schlimme, welches er ihr zugefügt, abzubitten. Ich sagte ihm: „So lautet der Befehl: Sie werden auf den Knieen erschossen, und nicht anders!“ Er spielte ein wenig Comödie (!!!); er riß seinen Rock auf und zeigte dem zum Erschießen commandirten Peloton die Brust. Ich sagte ihm: Sie machen Theatereffekte (!! vous faites de la mise-en-scène); Sie wollen, daß man erzähle, wie Sie gestorben sind; sterben Sie ruhig! Das ist besser.“ „Es steht mir frei, in meinem Interesse und in dem meiner Sache zu thun, was ich will.“ „Genug: knieen Sie nieder!“ Darauf sagte er mir: „Ich werde nicht niederknieen, wenn Sie mich nicht durch zwei Mann dazu zwingen.“ Ich ließ ihn auf die Knie werfen und man schritt zur Exekution. Er rief: „Es lebe die Menschheit!“ Er wollte noch etwas rufen, als der Tod ihn traf.“

„So hat Hr. Garcin selbst diese Gräuelscene geschildert. Also Millière ist mit Gewalt zum Niederknieen gezwungen worden. Die Männer, welche zwei Schritte von diesem Palais, auf der Ebene von Satory niedergeschossen worden sind, waren durch regelrechten Spruch der Kriegsgerichte zum Tode verurtheilt; allein, nie ist es einer der mit Vollstreckung der Urtheile betrauten Autoritäten eingefallen, diese Männer des Rechts zu berauben, aufrecht stehend zu sterben. Und Millière, gegen den kein Urtheil vorlag, hat die Schmach über sich ergehen lassen müssen, den Tod auf den Knieen zu empfangen, damit er sich von der Gesellschaft „Verzeihung für das Schlimme, das er ihr zugefügt“, erflehe.

„Und wenn man uns noch sagte, was denn eigentlich das „Schlimme“ ist, welches Millière dieser Gesellschaft zugefügt haben soll, zu deren Heil man ihn geopfert hat. Er war weder Mitglied der Commune, noch Mitglied des Centralcomités, noch Leiter oder Redakteur einer Zeitung. Sein großes Verbrechen*) war, daß er in der Nationalversammlung nicht für ein Denkmal zu Ehren der Generale Thomas und Lecomte gestimmt, und sich nicht den öffentlichen Gebeten für deren Seelenheil angeschlossen hatte.“ — —

Ueber die Hinrichtung Millière's giebt Hr. Maillard, nachdem er die Ungesetzlichkeit derselben juristisch nachgewiesen, noch folgende Einzelheiten:

„Und diese summarische Hinrichtung fand statt in einem Moment, wo der Kampf fast in ganz Paris aufgehört hatte, zwei Tage nachdem Hr. Thiers am 24. Mai von der Tribüne der Nationalversammlung jene denkwürdige Erklärung abgegeben, welche der Geschichte angehört: Das öffentliche Gewissen (!!) muß unerbittlich sein; aber es muß dies sein gemäß den Gesetzen, mit den Gesetzen und durch die Gesetze.“

„Es ist ferner in Betracht zu ziehen, daß Millière seine Eigenschaft als Deputirter angerufen hatte, welche ihn unverletzlich machte, und daß Herr von Quinsonas, einer seiner Collegen, welcher bei dem Restaurateur Foyot mit General Cissey und Herrn Garcin frühstückte, ihn im Augenblick, da er herbeigebracht wurde, vollständig erkannt und mit den Worten angeredet hatte: „Ah, Sie sind es, mein College; Sie befinden sich in einer schlimmen Lage!“ Das „Paris-Journal“ meldete, er habe hinzugefügt: „Es bleibt Ihnen nichts mehr übrig, als einen Priester rufen zu lassen.“ Herr von Quinsonas hat dies aber für unrichtig erklärt, und versichert, er habe nur zu General Cissey gesagt, dieser möge doch einen Priester rufen lassen. In jedem Fall sind wir überzeugt, daß die Bemerkung des Herrn Dr. Quinsonas nur den Zweck hatte (???), die Erschießung hinauszuschieben und Zeit zur Rettung Millière's zu gewinnen.**) — In die juristischen Ausführungen, die jetzt kommen, wollen wir Herrn Maillard nicht folgen. Der Angeklagte war weder persönlich erschienen, noch durch einen Vertheidiger ver-

---

*) Der Anwalt der Frau Millière, ein blauer Republikaner, läßt Hrn. Favre geflissentlich aus dem Spiel.

**) Diese menschenfreundliche Voraussetzung ruht auf sehr schwachen Füßen; Herr von Quinsonas war eins der rabiatesten Mitglieder der Rechten, und die Gesellschaft, in der er sich in jenem Moment befand, charakterisirt ihn zur Genüge.

treten. M. Harel, Prokurator der Republik, der die Competenz des Gerichts bestritt, produzirte aber nachstehendes Aktenstück:

„Kriegsministerium. Generalstab. Cabinet des Ministers.
Versailles, 26. Mai 1871.

Hauptmann Garcin, dem Generalstab (état-major) des 2. Armeecorps attachirt, hat während der zweiten Belagerung von Paris nur auf Grund von Befehlen gehandelt, welche er von seinen Vorgesetzten erhalten.

Er kann also in keiner Weise zu gerichtlicher Verantwortlichkeit gezogen werden hinsichtlich der Thatsachen, welche die Folge dieser Befehle gewesen sind. Die Verantwortlichkeit dafür ruht ausschließlich auf Denen, welche diese Befehle gegeben haben; und insbesondere in der Angelegenheit Millières hat er nur den empfangenen Weisungen gemäß gehandelt.

Der Kriegsminister General de Cissey."

Natürlich wurde die Wittwe Millière's abgewiesen.

Die blutige Woche.

(Schriftstücke veröffentlicht von den „Menschenrechten" zu Paris am 25. und 26. Mai 1876. — Die weitere Veröffentlichung wurde von der republikanischen (!) Regierung untersagt.)

Ein trauriger Tag dieser 25. Mai 1871. Der Kampf dauert fort, immer furchtbarer, immer blutiger. Wir wollen keinen Bericht geben; wir überlassen es den nachfolgenden Schriftstücken. Dieselben sind Büchern und Zeitungen entnommen, die im Mai und Juni 1871 in Paris erschienen; sie werden genügen, um einige der Episoden dieses traurigen Tages ins Gedächtniß zurückzurufen.

Der Chef der ausübenden Gewalt an alle Civil- und Militärbehörden. Wir sind Herren von Paris, mit Ausnahme eines sehr kleinen Theils, der diesen Morgen besetzt werden wird ...

Sie haben 12000 Gefangene in unseren Händen gelassen und wir werden gewiß 18—20000 bekommen. Der Boden von Paris ist mit ihren Leichen bedeckt (Le sol de Paris est jonché de leurs cadavres). Dieses entsetzliche Schauspiel wird, das läßt sich hoffen, den Unsinnigen zur Lektion dienen, welche es wagen sollten, sich für Anhänger der Commune zu erklären.

Uebrigens wird die Gerechtigkeit bald das menschliche Gewissen befriedigen, welches entrüstet ist über die monströsen Handlungen, deren Zeugen Frankreich und die Welt soeben gewesen sind.

Die Armee war bewunderungswürdig; wir haben das Glück, in unserem Unglück verkündigen zu können, daß sie, Dank der Klugheit (sagesse) unserer Generale, nur sehr wenig Verluste erlitten hat. A. Thiers.
(Versailles, den 25. Mai, 7 Uhr 25 Min. Morgens.)

Die summarischen Hinrichtungen.

Der Kampf wurde auf's erbittertste geführt am Bahnhof Montparnasse, am Croix-Rouge, an der Barrière d'Italie und am Pantheon. Diese letztere Stellung wurde von allen Seiten gleichzeitig angegriffen. Unsere Soldaten, die aus allen Straßen vordrangen, hatten bald die Communemänner (Communeux), sieben- bis achthundert an der Zahl, zwischen dem Pantheon, der Genoveven-Bibliothek und der Kirche des Heiligen Stephan vom Berg eingeschlossen. Nicht ein Insurgent entging dem Gemetzel. (Der „Gaulois“, vom 29. Mai.)

Als die Truppen an die Saint-Sulpice-Kirche kamen, fanden sie sich vor einem Stabsarzt (chirurgien-major), der ihnen sagte: „Stören Sie nicht die Unglücklichen, welche hier sind; es sind Verwundete, die wir hier verpflegen, weil es in den Ambulancen (Feldlazarethen) an Betten fehlt.“ Die Soldaten zogen sich zurück; aber die Nachbarn theilten ihnen mit, daß diese „Verwundeten“ gesunde Insurgenten wären, welche die Waffen wieder ergreifen und auf sie, die Soldaten, schießen würden. Die Truppen drangen sofort in die Kirche ein, constatirten, daß die in den Betten Liegenden keine Wunden hatten und sich anschickten (se préparaient) nach ihren Flinten zu springen (à sauter sur leurs fusils), und schleppten die angeblichen Verwundeten auf den Saint-Sulpice-Platz und ließen sie über die Klinge springen.
(Der „Soir“, vom 29. Mai.)

Die Rue-Jacob (Jakobstraße) wurde blos von 7 Insurgenten vertheidigt, die sich durch eine Barrikade deckten. Von 5 Uhr Morgens bis Mittag dauerte der Kampf mit verschiedenen Abwechslungen. Man plänkelte von beiden Seiten, ohne sich viel Leids zu thun. Um Mittag wurde die Position umgangen.

Ein Offizier, gefolgt von unseren Soldaten, stürzte (se précipita) nach der Wohnung Salvador's, der ihm ganz besonders empfohlen worden war. Er fand ihn in weichen Stiefeln (en bottes molles), auf das Sopha hingestreckt und eine Cigarre rauchend.

„Sie sind der Bürger Salvador?“

„Ja,“ sagte der Andere, ohne eine Miene zu verziehen . .

. . . .

„Nun, da Sie entdeckt sind, wissen Sie auch, was Ihnen bevorsteht?“

Salvador zuckte die Achseln mit ächt kastilianischem Stolz.

„Folgen Sie mir,“ sagte der Offizier.

Sie gingen hinunter und marschirten schweigend die Straße entlang, während der Verurtheilte kleine Rauchwölkchen in die Luft blies. An der Ecke der Rue Bonaparte hielt das Peloton; Salvador erblaßte ein wenig und sagte lächelnd:

„Ah, sehr wohl, ich sehe, was das bedeutet.“

Er beschäftigte sich damit, den Knoten seiner Kravatte zu binden, der immer wieder aufging, weil seine weiße und aristokratische Hand etwas zitterte. Endlich machte er eine Anstrengung und sagte zu den Soldaten, indem er auf seinen Hals deutete:

„Zielt hierhin!“ (Vous viserez là!)

Er kniete nieder (?), die Truppen mit einem Blick betrachtend, welcher der Gesellschaft eine letzte Herausforderung hinwarf. Eine Salve ertönte — François Salvador, Schriftsteller und ehemaliger Direktor des Conservatoriums, hatte aufgehört zu leben.

(„Figaro“ *), ohne Datum.)

An der Börse fanden heut die meisten Hinrichtungen von Insurgenten, die mit den Waffen in der Hand gefangen worden waren, statt. Man band Diejenigen, welche sich widersetzen wollten, an das Eisengitter. Auch am Seminar Saint-Sulpice kamen Hinrichtungen vor.

(„Français“, ohne Datum.)

Die Portiers (Hausmänner) saßen vor den Thüren, ihre Pfeifchen rauchend und erzählten aufmerksamen Gruppen von den Gefahren, denen sie entronnen, von Kugeln, welche die Matratzen durchbohrt, von Insurgenten, die in die Häuser gedrungen, um sich zu verstecken. Der Eine sagte: „Ich habe drei gefunden, die sich in meinen Hof geflüchtet hatten; ich benachrichtigte einen Lieutenant, er ließ sie erschießen. Aber man sollte sie nun bald wegschaffen; ich kann keine Leichname in meinem Haus dulden.“ Ein anderer plauderte mit Soldaten und bezeichnete ihnen ein Haus. Vier Mann und ein Corporal begaben sich sofort nach dem betreffenden Grundstück. Einen Augenblick später hörte

*) Dieser infame, den besiegten Feind auf seinem Todesgang höhnende und verleumdende Bericht konnte blos von Einem Blatt gebracht werden, dem „Figaro“ des Herrn Villemessant, des Infamsten der Infamen.

mein Freund Flintenschüsse. Der Portier rieb sich die Hände und kniff schelmisch das Auge ein.
(„Die 73 Tage der Commune“, von Catulle Mendès, S. 305 f.)

Der Commandant Brunel, Mitglied der Commune, welcher am 22. Mai (soll heißen März) Befehl gegeben hatte (falsch!) auf den friedlichen Aufzug zu schießen, der durch die Rue de la Paix über den Vendômeplatz marschirte, ist am Donnerstag in einem Haus des Vendômeplatzes, Nr. 24, entdeckt worden, wohin er sich geflüchtet hatte. Man fand ihn in einem Kleiderschrank. Einige Pistolenschüsse tödteten ihn auf dem Fleck.

(„Journal des Debats“ vom 31. Mai.)

Eine andere sehr wichtige Verhaftung, die wir ebenfalls der Unerschrockenheit des Lieutenants Reinhard Straudin (5. Compagnie des ersten Bataillons der Nationalgarde) verdanken, und die von diesem unter Beistand seines Hauptmanns Gluais vollzogen ward, ist die Pinchau's, des Befehlshabers einer Freischaaren-Abtheilung der Commune; derselbe wurde in der Straße Cossonnerie entdeckt, und mit ihm sein Bruder, der Lieutenant, und Mathorel.

Diese drei Personen wurden vor den Stab des Generals Douai geführt und sofort erschossen.

(„Journal des Debats“, 31. Mai)

Der weiße Schrecken folgt in Paris schon dem rothen Schrecken, darin liegt nichts Ueberraschendes. Die Haussuchungen haben in den von unseren Truppen besetzten Stadttheilen angefangen. Man durchforscht auf's genaueste die Häuser und Keller, um Theilnehmer am Aufstand zu entdecken. Es versteht sich von selbst (!), daß auch Unschuldige mit gefaßt werden und für die Schuldigen büßen müssen. Ich kenne unter den gestrigen Gefangenen mehr als einen, der nicht die geringsten Beziehungen zu den Leuten der Commune gehabt hat. Mehrere Deputirte thun Schritte, um ihre Freilassung zu erwirken; hoffen wir, daß es mit Erfolg sei. Man führt unter den Gefangenen dieser Kategorie die Schwester eines Abgeordneten auf, bei der die Soldaten eine Flinte und eine vollständige Nationalgardenuniform gefunden haben. Waffen und Uniform gehörten aber dem Manne dieser Dame, der sich beim Ausbruch des Aufstandes geflüchtet hatte. Trotzdem wurde Madame X. unter die Communalisten gezählt.

Die Polizei der Straßen, in denen die Ordnung wieder hergestellt ist, wird seit gestern wieder von den städtischen Polizisten (sergents de ville) ausgeübt, die angewiesen sind, alle Verdächtigen zu verhaften; wenn sie nur dieses Recht nicht mißbrauchen, wie in den Zeiten des Kaiserreichs! Diesen Morgen ist eine neue Schaar

von Polizisten (sergents de ville), mit Chassepots bewaffnet, ausgezogen.

Diese Nacht sind sechs Gefangenen-Transporte nach den Häfen des Westens, namentlich nach Lorient und Brest abgegangen.

Starke Colonnen von Gefangenen sind am Abend angekommen. Es mochten sechstausend sein . . . Diese Gefangenen sind in Satory internirt worden.

Gegen 7 Uhr Abends versuchten sie, sich zu erheben (befreien), die wachthabenden Soldaten zögerten nicht, von ihren Waffen Gebrauch zu machen; die Zahl der Opfer war ziemlich beträchtlich: hundert getödtet, fünfzig verwundet. Sofort wurden starke Gensdarmerie-Abtheilungen nach Satory beordert, um die Garnison zu verstärken. Ohne Zweifel in Folge dieser Bewegung ist der Entschluß gefaßt worden, mehrere Gefangenen-Transporte nach den Gefängnissen der Departements abgehen zu lassen. („Siecle".)

Ich habe Ihnen gestern nur sehr flüchtig von den Vorgängen gesprochen, die sich Tags zuvor in Satory zugetragen. Das Lager von Satory ist das Lager der Besiegten. Man hat dort Alles, was in Paris und außerhalb Paris aufgerafft worden, durch einander zusammengepfropft. Die Wächter haben ihre Noth, unter diesem fieberisch erregten Menschengewimmel Ordnung zu halten. Man streitet sich, zankt sich, schlägt sich, und **jeden Augenblick muß dazwischen hineingeschossen werden** (à tout instant il faut intervenir par la fusillade). Vorgestern kam es zu einem Aufstandsversuche. Die Soldaten fingen damit an, auf die Unruhigsten (les plus mutins) zu zielen; da **dieses Verfahren aber nicht hinlänglich rasch zum Ziele führte, ließ man zwei Mitrailleusen kommen, mit denen dann in den Haufen geschossen wurde** (mais comme ce procédé ne paraissait pas suffisamment expéditif, on fit avancer deux mitrailleuses qui tirèrent dans le tas). („Siecle".)

Die Erschießungen aus Versehen.

Jules Vallès*) und Ferré**) wurden Donnerstag, den 25. Mai, um 6 Uhr Abends erschossen.

Beide wurden in der Fruchthalle verhaftet. Der Offizier, welcher das Detachement befehligte, gab Ordre, sie nach dem

*) Jules Vallès ist am Leben, und befindet sich, wenn wir nicht irren in London.

**) Ferré wurde bekanntlich den 25. November 1871 in Satory erschossen, nachdem er durch das dritte Kriegsgericht verurtheilt worden.

Châtelet zu bringen, wo sie eingesperrt werden sollten. Auf dem Platz des Châtelet angekommen, wurden sie erkannt; einige Stimmen riefen: „Das ist Vallès! Das ist Ferré!"

Sofort schrie der ganze Haufen: Todtschießen! todtschießen! (A mort! à mort!).

Sich verloren fühlend, machten sie einen letzten verzweifelten Versuch: sie wollten entfliehen. Allein nach den ersten paar Schritten wurden sie wieder ergriffen.

Vallès sprang nun dem Offizier an die Kehle, der doch sein Möglichstes gethan hatte, um ihn gegen die Erbitterung des Volks (!) zu schützen. Der Offizier konnte sich nicht sofort des Rasenden erwehren, aber durch Kolbenstöße, Stock- und Faustschläge wurde dieser endlich zum Loslassen gezwungen.

Sie wurden bis zu dem kleinen Platz hinter dem Theater des Châtelet geschleppt; die Menge immer hinterdrein, mit dem Ruf: Todtschießen! todtschießen!

An der kleinen Straße der Prêtres-Saint-Germain l'Auxerrois wollten Vallès und Ferré von Neuem entfliehen. Zum zweiten Mal stürzte Vallès sich auf den Offizier.

Zwei Kolbenschläge, die ihm ein Soldat mit aller Gewalt auf den Kopf versetzte (lui asséna sur la tête) betäubten ihn, er wankte, aber erst unter den Kugeln fiel er, um sich nie wieder zu erheben. Er wurde aus nächster Nähe (à bout portant) erschossen.

Ferré wurde nun ebenfalls gepackt und gleich Vallès erschossen.

Die Menge betrachtete einige Augenblicke lang die Leichname dieser zwei Banditen und zerstreute sich dann allmählich.

Man ließ die Cadaver eine Zeitlang im Schmutz liegen.

(„Paris-Journal".)

Wir sind in der schmerzlichen Lage, der Zahl der unschuldigen Opfer unserer inneren Zwietracht den Namen eines jungen, 28jährigen Mannes hinzufügen zu müssen, des Herrn Faneau, Dr. der Medizin.

Dr. Faneau war zu Anfang des Kriegs in die internationalen Feldspitäler (Ambulanzen) eingetreten. Während der ganzen Belagerung von Paris pflegte er, ohne nur einen Moment zu erlahmen, die Verwundeten mit Eifer und Aufopferung. Nach der Revolution des 18. März blieb er in Paris und widmete seine Berufsthätigkeit wieder den Spitälern.

Am 25. Mai hatte er Dienst im großen Seminar von Saint-Sulpice, wo die Föderirten ein Lazareth errichtet hatten.

Als die Armee sich des Kreuzwegs von Croix-Rouge bemächtigt hatte, rückte sie bis zu dem Platz (Saint-Sulpice) vor. Eine Compagnie Linie kam an die Thüre des großen Seminars, wo die Fahne von Genf wehte.

Der commandirende Offizier verlangte mit dem Leiter des Spitals zu sprechen. Dr. Faneau, der als solcher funktionirte, trat heran.

„Sind hier Föderirte?“ fragte ihn der Offizier.

„Ich habe nur Verwundete! Es sind Föderirte, aber sie sind schon seit mehreren Tagen in diesem Spital.

Im Augenblick, wo er diesen Satz beendigte, fiel ein Schuß aus einem der Fenster des ersten Stocks und die Kugel traf einen Soldaten (?*).

Dieser Schuß war von einem der verwundeten Föderirten abgefeuert, der sich aus seinem Bett an's Fenster geschleppt hatte (?*)

Der Offizier, erbittert, wirft sich sofort auf Dr. Faneau mit den Worten: „Sie lügen! Sie haben uns eine Schlinge gelegt! Sie sind ein Freund dieser Schufte! Sie werden erschossen!“

Dr. Faneau begriff, daß es verlorene Mühe sein würde, sich zu rechtfertigen; er setzte der Exekutions-Mannschaft keinen Widerstand entgegen.

Einige Minuten später fiel der unglückliche junge Mann, von sechs Kugeln durchbohrt.

(„Siècle“ von 15. Juni.)

---

*) Beide Fragezeichen befinden sich im Original. R. d. V.

Druckfehler.

Heft I., Seite 25, Zeile 8 von oben, muß es statt Friede Krieg heißen —

COMMUNE DE PARIS.

GÉNÉRAL
COMMANDANT EN CHEF.

RÉPUBLIQUE FRANÇAISE
LIBERTÉ – ÉGALITÉ – FRATERNITÉ.

QUARTIER GÉNÉRAL de

Le 20 mai 1871.

Ordre

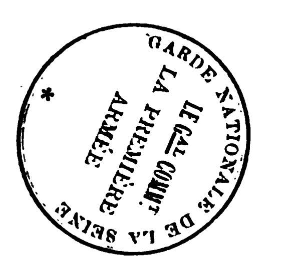
Au Colonel Favy

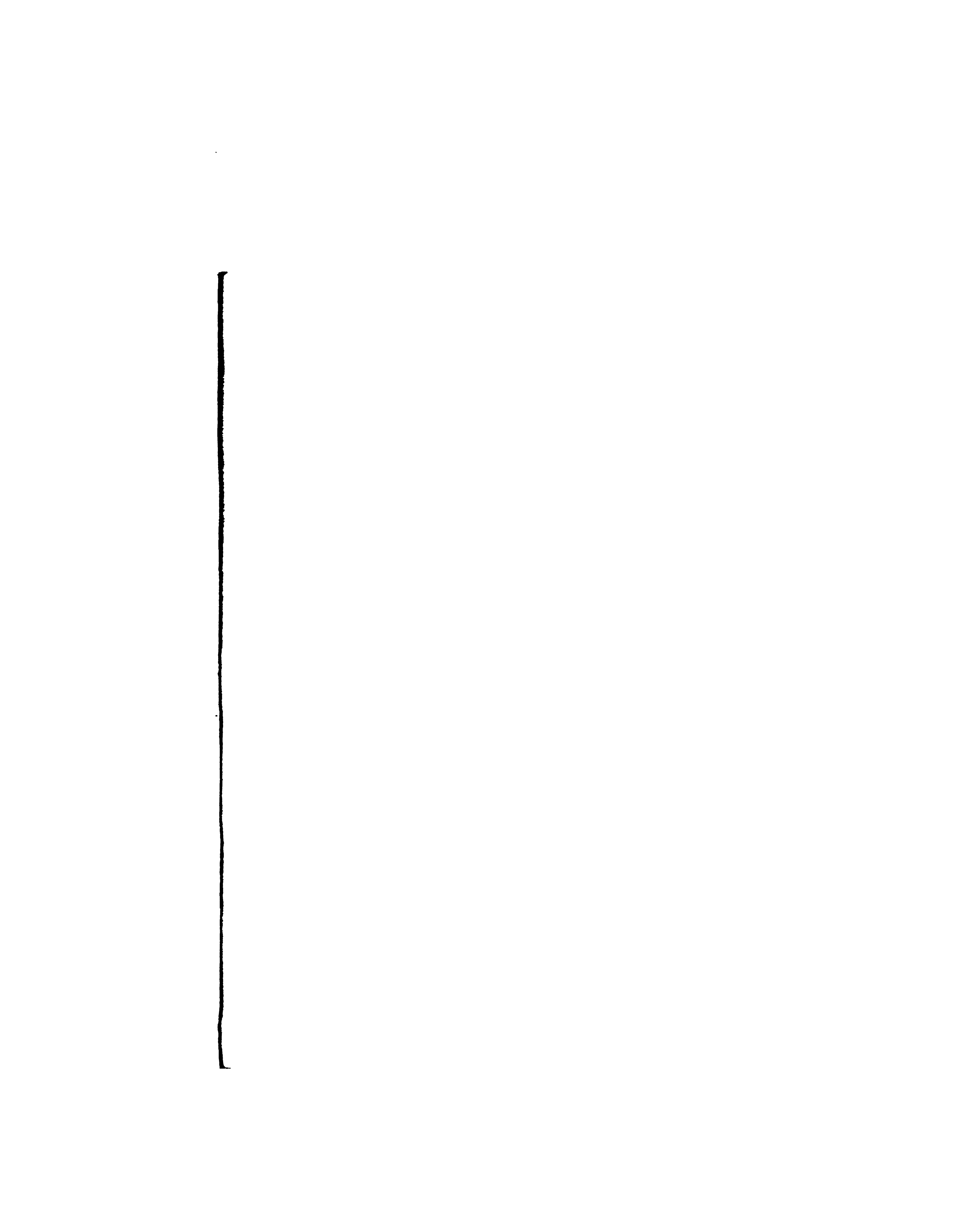
Envoyer immédiatement au bois de Boulogne

[illegible]

Cap. [illegible] est chargé de
diriger cette opération
Le Général Comt. la 1re armée.

J. Dombrowski

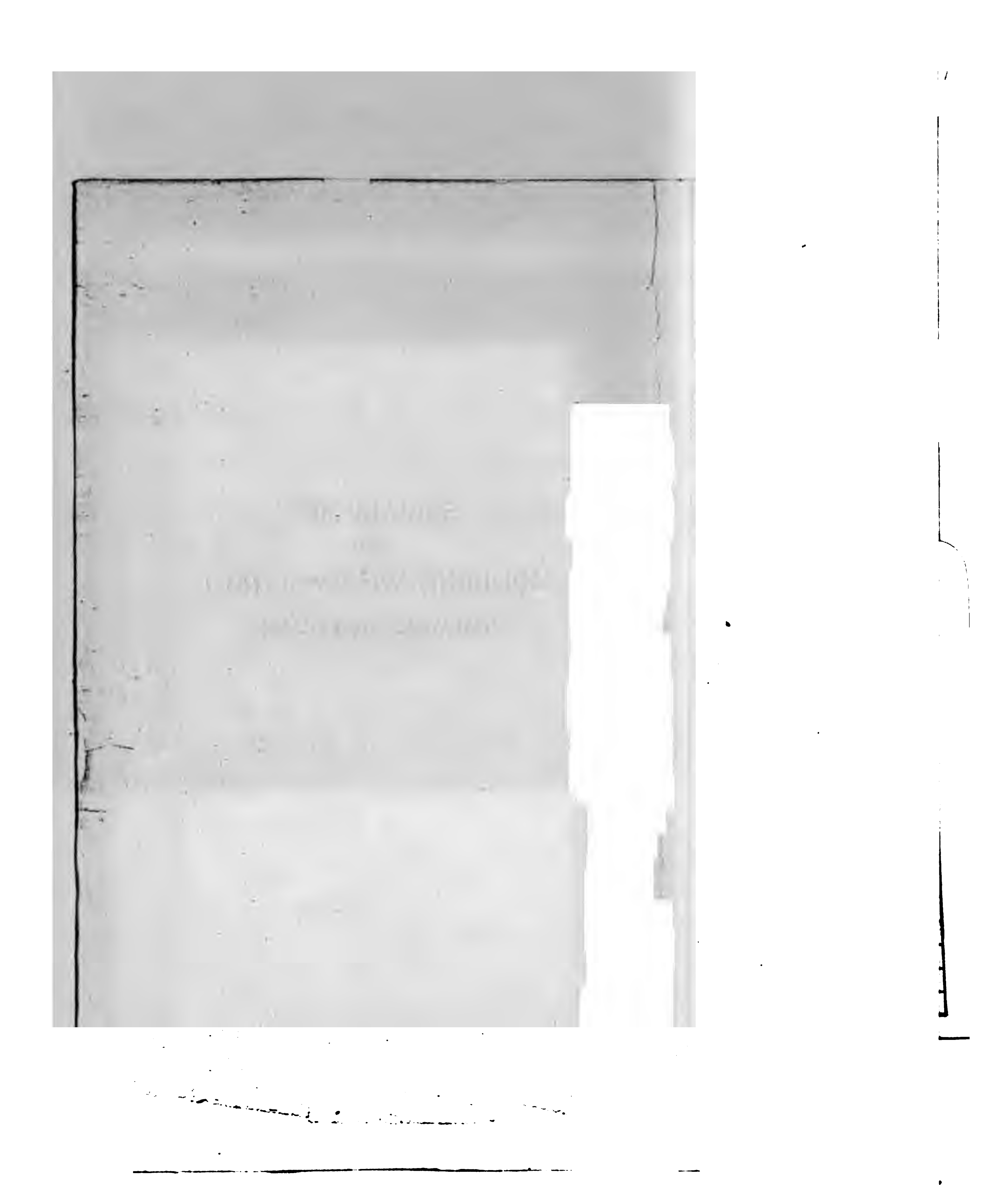




INHALT.

Das Werk bildet eine Weiterführung und giebt eine tiefere Begründung der bekannten früheren Arbeiten Lombroso's über die Natur der Genialität. Die scharfe Kritik der Gegner und die zu weit gehende Anwendung durch seine Anhänger finden in diesen neuen Studien eine Abfertigung und Korrektur. Einen bedeutungsvollen Fortschritt bildet die Ausdehnung der Untersuchung auf die Sinnesorgane und die feineren geistigen Funktionen einiger italienischer Forscher und Künstler ersten Ranges, an denen Lombroso ästhesiometrische, perimetrische und psychophysische Messungen vorgenommen hat. Wichtige neue Beiträge beziehen sich auf Hirngewicht und Varietäten der Hirnwindungen und ferner auf die Genialität des Weibes.

Einige ausführliche Biographien, die an Stelle der blossen Anekdoten und Namen-Aufzählungen der früheren einschlägigen Arbeiten Lombroso's treten, bilden einen besonderen Reiz des Buches. Dazu kommt ein interessantes Kapitel über gewisse rätselhafte Erscheinungen an Medien und Gedankenlesern.






Leben und Tha
Stanford
3 6105 0
DATE DU
STANFORD UNIVERSIT
STANFORD, CALIFORN

